Wittenberg und Rom.

Historisch-romantisches Gemälde

aus der

Reformationsgeschichte

von

H. E. R. Belani.

„Bei Gott ist die lebendige Quelle (des Heils und der Seligkeit) und in seinem Lichte sehen wir das Licht."
Psalm 36, 10.

Dritter Theil.

Leipzig, 1840.
Druck und Verlag von Philipp Reclam jun.

Fünftes Hauptstück.

Die Bannbulle.

„Verflucht wirst Du sein in der Stadt, verflucht auf dem Acker."
„Verflucht wirst Du sein, wenn Du eingehst, und verflucht, wenn Du ausgehst."
Im 5. Buch Mose 28, 16 u. 19.

Visionen im Kloster. — Luther unterdrückt Carlstadts grobe Schmähschrift. — Ecks Intriguen in Rom. — Hedwigs Genesung. — Ulrich von Hutten wirbt um ihre Hand. — Dessen Leben und Wirken. — Sickingen. — Dessen Herberge der Gerechtigkeit. — Päbstliche Anmaßungen. — Ecks Schrift über das Primat des Pabstes. — Verdammung Luthers in Rom. — Bannbulle. — Kaiser Karl V., dessen schonende Aeußerung. — Des Churfürsten Friedrich von Sachsen Gesinnungen für Luther. — Luthers kräftiges Versöhnungsschreiben an den Pabst. — Seine Lossagung von der herrschenden Kirche. — Verbrennung der päbstlichen Bannbulle. — Luthers Thätigkeit und Privatleben. — Guideons fanatischer Wahnsinn. — Angriff auf Luthers Leben. — „Gott hat es nicht gewollt!"

„Siehe, es wird Licht!" rief die bleiche, junge Kranke im Siechensaale des Nonnenklosters Nimtsch bei Grimma, und richtete sich im erregten Zustande halb empor auf ihrem niedrigen Lager, hielt die Hand über die tiefen, blauen Augen, als blende sie das Licht, und starrte dabei gegen die dunkle Decke, denn es war Nacht, und die kleine

eiserne Lampe auf dem Steintisch in der Mitte des Gemachs war verhüllt.

„Beruhige Dich doch, geliebte Schwester Hedwig," flehte die an ihrer Seite knieende junge Nonne, und bemühte sich, die erschöpfte Kranke wieder zum Niederlegen zu bewegen.

„Und siehst Du das Licht nicht?" fragte Jene weiter; „Gott der Vater thront ja dort in himmlischer Klarheit, im wunderbaren Lichtglanz, an seiner Linken unser Herr und Erlöser mit den zwölf Wundenmaalen, darüber schwebend der heilige Geist in Gestalt einer weißen Taube, von der alles Licht ausgeht; zu seiner Rechten die ewige, gebenedeite Jungfrau Maria — Alles umflossen von rosigen Wolken, umschwebt von duftigen Engeln mit aurorafarbigen Flügeln, mitten im Kreise der eilftausend Jungfrauen, deren Harfenklänge mein entzücktes Ohr vernimmt — horch!" — —

„Der Herr ist König ewiglich, Dein Gott, Zion, für und für, Halleluja!"

Diese Worte des Psalmisten sang vierstimmig mit leise bewegten Tönen ein Chor Nonnen, welche im dunkeln Hintergrunde des Saals auf ihren Knieen lagen.

„Horch," rief die Kranke; „Engelchöre lobsingen dem Herrn!"

„Sie redet irre, die Arme," seufzte Katharina von Bora, denn sie war es, die an ihrem Siechbette kniete. „Wenn sie nur nicht wahnsinnig wird, oder stirbt," klagte sie, von namenloser Angst bewegt, vor sich hin.

„Der Herr hat sie hoch begnadigt mit wunderbaren

Visionen," sprach die Priorin des Klosters, zurückgewendet zu den übrigen Nonnen. „Sie ist eine Heilige!"

„Gebenedeit sei die Heilige!" sprachen diese murmelnd vor sich hin und beteten halblaut ein Ave Maria.

„Wehe!" schrie die Kranke mit markerschütternden Tönen, und sank zurück auf ihr Lager, indem sie beide Hände wie abwehrend von sich streckte und ihre tiefliegenden Augen den Ausdruck eines starren Entsetzens annahmen. „Wehe, wehe, wehe!"

„Was siehst Du?" fragte Catharina bleich und bebend.

„Meinen Vater und Martin Luther!" rief die Kranke, starr vor Entsetzen. „Furchtbar — gräßlich — Flammen der Hölle — Teufel schüren die Gluth — Luther — mein Vater — in den Höllenflammen! — auf ewig verdammt — — wehe — wehe — verdammt auf ewig!" —

Keine Feder beschreibt das Gräßliche dieser Schmerzenslaute, womit sie in wildem Wahnsinn diese Worte ausrief.

Aber noch schrecklicher wurden sie durch den Chor der Nonnen, die da mit schaurig gedämpften Stimmen aus den Klageliedern Jeremiä sangen:

„Darum hat sie des Herrn Zorn getroffen, weil sie die Priester nicht ehrten."

„Der Herr hat an ihnen seinen Grimm vollbracht, er hat seinen grimmigen Zorn ausgeschüttet, er hat zu Zion ein Feuer angesteckt, das auch ihre Grundveste zerstört hat."

„Siehe!" rief die Kranke aufs Neue phantasirend, und erhob sich im Bett, auf den einen Arm gestützt und

den andern emporstreckend; „auch das Himmelsbild Gottes, seines Sohnes und des heiligen Geistes ist verschwunden. Siehe, da thront der Pabst mit der dreifachen Krone auf dem greisen Haupte. Siehe ihn, umgeben von den Kardinälen und Großwürdenträgern der Kirche. Siehe, wie er da schleudert den Bannstrahl herab vom Stuhle Petri auf die Abtrünnigen und Ketzer, die da verdammt sind zu ewigen Höllenqualen."

Und die Nonnen sangen, wie zuvor, im schaurigen Unisono:

„Siehe, er fährt daher wie Wolken, und seine Wagen sind wie ein Sturmwind, seine Rosse sind schneller denn Adler. Wehe ihnen, sie müssen zerstört werden!"

„Aber Martinus Luther erhebt sich," fuhr die Seherin fort, „versöhnende Engel reichen ihm die Siegerpalme. — Verschwunden sind die Flammen der Hölle. — In Nebel zerfließen der Pabst und die hohe Clerisei. — Mein Vater schwebt empor zum Himmel. — Er trägt die Märtyrerkrone auf dem Haupte. — Siehe, Martinus Luther ersteigt den Felsen Petri. — Horcht auf, wie er singt:

„Ein feste Burg ist unser Gott,
Ein gute Wehr und Waffen;
Er hilft uns frei aus aller Noth,
Die uns hat jetzt betroffen.
Der alte böse Feind,
Mit Ernst er es jetzt meint,
Groß Macht und viel List
Seine grausam Rüstung ist.
Auf Erden ist nicht sein's Gleichen.

Mit unsrer Macht ist nichts gethan,
Wir sind gar bald verloren;
Es streit't für uns der rechte Mann,
Den Gott selbst hat erkoren.
Fragst du, wer der ist?
Er heißet Jesus Christ,
Der Herr Zebaoth,
Und ist kein andrer Gott,
Das Feld muß er behalten."

Dieses schöne Lied Luthers, das die Seherin aus unbewußten Erinnerungen hersagte, da es ihr Vater oft gesungen hatte, war damals noch wenig bekannt. Auf die Nonnen, die es zum ersten Male hörten, machte es den tiefsten Eindruck. Sie erhoben sich und sahen einander an. — „Was ist dieses?" fragte Eine die Andere, „ist Bruder Martinus ein Verdammter oder ein Heiliger worden?"

„Hört nicht auf sie!" rief die Novizmeisterin. „Sie ist eine vom Teufel Besessene, und die Katze mit neun Schwänzen *) wird ihr den bösen Geist bald austreiben."

Damit häkelte die Ketzermeisterin dieses geistliche Strafinstrument vom Gürtel los, und war im Begriff, die bewußtlos dahingesunkene Seherin damit zu schlagen; allein Schwester Katharina fiel ihr in die Arme und rief flehend: „O, schlaget sie nicht, sie ist frömmer denn wir Alle, und, hoch begnadigt von Gott und der heiligen Jungfrau Maria, durchschaut sie die Zukunft gleich einer göttlichen Prophetin, und was sie sagt, wird gewißlich wahr werden; denn Bruder Martinus ist wahrlich kein Ketzer und Abtrünni-

*) Geißel mit neun Strängen.

ger, sondern ein Verkündiger des Worts. Mag der Pabst ihm drohen mit Bann und Interdict; er wird nicht weichen und wanken vom reinen Evangelium Jesu Christi. Deß bin ich gewiß, denn eine Stimme Gottes verkündet es in meinem Herzen."

Katharina von Bora stand dabei begeistert ihr gegenüber, als sei sie selbst eine Seherin geworden. Die Macht der Wahrheit und die Kraft der Ueberzeugung sprach aus ihren glänzenden, sonst so bescheiden niedergeschlagenen Augen, ihre ganze Gestalt war höher und edler geworden, und alle Nonnen betrachteten sie mit einer frommen Scheu und Bewunderung, die ihren begeisterten Worten Eingang gewährte. Selbst die sonst so strenge Zuchtmeisterin wagte nicht die bereits gehobene Geißel gegen sie zu gebrauchen.

„Unglückliche!" rief sie ihr zu; „Du selbst bist auf dem Wege zur Ketzerei und Abtrünnigkeit, geh in Deine Zelle, faste drei Tage und Nächte, und bete dreihundert Ave Maria, damit Dir der Herr Deine Sünden vergebe."

„Wie?" sprach Katharina, die in ihrer einmal aufgeregten Stimmung den wunderbaren Muth der Begeisterung hatte. „Kann es Gott wohlgefällig sein, daß der Mensch die ihm von Gottes unendlicher Güte geschenkte Gabe von Speise und Trank verschmäht? wie kann das gedankenlose Herplappern lateinischer Gebete Gott versöhnen? — Was würde unser Pater Martin Luther dazu sagen, dieser Mann des Lichts und der Aufklärung, dieser Mann ohne Furcht und Tadel, den ich bewundere, seitdem ich eine Predigt von ihm gelesen und mit seinem Geiste mich befreundet habe!"

„Wehe über das räudige Schäflein!“ rief die Zuchtmeisterin mit erhobenen Händen aus und wendete sich an die andern Nonnen: „Du aber, reine, unbefleckte Heerde der Lämmer Gottes, meide fortan ihren Umgang, damit nicht ein räudiges Schaf die ganze Heerde anstecke!“

Katharina aber breitete weinend die Arme aus gegen die eingeschüchterten Nonnen und rief: „O, ist denn Keine mehr unter Euch, geliebte Schwestern, die noch den Muth hätte, mich lieb zu haben?“

„O, wir Alle, wir Alle!“ riefen die jüngern derselben, und drängten sich, die Trostlose in ihre Arme zu nehmen und sie zu beruhigen, indem sie Alle versprachen, für die Irrende beten zu wollen, damit sie nicht Schaden an ihrer Seele nehmen möge.

„Wo bin ich? Was ist mit mir? Was wollt Ihr Alle hier?“ rief die darüber ganz vergessene Kranke, die zum vollen Bewußtsein zurückgekehrt war; und es zeigte sich nun, daß sie kein Wort von dem wußte, was sie während ihrer Geistesabwesenheit geredet und verkündet hatte.

Aber mit ihrem Erwachen waren auch alle Qualen eines gebrochenen Herzens unter unaufhörlichen Selbstanklagen wieder über sie gekommen. Ihre hoffnungslose Liebe, das Gefühl des Verlassenseins, der Schmerz über den qualvollen Tod ihres Vaters bedurften kaum noch der Gewissensbeängstigungen, womit sie sich marterte bei dem innern Zwiespalt ihrer Seele in Hinsicht der Glaubensmeinung, um das so tief fühlende Mädchen gemüthskrank zu machen. Zudem hatten die körperlichen Anstrengungen einer so weiten

und abenteuerlichen Reise, dann die Fasten, nächtlichen Gebete und Kasteiungen, welche sie sich selbst auferlegt hatte, um sich mit Gott zu versöhnen, ihre Gesundheit zerrüttet, ihre Nerven überreizt, und so ein langsames Siechthum über sie gebracht, in welchem die wunderbarsten Visionen sie ahnende Blicke in die Zukunft thun ließen, die jedem sich selbst bewußten Menschen verschlossen bleiben.

Indeß entwickelten sich in Luthers Leben und Wirken die Ereignisse, die sie in dem Zustande ihres Hellsehens vorher verkündet hatte.

Der Doctor Martinus Luther saß eines Abends in seiner Zelle im Augustinerkloster zu Wittenberg, und hatte die Feder niedergelegt, denn er war sehr betrübt und verstimmt geworden über die mancherlei Zumuthungen und Umtriebe des päbstlichen Kammerherrn von Miltitz, der gegen Ende Augusts (1520) sich bei dem Generalcapitel der Augustiner in Eisleben eingefunden und den Convent beredet hatte, einige Abgeordnete an Luther nach Wittenberg zu senden, um ihn zu bewegen, nochmals ein versöhnendes Entschuldigungsschreiben an den Pabst zu erlassen. Nun hatte er nicht umhin gekonnt, wegen seiner Ordensverhältnisse solches zuzusagen, doch mit dem ausdrücklichen Vorbehalt, nichts zu widerrufen. Jetzt hatte er den Versuch gemacht, dieses Schreiben abzufassen, aber eine innere Stimme war ihm entgegen. Er warf die Feder hin und rief: „Helf Gott — ich vermag es nicht! Den Frieden wünsche und begehre ich von Herzen; aber

der Wahrheit kann und darf ich nichts vergeben, dazu verpflichtet mich mein Doctoreid der Theologie. Wie soll ich es nun machen, um meine Vorgesetzten zu befriedigen und den Pabst zu versöhnen, ohne mein Gewissen zu beschweren?"

Mit diesen Gedanken hatte er den Kopf auf die Hand gestützt und die Augen starr gegen die schwere Eichenthür des gewölbten Eingangs gerichtet; da öffnete sich diese und der kleine, lebhafte Doctor Carlstadt trat ein. Seine kleinen dunkelbraunen Augen blitzten ihm im schwärzlichgebräunten Antlitz, und in der Hand hielt er, in der Luft fechtend, ein Manuscript empor.

„Ecce homo — sieh hier, Mensch!" schrie er mit triumphirender Miene mit seiner heisern, unangenehm tönenden Stimme. „Hier, neue Waffen; ein ganzes Arsenal von grobem Geschütz gegen unsern Erzfeind, den Päbstler, den Großmaul, Johann von Eck!"

Damit warf er die Handschrift vor Luther auf den Eichentisch, schlug wie ein tapferer Mann mit der Faust darauf, und deutete dann mit dem Zeigefinger auf den Titel, den er dem Doctor vor Augen schob.

„Was soll das?" las Luther: „Wider den viehischten Esel und angemaaßten Doctorlein u. s. w."

„Johann Eck, ja, ja!" rief Carlstadt mit einem Ausdruck von Hohn und Selbstgefühl, der sich sprechend auf seinen markirten Gesichtszügen ausgeprägt hatte.

„Und Du meinst wirklich, durch solche pöbelhafte Schimpfreden die Sache besser zu machen?" fragte der

Doctor Martinus unwillig, und zerriß das Titelblatt von oben bis unten.

„Oho!“ fiel ihm Carlstadt erschreckend in die Rede und versuchte seine Hand aufzuheben. Aber Luther sprach: „Nach diesem Titel zu urtheilen, wird die ganze Schrift nichts sein, als ein eitel Geschimpfe. Ich fürchte zwar den Krieg nicht und weiche keinem redlichen Kampfe aus, allein ich mag ihn nicht herausfordern, am wenigsten mit solchen Waffen des Pöbels, die edlen Rittern im heiligen Kampfe für das Licht des Evangeliums nicht geziemen wollen, wie mich bedünken will.“

Damit stand er auf und legte das Manuscript auf eine glühende Kohlenpfanne, wo es die Flammen alsbald ergiffen und verzehrten. Carlstadt wagte nicht, ihn daran zu hindern.

„Aber Ihr wißt wohl nicht, gelahrter Herr Doctor,“ sprach er kleinmüthig, „was dieses angemaßte Doctorlein aus Ingolstadt gegen Euch betreibt?“

„Nun, was sollte ich's nicht wissen,“ meinte Luther im gleichgiltigsten Tone, „daß dieser große Bauer und lächerliche Prahlhans, weil er mich zu Leipzig nicht hat erschlagen können, schon zu Anfang dieses Jahres nach Rom gereist ist, um dort am päbstlichen Hofe seine Bolzen zu drehen und Praktiken gegen mich zu üben.“

„Aber welche Praktiken!“ rief Carlstadt und zog lebhaft einen Brief aus der Tasche, den er entfaltete und Luther vorlegte.

„Ein Brief von Eck und an Dich?“ fragte Luther erstaunt.

„Ja, von ihm und an mich,“ jubelte Carlstadt mit unaussprechlichem Hohn. „Um Euch besser angreifen zu können, will er Euch isoliren und mich von Euch abziehen. Sehet da, wie er mir mit erheuchelten, glatten Worten rathen will, mich loszusagen von Eurer Meinung, die er Ketzerei zu schelten sich erfrecht, und als Grund anführt, daß die päbstliche Bannbulle gegen Euch, den Augustiner Doctor Martinum Luther, bereits fertig geworden sei und nächstens in die Welt erlassen werde, um Euch ganz sicher auf den Scheiterhaufen zu bringen.“

„He, was?“ rief Luther, ausbrechend in ein seltsames Lachen, und überlas die Stelle noch einmal, als traute er seinen eigenen Augen nicht; „eine päbstliche Bannbulle gegen mich? Nun, damit mögen sie nur angestiegen kommen; aber ich werde ihnen schon dienen. Wahrlich, ich sage Dir, sie werden damit ihre Sache nicht besser machen, sondern sich selbst viel Unheil über den Hals ziehen. Bis jetzt habe ich nur kleines Spiel getrieben; aber so sie mich angreifen, werde ich mich wehren, und dann, durch keine Rücksichten mehr gebunden, soll die Schärfe meiner Feder sie vernichten in der öffentlichen Meinung.“

Luther war aufgestanden. Seine ganze Haltung war ritterlich geworden. Der edle Zorn hatte sein Antlitz geröthet und der Muth eines Helden strahlte aus seinen Augen.

„O, Ihr wißt noch nicht Alles!“ rief Carlstadt ju-

belnd. „Siehe, hier haben sich die Päbstler mit eigenen Waffen geschlagen. Um mich zu gewinnen, begeht dieser Eck die Dummheit, sich den Schein der Unparteilichkeit geben zu wollen, als tadle er, was zu tadeln sei. — Hier schreibt er," und damit nahm er den Brief vor die Augen und las: »Von Rom habe ich Aergeres gehört, als ich nun sehe und erfahre. So aber etwas Böses hier geschieht, hat's daher ein größer Ansehen, daß aus allen Orten, so weit die Christenheit reicht, die Grundsuppe alles Lasters und Standes der ärgsten Buben sich hier findet. Es geht am römischen Hofe noch viel gräulicher und schrecklicher zu; wie man jetzt auch siehet, daß es an der Bischöfe in Deutschland, auch vieler Fürsten Höfe pfleget zu gehen.«

„Nun bei Gott!" rief Luther aus und schlug seine Hände voll Verwunderung über einander; „wenn des Pabstes Freunde so schreiben von seinem Hofe und dem römischen Unwesen, wie sollen denn seine Feinde von ihm schreiben? Indeß wollen wir nicht ermangeln, dieses Geschoß zurückzuwenden gegen dessen Urheber. So Du es erlaubst, werde ich diesen köstlichen Brief des Herrn Doctor Eck mit Anmerkungen herausgeben."

„O, mit Freuden!" rief Carlstadt und warf den Brief auf den Tisch; „dieser Angriff wird ihn mehr schlagen als mein »viehischer Esel« jemals vermocht hätte."

„Dazu helfe mir Gott!" rief Luther und reichte Carlstadt die Hand, dieser schlug ein und Beide schieden als Freunde.

Hedwig war vom Siechbett erstanden. Auch die Gemüthskrankheit hatte sie verlassen. Diese Erfolge verdankte sie der liebevollen Pflege und dem trostreichen, verständigen Zuspruch ihrer jungen Freundin Katharina von Bora. Und nun war sie ganz liebende Schwärmerin für diese Freundin geworden. Alle die unendliche Liebe, die dieses tieffühlende Mädchen für Guideon und für ihre nun verklärten Eltern empfunden hatte, war umgeschlagen in eine schwärmerische Freundschaft für Katharina von Bora. All ihr Sehnen ging dahin, sich mit ihr durch die engsten geistigen Bande und leibliches Beisammensein schwesterlich zu vereinigen. Ein weibliches Gemüth, das fühlt, hat nicht Zeit zum Denken. Alle Zweifel an der Unfehlbarkeit des Pabstes und der Heiligkeit der kirchlichen Satzungen waren aus ihrer Seele verschwunden. Der römische Cultus wirkt mächtig auf eine glühende Phantasie, und darum ist er den Bewohnern des Südens als Versinnlichung des göttlichen Wesens und Poesie der Religion so unentbehrlich, während die Völker des Nordens eher geneigt sind, sich in das Gebiet des Uebersinnlichen eines von aller Phantasterei gereinigten Glaubens zu erheben. So hatte auch die geheimnißvolle Mystik der Messe mit ihrer Pracht, ihren Weihrauchopfern, der fremden Sprache und feierlichen Bewegung der Priester auf dem fernen, vom farbigen Sonnenlichte magisch beleuchteten Hochaltar, das geheimnißvolle Flüstern der Ohrenbeichte, der Geisterchor schwarz und weiß gekleideter, bis an die Augen verhüllter Nonnen, der Nymbus der Heiligkeit ihres Standes, ihre

Zurückgezogenheit von der Welt, das Marterbild des gekreuzigten Heilandes, der Diamanten- und Goldglanz des wunderthätigen Marienbildes, der fromme Heiligendienst oder die Anbetung der von den Päbsten erhobenen Heiligen, welche die stillen Nonnen durch zart und künstlich aus Papier geschnitzelte und bunt bemalte Bilderchen feierten, selbst die frommen Kasteiungen des Fastens und nächtlichen Betens, die mystische Bedeutung des Rosenkranzes und das Murmeln der Ave Maria und Paternoster — das Besprengen mit dem Weihwedel der Priester und das Eintauchen der Finger in das Weihwasser und sich selbst Bekreuzigen bei dem Eintritt in die Kirche, das Knieen und Psalmiren unter den erhabenen Spitzgewölben des gothischen Doms, umgeben von der dämmernden Symmetrie zarter und schlanker Pfeiler, die wie die Pinien eines Waldes die helldunkle, geheimnißvolle Wölbung trugen, überhaupt die ganze hinreißende Macht der Sympathie eines Cultus, der auf kindliche Gemüther wie auf poetische, auf sinnenglühende wie auf phantastische, einen so hinreißenden Eindruck macht, — auch ihr vom tiefsten Weh der Seelenschmerzen und vom Gefühl des Verlassenseins gleich durchdrungenes Gemüth ergriffen, und ihr Wunsch, in die Gemeinschaft der frommen Schwesterschaar als eine Braut Christi aufgenommen zu werden, war so lebhaft und dringend geworden, daß sie täglich die Priorin mit Bitten angegangen war, sich für die Verkürzung ihres Noviziats bei dem Bischof zu verwenden und den Tag ihrer Einkleidung als Nonne zu beschleunigen. Ihr Wunsch

war erfüllt, und die große Scheidestunde von der Welt, von ihren Hoffnungen und Schmerzen, Freuden und Leiden stand bevor.

Da übergab ihr eines Abends Katharina von Bora, die mit ihrer geliebten Mutter durch die gewonnene Pförtnerin immer noch im geheimen Briefwechsel stand, einen Brief, der von Martin Luther eingegangen war. Diesem lag ein Brief bei, der sie auf das Höchste und seltsam überraschte.

„Allerschönste Jungfrau!" lautete der an Hedwig Kaiser addressirte Brief. „Euch wird sonder Zweifel nicht entgangen sein, wasmaßen ich seit unserm ersten Begegnen auf dieser Pilgerfahrt des Lebens von seltsamer Liebe und ehrbarlicher Minne zu Euch entglommen und entbronnen bin. Dazumal aber war ich einerseits vom bösen Siechthum heimgesucht, andererseits von den kirchlichen und Welthändeln dermaßen umstrickt, daß ich mein Leben als eine ruhe- und rastlose Pilgerfahrt betrachten mußte, auf welcher mir wohl der Lorbeer des Dichters und des Kriegers, auch die Dornenkrone des Märtyrers, nicht aber die Fackel des heidnischen Gottes Hymen oder das christliche Sacrament der Ehe beschieden sein konnte. — Nun aber haben sich die Sachen anders gestaltet. Aus der bittern Fehde der Bündler gegen den böslichen Mörder meines Bruders, Herzog Ulrich von Würtemberg, bin ich mit heiler Haut, fröhlichen Gemüths und leiblicher Genesung an den Hof meines hohen Gönners, des aufgeklärten Erzbischofs von Mainz zurückgekehrt, und nachdem ich dem Pabste und

der hohen Clerisei noch einige Satyren und böse Episteln an den Hals geschleudert habe, hat Erzbischöfliche Gnaden sich am Ende durch Andringen des Kaisers Carolus V. und des Pabstes Leo X. genöthigt gesehen, mich aus höchstdero Diensten zu entlassen, mich aber dero fernern Schutzes zu versichern, so ich von jetzt an mindestens still und ruhig sitzen würde. Derohalben habe ich mich mit meiner Familie und ganzem Gesippe wiederum ausgesöhnt, und sitze nun hier auf dem Gute meiner Mutter, das mir nach der schändlichen Ermordung meines ältern Bruders nun als Erb= und Lehnsherr zufallen wird, und da habe ich denn ihren Bitten und Thränen und dem Drange meines Herzens nachgegeben und mit Gott beschlossen, fortan ein stilles und friedliches Landjunkerleben zu führen, der Feder und Poesei für immer Valet zu sagen, und mir ein ehelich Gemahl zuzulegen, das mich ehren und lieben und im Alter pflegen könne; solches jedoch nur unter der Condition, daß Ihr, allerschönste Jungfrau, mir hold und gewärtig sein würdet, solche Stelle in meinem Herzen und Hause anzunehmen. Da liegt die Frage, die über mein Leben und Wirken, mein Leiden und Freuden entscheidet. Jacta est alea! *)

Ulrich von Hutten,
Ritter des heil. römischen Reichs, Doctor der Rechtsgelahrtheit und gekrönter Dichter, auch sonst noch Erb= u. Gerichtsherr ꝛc."

---

*) „Der Würfel ist geworfen!" Ein Lieblingszuruf Huttens an sich selbst zur Kräftigung für irgend eine entschlossene That.

Martin Luther empfahl diesen Brief zur Beachtung und Befolgung, indem er zugleich der Ehe eine große Lobrede hielt und sie für eine Pflicht menschlicher Bestimmung erklärte. Er bezog sich dabei auf Salomon, der in den Sprüchwörtern (Kap. 18. V. 22.) sage: »Wer ein Weib findet, der findet was Gutes, und schöpfet ein Wohlgefallen von Gott; wie auch Zucht in der Ehe gehalten werden und Eines gegen den Andern Geduld und Liebe tragen und üben soll.«

Seine Meinungen über diesen hochwichtigen Gegenstand, besonders in Beziehung auf Priesterehe, gewannen erst später ihre abgeschlossene Entschiedenheit; jetzt war es nur im Allgemeinen eine Empfehlung des Ehestandes, womit er Huttens Werbung begleitet hatte.

Diese Werbung und Luthers Brief machten auf beide junge Mädchen einen sehr verschiedenen Eindruck. In Katharinas Busen schwoll eine Ahnung, daß sie ihre von der Natur dem Weibe vorgezeichnete Bestimmung verfehlt habe. Das Lob der Ehe aus dem Munde eines so gelehrten Mönchs zu hören, war ihr so neu als bedeutend. Ein tiefes Weh schrillte durch ihre Seele, und in diesem Gefühle rief sie ihrer jungen Freundin zu: „Es ist der Ruf des Himmels, der an Dich ergeht, geliebte Hedwig, folge ihm; ich beschwöre Dich bei Deiner Ruhe und Deiner Seligkeit!“

„Liebe Schwester!“ entgegnete Hedwig schwärmerisch lächelnd, und drückte ihre Hand an ihr Herz; „fühle, ob hier noch menschlich-irdische Wünsche klopfen? —

Nein, gewiß nicht; ich könnte keinem Manne mein Herz und meine Liebe weihen, die ja unserm liebsten Herrn Jesus zugewendet ist."

„Aber Du liebtest ja schon einen Mann, meine süße Schwester! Wie oft hast Du mir davon erzählt."

„Ich liebe ihn noch, aber wie einen theuern Todten, und werde ihn ewig lieben, wie ich ihn liebte, ohne Hoffnung!" rief Hedwig in Thränen ausbrechend. „Aber was ist diese Liebe? Dem Erdenleben gehört sie nicht an, sie schwebt wie ein Engel des Lichts mir voran und führt meine Seele in das ewige Reich jener himmlischen Liebe, die Gott ist; denn »Gott ist die Liebe« sagt die heilige Schrift, — und in dieser Liebe will ich auch leben und sterben und selig werden! Amen."

Nun ergriff Hedwig die Feder und schrieb, daß sie, dankend für das ehrende Vertrauen, seinen Antrag nicht annehmen könne, „denn — erklärte sie — mich ziehet eine höhere Liebe ab von den Täuschungen und Nichtigkeiten dieser Welt, und indem Ihr dieses leset, werde ich schon sein eine Braut Jesu Christi, dem ich mich in diesen Tagen feierlich verloben werde. Am nächstkommenden Sonntage, beliebt es Gott, werde ich Profeß thun und eingekleidet werden als Nonne."

Als Ulrich von Hutten diesen Brief empfing, rief er aus: „Auf denn zu Deinen Zelten, Israel! Für mich gibt es keine Ruhe und keinen Frieden auf Erden. Mein Element ist der Kampf gegen päbstliche und mönchische Unbill. Schon haben meine freien Schriften und Reden

viel Anklang gefunden bei deutschen Fürsten und Städten. Ich werde zunächst an den Hof des Erzherzogs eilen, um ihn persönlich zu gewinnen und in der großen Bewegung der Zeit mit fortzureißen. Schon erfüllt mich Siegeshoffnung und Zuversicht. Ich werde verkünden und weissagen in einer Schrift, daß Roms Tyrannei nicht mehr lange dauern wird. Schon ist die Axt an die Wurzel des Baumes gelegt. Alle werde ich aufrufen, nur Vertrauen zu ihren tapfern Anführern zu haben, und vor Allen zu jenem Martinus Luther, dem erleuchteten Vorkämpfer auf dem Wege des Lichts und des Heils. Und diesem werde ich zurufen, nicht in der Mitte des Streites zu ermatten, denn hindurch müssen wir. Die Lage ist günstig, die Kräfte sind herrlich. Es lebe die Freiheit! — jacta est alea — der Würfel ist geworfen! Ich habe es gewagt!"

In diesem Sinne schrieb er an Luther den schönen Brief voll der edelsten Begeisterung, der also beginnt:

„Wache auf, du edle Freiheit!"

Dann fuhr er fort:

„Wenn Euch in dem, was Ihr jetzund, wie ich sehe und spüre, mit großem Ernst und andächtigem Gemüth fürhabt und handelt, etwa ein Hinderniß fürfiele, wäre mir wahrlich eine kleine Freude. Wir haben dennoch hie etwas ausgerichtet und fortgesetzt; der Herr sei fürder auf unserer Seiten und stärke uns, um dessen willen wir uns jetzund hart bemühen, seine Sache zu fördern, und seine heilsame, göttliche, reine Lehre, so durch die Päbste, Statuten, Menschengesetze und Lehren bisher

verfinstert und verunreinigt, wiederum lauter und unverfälscht herfürbringen und an den Tag geben. Solches treibet Ihr gewaltig und unverhindert; ich aber nach meinem Vermögen, soviel ich kann. Wollte Gott, daß es Alle verständen und merkten, und sich selbst ohne unser Zuthun und Ermahnung erkennten und wieder zur rechten Bahn kehrten.“

„Es ist die Sage,“ fuhr er noch kräftiger fort, „daß Ihr excommunicirt und in den Bann gethan seid. O, wie seid Ihr so selig, Luther! Wie ein seliger Mann, sage ich, seid Ihr! Denn von Euch werden alle frommen und gottesfürchtigen Herzen singen und sagen: Sie rüsten sich wider die Seele des Gerechten und verdammen unschuldig Blut. Aber der Herr wird ihnen ihr Unrecht vergelten und sie um ihrer Bosheit willen vertilgen. Der Herr unser Gott wird solches thun, das ist unsere Hoffnung und Zuversicht. — Denn was meint Ihr wohl, daß für ein Unglück, Herzeleid und Nachtheil der ganzen Christenheit es bringen würde, wenn Ihr jetzund wegfielet? Doch was Euch anlanget, weiß ich gewiß, daß Ihr der Meinung seid, viel lieber zu sterben, denn daß Ihr solltet zu ihnen treten und mit ihnen eins sein. Mir ist auch wohl bewußt, daß sie mir sehr heftig nachstellen; darum will ich mich auch wohl fürsehen und hüten, aufs Beste so ich kann.“

Und er schloß mit dem feurigen Zurufe: „Seid nur keck und beherzt, und nehmet gewaltig zu und wanket nicht. Aber was ermahne ich einen Solchen, der es wahrlich

nicht bedarf? Ich will Euch in Allem, es gehe wie es wolle, getreulich beistehen; derohalben dürft ihr mir forthin, ohne alle Furcht, alle Eure Anschläge kühnlich offenbaren und vertrauen. Wir wollen durch Gottes Hilfe unser Aller Freiheit schützen und erhalten, und unser Vaterland von Allem dem, damit es bisher unterdrückt und beschwert gewesen, getrost erretten. Ihr werdet sehen, Gott wird uns beistehen. So denn Gott mit uns, wer ist wider uns?"

Dieser Ulrich von Hutten war indeß für die Sache der Aufklärung schon bedeutender geworden, als er selbst dafür halten mochte. Schon auf dem Reichstage zu Augsburg hatte er in einer feurigen Rede die Fürsten zum Türkenkriege aufgefordert, darin aber auch noch gesagt: „Noch dringender thut es eigentlich Noth, gegen den Pabst und Clerus zu Felde zu ziehen." Die Tyrannei der Päbste, welche Deutschland schmählich niederhielten und plünderten, während sie selbst in Leichtsinn und Ueppigkeit lebten, war das Hauptziel seiner scharfen, satyrischen Schriften. Er war bei alle seinem ritterlich-abenteuerlichen Sinne ein hochgebildeter Mann und gekrönter Dichter, vertraut mit den Wissenschaften und dem classischen Alterthume. Dabei geistvoll, furchtlos und unermüdet, noch dazu den höheren Ständen angehörend und in den vornehmsten Verbindungen lebend.

Einen solchen Mann, dessen Pfeile so sicher trafen, mußte der Pabst für nicht minder gefährlich halten, als Luther. Er hatte daher den Erzbischof Albrecht von Mainz,

bei dem Ulrich von Hutten sehr beliebt war, und selbst den Kaiser aufgefordert, jenen schmähsüchtigen Poeten und Gegner des Pabstes und der römischen Clerisei ihm zur gebührenden Bestrafung auszuliefern; allein mehr wurde nicht erreicht, als daß Albrecht von Mainz ihn von seinem Hofe entfernen und seine Schriften gegen den Pabst verdammen ließ.

Da hatte nun den wackern Vorkämpfer des Lichts ein tiefer Mißmuth ergriffen, und müde aller jener unfruchtbaren Kämpfe und Welthändel, war er auf das väterliche Gut in den Kreis seiner Familie zurückgekehrt. In dieser Stimmung hatte er auch den Bitten seiner Mutter nachgegeben, sich zu vermählen; doch mit dem ihm eigenen festen Willen nur mit der Erklärung, daß Hedwig Kaiser, die er längst im Stillen liebte, sein eheliches Gemahl werden solle, oder keine Andere.

Da war denn von diesem hilflosen armen Mädchen die bereits erwähnte abschlägige Antwort eingelaufen. Diese mochte wohl im ersten Augenblicke den angesehenen, und von Fürsten und Königen gefeierten Ritter nicht wenig überraschen und verletzen. Doch bald war in ihm das Gefühl zum Bewußtsein gekommen, daß er sein Lebensziel und seine höhere Bestimmung durchaus verfehlt haben würde, wenn er sich in diesen gewaltigen Wirren des großen Kampfes um das Licht, gleich einem unbedeutenden Landjunker zur Ruhe gesetzt hätte, und mit diesem Bewußtsein erlangte sein geistiges Leben einen neuen Aufschwung. Selbst den Fehlschlag seiner Werbung um

Hedwigs Hand mußte er als eine Ausgeburt des papistischen Geistes der Kirche betrachten, und desto glühender wurde sein Haß gegen das Pabstthum und die Clerisei, desto lebhafter sein Freiheitssinn, und desto herrlicher entfaltete sich jede Blüthe seines reichen Geistes. In dieser hochherzigen Stimmung beschloß er sein ganzes Leben dem großen Kampfe zu weihen.

Indem er sich die Gefahren nicht verhehlte, denen er entgegen ging, beschloß er, sich selbst jede Möglichkeit der Rückkehr zur weichlichen Ruhe abzuschneiden. Und mit dem Hochsinne ausgezeichneter Menschen entsagte er dem väterlichen Erbe zu Gunsten eines jüngern Bruders, nahm Abschied für immer von einer zärtlichen Mutter, die ihn beweinte als den verlornen Sohn, ohne seine Größe zu ahnen, und begab sich an das Hoflager des Kaisers Karl V., wo er voraussetzen durfte, bei dem Rufe seiner Tapferkeit und Talente und dem hohen Adel seiner Familie, eine seiner würdige Stellung zu finden, sei es in Kriegsdiensten, oder am Hofe oder im Rathe des Kaisers.

Da er aber nicht aufhörte gegen den Pabst und die hohe Clerisei zu schreiben, und jetzt sogar anfing seine Schriften deutsch drucken zu lassen, damit sie desto mehr in das Volksleben dringen möchten, indem seine frühern Schriften nur in der ihm sehr geläufigen lateinischen Sprache abgefaßt waren; so stieg die Erbitterung des Clerus gegen ihn immer höher. Der Kaiser, der es mit dem Pabste nicht verderben wollte, zudem auch ein strenggläubiger, von Mönchen erzogener Katholik war, wagte

es nicht, dem verketzerten Freigeiste Schutz und Anstellung zu gewähren, und Meuchelmörder bedrohten sein Leben. Da nahm sich ein trefflicher, aufgeklärter, kraftvoller und hochgestellter Mann seiner an; es war der Ritter und kaiserliche Rath Franz von Sickingen, der jenen höhern Rang eines Reichsgrafen, der ihm angeboten war, verschmähend, stolz auf seinen alten Adel, reich und unabhängig, als das Haupt der deutschen Ritterschaft betrachtet wurde, und im Besitze einer Macht war, die ihn manchem Reichsfürsten gleichstellte. Vor keinem Mächtigen der Erde sich beugend, stand er so hoch in der öffentlichen Achtung, daß Grafen und Ritter es sich zur Ehre schätzten, in seinem Gefolge aufgenommen zu werden.

Diesen Mann hatte Hutten am kaiserlichen Hoflager kennen gelernt. Gleiche Gesinnung und Anerkennung gegenseitiger Geistesgaben hatte beide Männer bald auf das Innigste befreundet. Doch betrachtete sich Hutten gegen ihn immer in der Stellung eines Schützlings gegen seinen hohen Patron, und mit wahrer Begeisterung schilderte er ihn später in Briefen an Erasmus von Rotterdam, einen eben so freigeistigen Gelehrten:

„Er ist ein Mann, dergleichen Deutschland lange Zeit nicht mehr gehabt hat, und er verdient auch durch Dich der Nachwelt empfohlen zu werden. Ich hoffe gewiß, daß Franz von Sickingen unserer Nation große Ehre bringen wird. Nichts bewundern wir an dem Helden des Alterthums, was er nicht nachzuahmen sich bestrebte. Er ist weise, beredt, thatkräftig, und Alles, was er spricht

und thut, ist edel und groß. Gott segne die Unternehmungen dieses deutschen Helden."

Und als er ihn noch näher kennen gelernt hatte, schrieb er an denselben vertrauten Freund, der sein früherer Lehrer gewesen war: „Wahrlich, eine größere Seele gibt es nicht in Deutschland. Ich wollte, daß ich nicht so viel Wohlthaten von ihm empfangen hätte, damit ich desto unbefangener sein Lob ausbreiten könnte."

Und dieses Lob war nicht unverdient. Treffliche Anlagen des Geistes, eine hohe Empfänglichkeit für die bedeutendsten Interessen der Menschheit, eine seltene Gradheit und unbestechliche Redlichkeit des Characters, unterstützt von einer imponirenden Persönlichkeit, machten Franz von Sickingen zu einem der bedeutendsten Charactere seiner Zeit.

Unter solchem Schutze konnte jedoch Ulrich von Hutten nur seines Lebens sicher sein, wenn er das Asyl annahm, das Sickingen ihm anbot.

Sickingen besaß so ausgedehnte Besitzungen, daß sie, zusammengelegt, manches deutsche Fürstenthum an Größe übertroffen haben würden. Seine festen Burgen galten für uneinnehmbar. Eine der festesten war die Ebernburg, wo nach Huttens glänzender Beschreibung: „Streitroß und Waffen gewahrtet, Müssiggang und Feigheit verachtet sind; wo die Männer, im ganzen Sinne des Wortes, als Männer sich zeigen, wo Gutes und Schlechtes nach Gebühr behandelt wird; wo für die Gottheit Verehrung, für die Menschen Sorgfalt und Liebe heimisch; wo alle Tugenden

ihren Preis erhalten; wo Habsucht nicht geduldet, Ehrgeiz geächtet, Meineid und Laster weit entfernt sind; wo Männer, von einer Glut der Freiheit erfüllt, verweilen; wo die Leute das gemeine Gold verschmähen und nur nach Großartigem streben; wo die, welche mit Abscheu vor dem Unrechte fliehen, stets nur dem strengen Rechte folgen; wo man Verträge hält, Treue ehrt, den Glauben hegt, die Unschuld schirmt; wo Redlichkeit aufblüht, geschworene Eide gelten. Dieses ist jene Herberge der Gerechtigkeit."

Und in dieser Herberge der Gerechtigkeit fanden jederzeit wegen Freiheit der Glaubensmeinung Verfolgte, als: ein Bucer, Oekolampadius u. A., gastfreie Aufnahme. Hier fand auch Ulrich von Hutten gegen seine Verfolger eine sichere Zufluchtsstätte. Und dort konnten diese freigeistigen Männer unter gegenseitigem Gedankenaustausche für die Sache des Lichts um so thätiger wirken; denn der aufgeklärte Besitzer dieser Burg hielt daselbst eine eigene kleine Buchdruckerei, die, weder von Censur noch irgend einem Preßzwange gedrückt, gleichsam das Asyl war, wohin verfolgte Gedankenfreiheit sich hätte flüchten können. Hierher wurde auch Luther von Sickingen eingeladen, für den Fall, daß er durch die Bannbulle sich gar zu hart gedrängt sehen sollte. Dort hielt sich auch Franz von Sickigen gern auf unter den freigeistigen Männern, die seine mächtig schützende Hand dorthin berufen hatte. Und bei dieser Gelegenheit war es, daß Ulrich von Hutten jenen starken Ritter und Gönner mit Luthers Lehren zu

befreunden wußte, dessen Schriften er im Drange eines bewegten Lebens noch nicht Zeit gehabt hatte zu lesen.

Dieses Bemühen und dessen Erfolge schilderte Ulrich von Hutten in einem spätern Briefe an Martin Luther mit den lebendigsten Farben.

„Der Einzige," schrieb er, „welcher sich mit unerschütterlicher Standhaftigkeit unserer annimmt, ist Franz von Sickingen, und auch diesen hätte man neulich bald zum Wanken gebracht, indem man ihm einige ungeheuere Dinge zeigte, welche Du solltest geschrieben haben. Um die widrigen Eindrücke zu vertilgen, welche man auf Franzens Gemüth gemacht, begann ich ihm Deine Schriften vorzulesen, welche er bis dahin nur kaum gekostet hatte. Er fand bald Geschmack an dieser Lesung, und weil er allmälig ahnete, welch ein Gebäude, und auf welchem Grunde Du es aufgeführt, so fragte er ganz verwunderungsvoll: »Ist denn wirklich Jemand kühn genug, alles Bisherige einzureißen? Und wenn er den Muth hat, besitzt er auch hinreichende Kraft dazu?« Ich aber habe ihn allmälig so begeistert, daß fast kein Abendessen vorübergeht, bei welchem er sich nicht Etwas aus Deinen oder meinen Schriften vorlesen ließe. Als einige seiner Bekannten und Freunde ihn neulich ermahnten, eine so bedenkliche Sache zu verlassen, antwortete er: »Die Sache, welche ich vertheidige, ist nicht bedenklich oder zweifelhaft, sondern die Sache Christi und die Wahrheit. Auch verlangt es das Wohl unsers Vaterlandes, daß Luthers und

Huttens Rathschläge gehört und der wahre Glaube vertheidigt werde.«"

So hatte die Sache der Reformation Luthers wieder neue kräftige Stützen gewonnen, während die Anhänger des Pabstes mit steigendem Eifer und mönchischer Hinterlist zu Werke gingen, um ihn völlig zu stürzen.

Die Universitäten Löwen und Cöln waren größtentheils mit Professoren aus dem Dominikanerorden besetzt, und Dominikaner waren die Vorsteher derselben. So lag es denn ganz im Geiste dieses Ordens, daß von dorther gelehrte Verdammungsurtheile über Luthers Lehre und Angriffe gegen den römischen Stuhl gesprochen wurden. — Darüber triumphirten die Anhänger des Pabstes, und glaubten nun bei so mächtiger Hilfe unter den Gelehrten um so hochfahrender auftreten zu können. Und so erschien denn von Rom aus eine Schrift, deren unerhörte Anmaßungen so frech und lächerlich waren, daß dadurch in der öffentlichen Meinung dem Ansehen des Pabstes mehr geschadet als genützt wurde. Und das Schlimmste war, daß diese Schrift unmittelbar vom Vatican ausging, nämlich von dem im Vertrauen des Pabstes hochstehenden Meister des heiligen Palastes, Silvestro Mazzolini, verfaßt war und daher für eine Maßregel des Erstern selbst gehalten wurde.

Man höre!

Zuerst äußert sich Silvester darüber empört, daß Luther es wage, von ihm, als einem der Mitrichter über Luthers

Lehren und Schriften, an den Pabst und dann sogar von diesem an ein Concilium zu appelliren, indem es über den Pabst keinen Richter gebe. Dieser sei der infallible Entscheider aller kirchlichen Streitfragen, der höchste Richter über alle theologische Zweifel; die päbstliche Herrschaft sei die einzige wahre Monarchie, die fünfte Monarchie, die im Daniel vorkomme; der Pabst sei der Fürst aller geistlichen, der Vater aller weltlichen Fürsten, das Haupt der ganzen Welt, ja, er sei dem Wesen nach die ganze Welt selbst.

Auch in einer andern Schrift erklärte er alle fürstliche Gewalt für eine Subdelegation der päbstlichen. „Der Pabst," sagt er, „ist erhaben über den Kaiser, mehr als das Gold über das Blei; ein Pabst kann Kaiser einsetzen und absetzen, positive Rechte geben und vernichten. Der Kaiser, mit allen Gesetzen, mit allen christlichen Völkern, würde gegen den Willen des Pabstes nicht das Mindeste zu bestimmen vermögen."

Die Beweise für solche Behauptungen waren freilich schwach genug; indeß war das Erscheinen dieser Schriften selbst von einer so hohen Stelle Beweis genug, wohin die Hierarchie strebte und wohin sie geführt haben würde, wenn nicht der kräftige Geist der Reformation in Deutschland sich zeitig entgegengestellt hätte.

Doch fehlte es auch dort nicht an servilen Seelen, die, um äußere Vortheile zu gewinnen, oder sei es auch aus Haß oder Vorurtheil gegen Luther, zur Feder griffen

und mit allem Anscheine einer gründlichen Gelehrsamkeit solche Anmaßungen zu unterstützen suchten.

Unter diesen trat der bedeutendste Gegner Luthers, Johann von Eck, am kräftigsten auf mit einer Schrift: »Ueber das Primat des Pabstes,« womit er schon im Februar desselben Jahrs (1520) zu Stande gekommen war.

Prahlerisch verkündete er im Eingange derselben, daß Luthers Behauptung: „Das Primat des Pabstes sei nicht von göttlichem Rechte,“ stattlich und klar widerlegt werden solle, wobei dann noch viele andere lesenswerthe Dinge vorgetragen werden würden, die er mit großer Mühe zum Theil aus seltenen Handschriften zusammengetragen, und mit äußerster Wachsamkeit verglichen habe.

„Merke auf, lieber Leser!“ rief er aus, „und Du sollst sehen, daß ich mein Wort halte!“

Nun bringt er einen Wust von Gelehrsamkeit und Citaten hervor, und stellt Behauptungen auf, die eine historische Kritik für grundfalsch erklären muß. So z. B. scheuet er sich nicht zu behaupten, Petrus habe sich 25 Jahre lang in Rom aufgehalten, als das rechte Vorbild der Päbste; Kardinäle habe es schon im Jahre 770 gegeben, indem der Kirchenvater Hieronymus selbst nichts Anderes gewesen sei, als ein römischer Kardinal. Er citirt darauf Zeugnisse von Kirchenvätern für jenes göttliche Recht der Päbste, die anerkannt untergeschoben sind, beruft sich auf Decretalen älterer Päbste, die allerdings Vieles beweisen würden, wenn sie nur nicht unecht wären, stützt sich auf einen unechten Canon, und so fort. So waren jene

Ansprüche des Pabstthums einer unbedingten, alle andern umfassenden irdischen Gewalt auf eine wahrhaft gigantische Fiction einer falschen Geschichte, und auf zahllose erdichtete Documente gestützt, welche eine spätere historische Kritik, sogar von Gelehrten der katholischen Kirche selbst, leicht umstoßen mußte.

Doch der damals in Deutschland erwachte freiere Geist griff das ganze, jede Staatsgewalt unmöglich machende, jede Civilisation hemmende, und der geistigen wie leiblichen Freiheit der Menschen verderbliche System der päbstlichen Obergewalt und Unfehlbarkeit mit dem entschiedensten Volksunwillen an, ohne sich lange mit gelehrten Erörterungen historischer Kritik aufzuhalten. Eck aber glaubte damit ein Meisterwerk geschrieben zu haben, wofür er großes Lob und Beförderung zu den höchsten Kirchenwürden zu erlangen hoffte.

Mit dieser Schrift hatte er sich nach Rom begeben, um dort auch persönlich für die Verdammung Luthers zu wirken. Die böse Welt behauptete indeß, Eck sei eigentlich von dem Wechselhause der reichen Fugger in Augsburg nach Rom geschickt, die durch Vermittelung der Zahlungen aller der Gelder, welche der Pabst in Deutschland zu erschleichen und zu erpressen wußte, bisher ein bedeutendes Disconto bezogen hatten, und nun durch das Fortschreiten der freiern Geistesrichtung in diesen Hauptquellen ihrer Reichthümer sich gefährdet glaubten. Wenigstens soviel ist gewiß, daß der Doctor Eck mit diesen Handelsherren im engsten Geldverkehr stand, und es ist eine nicht zu

bezweifelnde Thatsache, daß er zu Bologna in einer öffentlichen Disputation den Wucher vertheidigt hatte.

So wollte er denn in Rom wiedergewinnen, was er seit der Leipziger Disputation in Deutschland verloren hatte, Ehre und Ansehen.

Ueber die Wirksamkeit seines Auftretens in Rom rühmte er selbst in einem Schreiben: „Es ist gut, daß ich nach Rom gekommen bin, sonst hätten wenige von den Kardinälen nur etwas von der Ketzerei Luthers gewußt."

In der That hatten auch diese reichen, üppigen Kirchenfürsten andere Dinge zu bedenken, als das Heil der Kirche. So lange ihnen ihre unermeßlichen Einkünfte ungeschmälert aus der betrogenen Christenheit flossen, kümmerten sie sich nicht um die theologischen Streitigkeiten der Mönche, wofür ihnen der erwachende freie Geist in Deutschland galt, und so war denn allerdings ein Mann von Ecks kräftiger Beredtsamkeit und sophistischer Gelehrsamkeit nothwendig, um das Bedeutsame: „Wachet und seid auf Eurer Hut, so Ihr nicht Alles verlieren wollet, was jetzt Eure Lust und Eure Freude ist!" zuzurufen. — Seine Schrift war ganz dazu geeignet, das Dringende der Gefahr vor Augen zu stellen. Zuerst gewann er damit die Kardinäle Campeggi und Vio, dann durch diese den Pabst selbst für die Ueberzeugung, daß entschieden gegen Luther aufgetreten werden müsse; und der Pabst verordnete eine Commission von sieben Mitgliedern, um die Bannbulle gegen ihn zu berathen, und Johann von Eck, Luthers ärgster Feind, wurde ein Mitglied derselben.

Die Juristen der Curie hatten doch wenigstens noch so viel Gerechtigkeitsgefühl, zu verlangen, daß Luther nicht ungehört verurtheilt werden dürfe.

„Gott selbst," führten sie aus dem alten Testamente an, „hat Kain noch einmal vor sich gerufen." — Aber die Theologen wollten in keine Verzögerung willigen. Endlich vereinigten sich die Streitenden dahin, die aus Luthers Schriften auszuhebenden Sätze ohne Weiteres zu verdammen und ihm noch 60 Tage Zeit zu lassen zu widerrufen.

So kam denn die für den Fall, daß er nicht widerrufen werde, erst in Kraft tretende päbstliche Bannbulle zu Stande. Der Kardinal Anolti war der Verfasser des ersten Entwurfs derselben; doch erlitt dieser noch vielfache Veränderungen. Man fürchtete schon zum Voraus Luthers schlagende Rede und glaubte deshalb die äußerste Vorsicht und Umsicht bei der Abfassung dieses päbstlichen Bannfluchs anwenden zu müssen. Vier Consistorien wurden zu diesem Zwecke gehalten, in welchen jeder Satz einzeln durchgegangen und besprochen wurde. Der Eifer aller Mitwirkenden dabei war so groß, daß der Kardinal Vio sich trotz seiner Krankheit in die Versammlung tragen ließ. Damit noch nicht genug, beschied der Pabst noch die gelehrtesten Theologen Roms auf seinen Landsitz zu Malliano und wohnte ihren Berathungen persönlich bei. Auch Johannn von Eck wurde zugezogen. — So kam denn endlich am 16. Juni (1520) die päbstliche Bulle gegen Luther zu Stande, wurde vom Pabste unterzeichnet und auf der Staatskanzlei mit den großen anhängenden Siegeln

*

von Wachs in Kapseln versehen, wodurch solche Urkunden den Namen Bulla erhalten haben.

Man sollte meinen, ein so mühsam zu Stande gebrachtes Werk müsse ein Meisterwerk von Gelehrsamkeit und dialectischer Beredtsamkeit gewesen sein. Das war aber nicht der Fall.

Nach einem schwülstigen Eingange wurden einundvierzig Sätze aus den Schriften Luthers ausgehoben und als falsch, verführerisch, anstößig und geradezu ketzerisch bezeichnet. Die seine Lehren verdammenden Decrete der Universitäten Löwen und Köln dagegen wurden als gelehrt, wahr, ja heilig belobt; Christus ward aufgerufen, den Weinberg des Herrn zu beschützen, dessen Verwaltung er bei seiner Auffahrt dem heiligen Petrus anvertraut habe; Petrus selbst wurde aufgefordert, die Sache der römischen Kirche, der Meisterin des Glaubens, in seine heilige Obhut zu nehmen. Luther solle, wenn er binnen 60 Tagen nicht widerrufe, als ein hartnäckiger Ketzer, ein verdorrter Ast von der Christenheit abgehauen werden. Die verdammten Sätze zu lehren und anzunehmen, sei verboten bei Strafe des höchsten Bannes, des Verlustes aller Aemter, Würden und Beneficien, des geweihten Begräbnisses, der Acht und Aberacht u. s. w. Alle Schriften Luthers, in denen sich solche Sätze fänden, sollten verbrannt werden. Luther selbst und seine Anhänger, wo sie sich nicht unterwerfen würden, sollten von jener Frist an als erklärte Ketzer verdammt, allen Weltlichen und Geistlichen der Umgang und die Gemeinschaft mit ihnen verboten werden; jede weltliche und

geistliche Macht sei verpflichtet, ihn und seine Anhänger zu fahen, festzusetzen und auf Verlangen nach Rom zu liefern. Alle Orte, wo sie sich aufhalten würden, wurden mit dem Interdict bedroht. Das Ganze schloß mit Verwünschungen und Flüchen, die Luther und die sich zu ihm hielten, in den Abgrund der Hölle schleudern sollten.

So war denn der Bannstrahl über Luthers Haupt geschleudert, der einst zu Gregors VII. Zeit eine so furchtbare Waffe der päbstlichen Macht war, daß ein deutscher Kaiser, Heinrich IV., von dem päbstlichen Bann getroffen, verlassen von allen Menschen, auf dem Hofe zu Canossa drei Tage im Büßergewande im Schnee stehen mußte, um von der päbstlichen Allgewalt Gnade und Absolution zu erlangen. Jetzt aber waren es andere Zeiten. In der öffentlichen Meinung in Deutschland war bereits das Pabstthum und die Clerisei zu tief gesunken, um noch solche Wirkung durch ein päbstliches Machtwort hervorbringen zu können. Auch hat eine päbstliche Bannbulle nur da Wirksamkeit, wo sie gehörig verkündet ist. Die Verkündigung aber war unter solchen Umständen nicht ohne große Gefahr, Hindernisse und Beschwerden zu bewirken. Zwei fanatische Gegner Luthers hatten dieses große Wagstück übernommen, der Eine, Hieronymus Aleander, für die Gegend der Rheinlande; der Andere, Johann von Eck, im Norden Deutschlands.

Diese Emissaire aber hatten von oben her freie Hand; denn um die Bulle öffentlich anzuschlagen, bedurfte es keiner kaiserlichen oder fürstlichen Erlaubniß. Auch war Eck mit der gefährlichen Vollmacht versehen, überall diejenigen

anzugeben, die er für Anhänger Luthers und seiner Lehre hielt, und dann erstreckte sich die Wirkung des päbstlichen Bannfluchs auch auf diese mit.

So, schwellend von Siegeshoffnungen, reiste Johann von Eck nach Deutschland ab und begann das heillose Werk der Verkündigung der Bulle mit einem Befehl an die Universität Ingolstadt, deren Vorgesetzter er war, Luthers Schriften öffentlich zu verbrennen. Aber die Herren trugen Bedenken, einen Schritt zu wagen, der sie vor den Augen von ganz Deutschland als Dunkelmänner und Ignoranten gebrandmarkt haben würde, und der Doctor Eck mußte seinen Zorn weiter tragen, um Luther Verderben zu bereiten.

Anfangs schienen Ecks Bemühungen mit einigen Erfolgen gekrönt zu sein. In Meißen, Merseburg und Brandenburg wagte man nicht, die Verkündigung und den Anschlag der Bulle zu hindern. Mehrere angesehene Männer, die er der Lutherschen Ketzerei angeklagt hatte, mußten sich eidlich reinigen. In Ingolstadt wurden, auf Ecks Betrieb, Luthers Bücher im October 1520 in den Buchläden versiegelt. Der Churfürst von Mainz, der sich genöthigt gesehen hatte, Hutten von seinem Hoflager zu entlassen, konnte nicht wohl umhin, den Drucker der Schriften Luthers in das Gefängniß zu stecken; in Mainz ließ Aleander die Schriften Luthers verbrennen. Durch diese Erfolge wurde dieser Mönch so übermüthig, daß er sich vernehmen ließ wie Mazzolini: „Der römische Pabst kann

Kaiser und Könige absetzen; er kann zum Kaiser sagen: Du bist ein Gerber; so wird denn auch wohl der Pabst mit einem Paar elenden Grammatikern fertig werden können; auch diesen Herzog Friedrich wird man zu finden wissen."

Desto schlimmer war der Empfang der päbstlichen Emissaire an andern Orten.

In Leipzig erschien Eck mit der Bulle in der Hand. Herzog Georg ließ ihm zwar die üblichen Geschenke reichen, allein die Studenten schlugen an zehn Orten Drohbriefe gegen ihn an, so daß er nicht mehr auszugehen, noch weniger die Bulle anzuschlagen wagte. Dort und an andern Orten sang man Spottlieder auf ihn; viele Bischöfe weigerten sich die Bulle an den Kirchthüren anschlagen zu lassen; die Studenten zu Erfurt umgaben den Doctor Eck, entrissen ihm die Exemplare der Bulle, die er trug, rissen sie entzwei und warfen sie ins Wasser.

Am merkwürdigsten aber war die Wirkung der Bulle in Wittenberg. Wir werden später darauf zurückkommen.

Indeß war Luther so wenig als Miltitz müssig geblieben.

Miltitz wußte, daß Luther im Grunde aufrichtig zum Frieden geneigt war, wenn er auch den Kampf nicht scheute. Luther wünschte in der That nicht, das ganze Pabstthum zu erschüttern, sondern nur die Mißbräuche desselben abgestellt zu sehen. Er war durch die Bulle, die er gelesen hatte, zwar gegen die Curie des Pabstes erbittert, aber er hegte doch immer noch eine bedeutende persönliche Hochach-

tung gegen den Pabst Leo X., und es that ihm wehe, daß dieser sich nicht von der Wahrheit überzeugen lassen wollte. Schon hatte er an den Kaiser Karl V., an den Erzbischof von Mainz und andere Bischöfe in dieser Sache geschrieben, aber theils gar keine, theils abweisende Antworten erhalten. Alle diese Gründe wirkten zusammen mit einer Art von Gewissensbeunruhigung, die Staupitz in seiner bekümmerten Seele zu erregen wußte über das vielfache Unheil und die entsetzlichen Wirren, welche sein Widerspruch gegen päbstliche Gewalt erregt habe, um ihn bei einer letzten Zusammenkunft in Lichtenberg zu bestimmen, noch einen Versuch zur Versöhnung des Pabstes zu unternehmen und eine Art von Entschuldigungsbrief an ihn zu schreiben.

Er nahm die Gelegenheit davon, daß er dem Pabste eine kleine religiöse Schrift übersandte, die den eigentlichen Streitpunkt unberührt ließ. Um die indeß erlassene Bulle nicht berühren zu müssen, wurde dieses dritte Sendschreiben an den Pabst vordatirt, allein eine ziemliche Bitterkeit machte sich doch darin so sehr geltend, daß sich ein günstiger Erfolg davon unmöglich noch erwarten ließ.

„Ich bitte, heiliger Vater Leo," heißt es darin, „Du wollest meine Entschuldigung Dir gefallen lassen, und mich gewiß für den halten, der wider Deine Person nie etwas Böses fürgenommen, und der also gesinnt sei, der Dir wünsche und gönne das Allerbeste. In allen Dingen will ich gern Jedermann weichen; das Wort Gottes will ich und mag ich aber nicht verlassen, noch verleugnen. Das

ist aber wahr, ich habe frisch angetastet den römischen Stuhl, den man nennt römischen Hof. Indeß, Du sitzest, heiliger Vater Leo, wie ein Schaf unter den Wölfen, und gleichwie Daniel unter den Löwen, und wie Ezechiel unter den Scorpionen; was kannst Du Einiger wider so viele Ungeheuer? Und ob Dir schon drei oder vier gelehrte und fromme Kardinäle zufielen, was wäre das unter solchem Haufen? Ihr müßt eher durch Gift umkommen, ehe Ihr fürnehmt, der Sache zu helfen. Das ist die Ursach, warum es mir allzeit ist leid gewesen, Du frommer Leo, daß Du Pabst worden bist in dieser Zeit, der Du wohl würdig wärest, in bessern Zeiten Pabst zu sein."

Dann klagt er bitter über Cajetan, der unbescheiden, unrichtig und ungetreu mit ihm gehandelt; über Eck, der durch Ruhmsucht und Sophisterei das Feuer geschürt habe, und jetzt, da doch die Sache schon so weit gekommen, habe ihn Miltitz bewogen, an den Pabst zu schreiben.

„Also komme ich nun, heiliger Vater," schloß er, „und zu Deinen Füßen liegend bitte ich, wenn es möglich, wollest Deine Hände daran legen, den Schmeichlern, die des Friedens Feinde sind, und doch Frieden vorgeben, einen Zaum einlegen; daß ich aber sollte widerrufen meine Lehre, da wird nichts aus, darfs ihm auch Niemand fürnehmen, er wolle denn die Sache in noch größeres Gewirr treiben. Dazu mag ich nicht leiden Regel und Maaß, die Schrift auszulegen, weil das Wort Gottes, das alle Freiheit lehret, nicht soll noch muß gefangen sein. — Wo

mir diese zwei Stücke bleiben, so soll mir sonst nichts aufgelegt werden, das ich nicht mit allem Willen thun und leiden will. Ich bin dem Hader feind, will Niemand anregen noch reizen; ich will aber ungereizt sein. Werde ich aber gereizt, will ich, ob Gott will, nicht schriftlos noch sprachlos sein."

Dieser Brief war geschrieben, ehe Luther noch davon Kunde hatte, daß Eck im September mit der Bekanntmachung der Bannbulle an verschiedenen Orten schon den Anfang gemacht hatte. Sobald ihm dieses kund wurde, schrieb er im gerechten Unwillen eine „Appellation von dem Pabst an ein Concilium," mit der Bemerkung auf den Titel: „Zum ersten, als von einer freveln' Gewalt, vermessenen, ungerechten Richtern; zum andern, als von einem versteckten, irrigen, in aller Schrift verdammten Ketzer und Abtrünnigen; zum dritten, als einen Feind, Widersacher, Unterdrücker der ganzen heiligen Schrift; zum vierten, als von einem Verräther, Lästerer und Schwächer der heiligen christlichen Kirche und des freien Concils."

In einer andern Schrift: „Von der neuen Eckischen Bullen und Lüge," hatte er sich das Ansehen gegeben, als glaube er nicht daran, daß die Bulle ächt sei. Er nannte sie ein Machwerk Ecks, dem sie ganz gleiche.

Als aber endlich Eck es gewagt hatte, diese Bulle der Universität Wittenberg zuzusenden, mit dem Ansinnen, sie dem Doctor Martinus Luther zu publiciren und zu vollstrecken; als Eck zugleich den Doctor Carlstadt als dessen Anhänger und Genossen angegeben hatte, und nun der

akademische Senat im gerechten Unwillen über solche frevelhafte Angriffe auf die Lehrfreiheit der Universität, Beide zu den Sitzungen zuzog, worin die abweisende Antwort auf Ecks Ansinnen berathen wurde, so erwachte in Luthers Gemüth ein neues, frisches Leben, und an die Stelle früherer Zaghaftigkeit und Unsicherheit trat eine so lebendige Thatkraft und ein so edler Muth, daß er in der Schrift: „Wider die Bullen des Antichrists," jene schonende Maske, als halte er Eck für den Urheber der Bannbulle, abwarf und nun seinem Zorn die Zügel schießen ließ.

„Was wäre es nun Wunder," hieß es darin, „ob Fürsten, Adel und Laien den Pabst, Bischöfe und Mönche zum Lande hinausjagten?"

Auch in andern Schriften beleuchtete er die Bulle. So u. a. schrieb er an Spalatin: „Ich verachte selbige und greife sie allbereit als eine gottlose, lügenhafte und vollkommen Eckische Bulle an. Ihr sehet, daß darin Christus ist verdammet, keine Ursach angeführt, und ich endlich nicht zum Verhör, sondern zu einem Widerruf gerufen werde, daß man greifen muß, sie sein ganz rasend, toll und blind, sehen und denken nichts. Ich will jedoch des Pabstes nicht gedenken, sondern mit ihr, als einer erdichteten und erlogenen Bullen handeln, obwohl ich glaube, sie sei ihre ächte Brut. O, wollte Gott, daß sich Kaiser Carolus als ein Mann erwiese und um Christi willen diese Teufel angriffe. Ich für mich fürchte nichts. Des Herrn Wille geschehe!"

Einen höhern Aufschwung hatte seine Seele gewonnen.

Er fühlte sich nun auf einmal von allen beengenden Rücksichten befreit.

Alle diese Schriften wurden gedruckt, und nie wieder in spätern Zeiten zeigte sich so wie damals, welche ungeheuere Macht die freie Presse hat, wenn sie die Sache des Rechts und der Aufklärung vor den Richterstuhl der öffentlichen Meinung bringt. — Mit jener Bulle hatte der prächtige Pabst diesem einfachen Augustinermönch den Fehdehandschuh hingeworfen, und dieser hatte ihn aufgenommen, vom Pabste und seinem Anhange kühn sich losgesagt, und führte nun vor allem Volke mittelst der freien Presse jenen Vernichtungskrieg gegen das veraltete Pabstthum; und im Volke wurde jede neue Streitschrift Luthers mit Jubel und Theilnahme begrüßt, und einen Grundstein nach dem andern vom päbstlichen Ansehen und vom Bau der römischen Kirche riß er damit nieder.

Doch nicht genug, mit solchen Waffen zu kämpfen. Auch durch eine symbolische Handlung wollte Luther der Welt beweisen, daß die Kraft des reinen Evangeliums höher stehe, als jede angemaßte Autorität der römischen Hierarchie — und darum hielt er sich für berufen, durch einen offenen, nicht wieder rückgängig zu machenden Schritt seine Losſagung vom Pabste und von der Pabstgewalt feierlich und unwiderruflich der Welt zu erklären und den Bruch mit dem Pabstthum gleichsam zu besiegeln.

Es war früh Morgens am 10. December 1520, als am akademischen schwarzen Bret zu Wittenberg ein von

Doctor Martin Luther unterzeichneter Aufruf in lateinischer Sprache zu lesen war, des Inhalts, daß alle Wittenberger Studenten, Doctoren und Professoren, welche der feierlichen Verbrennung der antichristischen Decretalen beiwohnen wollten, sich um 9 Uhr Vormittags vor dem Augustinerkloster einfinden möchten.

Das Gedränge vor diesem Anschlage, den Tausende lesen wollten, war ebenso stark als später vor den Klosterpforten, wo Alles begierig war, das große Ereigniß zu erwarten.

Endlich öffneten sich die Thore des Klosters und in feierlicher Procession trat Martin Luther hervor, begleitet von einer großen Anzahl Doctoren, Magistern und Studenten. — Auf einem Kissen wurde ihm die Bannbulle und andere päbstliche und ihm feindliche Schriften vorgetragen. So kam endlich der Zug unter unermeßlichem Zudrängen einer zahllosen Menschenmenge hinaus vor das Elsterthor. Hier bildete sich ein weiter Kreis von Studenten, hinter welchem das Volk in schweigender Erwartung harrte. Luther selbst, seine nächsten Anhänger und Freunde befanden sich in der Mitte des Kreises. Angesehene Magister richteten die Brandstätte vor. Von allen Seiten trugen Studenten Reisig herbei und bald loderte die helle Flamme mit ihren dunklen Rauchwolken zum Himmel empor.

Nun warfen erst Luthers Freunde das canonische Recht, Emsers und Ecks Schriften, die Summa angelica und andere feindliche Bücher gegen Luther in die Flamme, nach-

dem jeder Titel abgelesen war und die Menge gebrüllt hatte: „Zum Feuer, zum Feuer damit!"

Endlich ergriff der Doctor Martin Luther die gegen ihn erlassene Bannbulle und augenblicklich herrschte das tiefste Schweigen, so daß man jedes Wort deutlich vernehmen konnte. Darauf rief er mit einer Bewegung des Gemüths, welche bezeugte, wie vollkommen er sich des großen Moments einer unwiderruflichen Lossagung von der herrschenden Kirche bewußt war; doch mit einer Kraft der Stimme, welche die Festigkeit seines Willens und die Höhe seines Muths verkündete: „Weil du den Herrn betrübt hast, so betrübe und verzehre dich das ewige Feuer!"

Damit warf er die Bannbulle des Pabstes Leo X. in die knisternde Flamme, und schwarzer Dampf wallte empor, als sei es ein Werk des Teufels, das hier vom Feuer verzehrt werde.

Anfänglich war die unermeßliche Menschenmenge von einem unwiderstehlichen Grausen über diese unerhörte That ergriffen. Alle fühlten, daß damit ein unheilbarer Riß in die veraltete Majestät des seit vielen Jahrhunderten für heilig gehaltenen Pabstthums geschehen war, daß ein nie wieder auszugleichender Bruch mit der römischen Kirche geschehen war; und da ergriff Alle das Gefühl der gewonnenen Geistesfreiheit, und mit lautem Jubel und Zuruf wurde Luthers That gebilligt und gut geheißen.

Aber damit war es dem nun zur vollen Kraft des Bewußtseins erwachten kühnen Reformator noch nicht genug.

Von der Brandstelle zurückkehrend setzte er sich nieder und erließ in alle Welt eine sogleich dem Druck übergebene Schrift, wodurch er seinen Schritt und dessen Beweggründe laut verkündete.

„Ich, Martinus Luther genannt," beginnt diese Schrift im feierlichen Tone eines Manifests, „Doctor der heiligen Schrift, Augustiner zu Wittenberg, füge männiglich zu wissen, daß durch meinen Willen, Rath und Zuthat Montag nach Sanct Nicolai, im Jahr 1520, verbrennt sind die Bücher des Pabstes von Rom und etlicher seiner Jünger. So sich Jemand verwundern sollte, wie ich mir wohl versehe, und fragen würde, aus was Ursach und Befehl ich das gethan habe, der lasse ihm hiemit geantwortet sein. — Zum ersten ist es ein alt herkommender Gebrauch, giftige, böse Bücher zu verbrennen," u. s. w.

Dann werden aus diesen Büchern dreißig Sätze ausgehoben, von welchen er sagt, daß sie darauf hinausliefen, zu behaupten: „Daß der Pabst ein Gott auf Erden, über alle Himmlische, Irdische, Geistliche und Weltliche, und ist Alles sein Eigen; denn Niemand darf sagen: Was thust Du? — Der Artikel sei diesmal genug. Ist aber Jemand des Pabstes Verwandter und lustig *), der unterwinde sich, dieselben zu schützen und zu verfechten, so will ich sie ihm wohl klarer ausstreichen **), und demselben viel

*) D. h. ist Jemand des Pabstes Anhänger und hat Lust zum Kampf, der rc.

**) Soll heißen: auslegen.

mehr bringen. Es sollen diese ein Anfang des Ernstes sein, der ich bisher doch nur gescherzet und gespielet habe mit des Pabstes Sache."

So hatte diese Bannbulle einen belebenden und stärkenden Einfluß auf Luthers Geist und Willenskraft gewonnen. Die Bulle, die ihn zum Geächteten machen sollte, machte ihn zum Geachteten, und wenn ihre Bestimmung dahin ging, ihn zu unterjochen und zu vernichten, so war ihr Erfolg, daß sein Ansehen und sein Einfluß höher stieg als jemals, und er aus den gedrücktesten Verhältnissen vielfältiger Rücksichten als ein wahrhaft freier Mann hervorging, der in der Verfechtung der Wahrheit des Evangeliums eine neue, wunderbare Kraft entwickelte, weil er nichts mehr zu schonen hatte.

„Mein lieber Philippus," sprach er einst zu Melanchthon, der ihn warnte, nicht allzu dreist aufzutreten, weil doch immer noch der Kaiser und viele der Reichsfürsten gegen ihn seien; „ich verkenne die Gefahren nicht, die mich bedrohen; selbst die Möglichkeit, um dieser Sache willen verbannt, gefangen und getödtet zu werden, stellt sich meiner Seele als sehr nahe und klar vor; allein mein Gemüth ist so festgewurzelt im Bewußtsein: das Recht und die göttliche Wahrheit auf meiner Seite zu haben, daß ich selbst der Todesgefahr zuversichtlich entgegensehe."

Seine Lebens- und Geisteskraft war damals gleichsam erhöht. Mit unermüdlicher Thätigkeit erließ er Schriften auf Schriften, in welchen wahrlich nicht das Angstgeschrei

eines Bedrückten, sondern der begeisterte Muth eines dem Tode geweihten Helden wehete.

Von allen Seiten erhielt er Zuschriften, die geeignet waren, seinen Muth zu erhöhen. So u. a. von einem schwäbischen Ritter, Namens Schaumburg, der ihn ermahnte, wenn er verfolgt werde, nicht nach Böhmen zu gehen, sondern sich nach Schwaben zu wenden, wo hundert mit ihm gleichgesinnte Ritter bereit wären, für ihn das Schwert zu ziehen und seiner großen Sache Gut und Blut zu weihen. — Auch der berühmte Kriegsherr und kaiserliche Rath, Franz von Sickingen, erließ ein Schreiben an ihn, worin er ihn aufforderte, muthig zu beharren, und dringend einlud, in seiner Burg Ebernburg ein Asyl anzunehmen, wo ihn weder weltliche Bosheit noch pfäffischer Trug erreichen könne.

Und so wenig hatten diese großen, ihn persönlich so nahe bedrohenden Bewegungen seine ganze Zeit und Seelenkraft in Anspruch genommen, daß er neben den vielen Schriften, die er damals im Druck erscheinen ließ, und den zahllosen Briefen, die er nach allen Richtungen der Windrose hin an Hohe und Niedere erließ, noch täglich seine Vorlesungen hielt, häufig predigte und mit voller Gemüthsruhe sich für die kleinsten häuslichen und persönlichen Angelegenheiten Anderer interessirte.

So lag ihm auch besonders das Heil der Universität am Herzen. Er stand deshalb mit dem churfürstlichen Rath Spalatin in beständigem Briefwechsel, schlug Veränderungen vor, insbesondere zweckmäßige Abtheilung der

Fächer, machte auf Gelehrte aufmerksam, die man als Lehrer berufen möge, und verwendete sich für Melanchthon um eine von diesem nicht nachgesuchte Gehaltsverbesserung, damit man dieses Juwel der Universität nicht verliere.

Für sich selbst hatte dieser herrliche Mann niemals eine Bitte, obgleich es ihm nicht selten sehr knapp ging. Dabei war er noch so wohlthätig, daß er Alles, was er hatte und erhielt, mit nothleidenden Menschen theilte.

Diesen schönen Zug seiner Humanität bezeugt das naive und gemüthliche Schreiben an Spalatin aus jener Zeit, worin es heißt: „Ich bitte Dich, daß Du in meinem Namen dankest dem Markus Schart für jene zehn Gulden; aber auf solche Art ein reicher Mann geworden, bin ich am selben Tage ärmer worden, als zuvor, durch das Bedürfniß einiger Menschen, welchen ich borgen muß. Es verdrießt mich an dem Volk Christi, daß so gar keine Liebe mehr da ist, und sie nicht einmal mehr zwanzig Gulden aufbringen können, einander beizuspringen. Ich meine, daß mir besagte Gulden zu dem Zweck geschenkt worden, weil der Herr wollte, daß durch mich Jenen geholfen werde, und doch reichte es nicht einmal. Darum klopfe auch Du beim allergnädigsten Fürsten für die Armuth an. Für mich bin ich durch die Gnade Gottes nicht in Sorgen."

Uebrigens lebte Luther nach wie vor im Augustinerkloster und bei einem höchst geringen Gehalt äußerst genügsam, fast Tag und Nacht mit Studiren und Schreiben beschäftigt. Für seine zahlreichen Vorlesungen und

Schriften nahm er niemals ein Honorar an, denn er hatte das lebendige Bewußtsein, daß er von Gott berufen sei, für das Heil der Menschheit am Werke des Herrn zu arbeiten.

Man glaube aber nicht, daß er darum ein pedantischer Gelehrter war. Seine heiteren, witzigen und immer belehrenden und anregenden Tischreden sind bekannt genug. Ihre derbe Ausdrucksweise gehört einer andern, noch nicht überfeinerten Zeit an, und war die Sprache eines kräftigen Mannes, der jedes Ding beim rechten Namen nennt. — „Ich verliere viel Zeit," schrieb er einst an Spalatin, „durch Gastladungen in der Stadt; ich weiß nicht, welcher Satan mir das antichtet; abschlagen kann man es nicht, und doch bringt es Schaden."

Gleichwohl war er dabei unter Freunden herzlich fröhlich und heiter, ließ sich das kräftige Merseburger Bier und Meißner Wein trefflich munden und brachte den muntern Trinkspruch auf: „Wer nicht liebt Wein, Weiber und Gesang, der bleibt ein Narr sein Lebelang!" Und als ein Freund von Musik und Gesang stimmte er den begeisterten Rundgesang an, den er selbst mit der Laute begleitete. — Oft war es aber auch ein schönes geistliches Lied, das er selbst gedichtet und componirt hatte, oder ein frommer Psalm Davids, der die anständige Fröhlichkeit in eine fromme Andacht verwandelte, und kam man dann auf die Wirren der Zeit zu reden, dann sprach er begeistert mit dem Muthe der edelsten Seele: „Mich schreckt jene Verfolgung so gar nicht, daß

ich mein Herz unglaublich, gleich einem Segel, anschwellen fühle, und ich jetzt begreife, warum in der Schrift die Geister mit Winden verglichen werden.“

Guideon war leider diesen päbstlichen Angriffen auf Luther nicht ganz fremd geblieben.

Wer jemals menschliche Seelenzustände beobachtet hat, der wird die Erfahrung gemacht haben, daß junge Männer, bei denen das Gemüth kräftiger ist als der kritische Verstand, durch große Erschütterungen der Seele gar leicht von einem Extrem auf das andere hinüber gerissen werden. So war es auch Guideon ergangen. Fortwährend im innern Zwiespalt zwischen dem prüfenden Verstande und dem ihm durch Erziehung und Verhältnisse fast zur andern Natur gewordenen kirchlichen Glauben, befand er sich, durch immer neu auftauchende Zweifel, in einem Zustande der beständigen Aufregung. Bald verwünschte er sein Mönchthum, das er für eine drückende Fessel gegen jeden Aufschwung geistiger Freiheit hielt; dann erklärte er in stillbrütender Verzweiflung sein Leben für ein verlornes, sein Ziel für ein verfehltes, sein Dasein für ein zweckloses und hoffnungsleeres; bald quälte er sich mit Reue, Buße und Kasteiungen über die Sünde der Abtrünnigkeit von der römischen Kirche, die ihm wie ein Ungehorsam gegen seine heilige Mutter erschien.

Zu dieser erhöhten Reizbarkeit seines ganzen Gefühlslebens mochte auch wohl seine unglückliche und hoffnungslose Liebe für Hedwig bedeutend beigetragen haben. We-

nigstens hatte dieses Gefühl seine ganze Seele um so tiefer ergriffen, je verschlossener es im Innern glühte. Zudem war sein beschauliches Mönchsleben mit den zahllosen kirchlichen Andachtsübungen und nächtlichen Gebeten mehr als jede andere Lebensweise geeignet, ein solches schwermüthiges Jugendgemüth zu einer Schwärmerei hinzuneigen, die Alles, worauf sie sich warf, mit der Angst des Wahnsinnes umklammern und festhalten mußte. Und so war denn die erschütternde Scene der Hinrichtung und Verbrennung des der Ketzerei angeklagten Vaters seiner geliebten Hedwig mehr als genug, um den Unglücklichen auf eine Weise zu fanatisiren, die fast alle Grenzen der Vernunft und Besonnenheit überstieg.

Sein frommer Sinn konnte es mit der Gerechtigkeit Gottes nicht einigen, daß den Leonhard Kaiser die furchtbare Strafe eines so qualvollen Todes treffen konnte, wenn er nicht ein Verdammter und Abtrünniger gewesen wäre. Das Beispiel von Christus und manchem Märtyrer, den die Kirche heilig gesprochen hatte, konnte ihn von der Meinung, daß Jener seine Strafe als Ketzer verdient habe, nicht abbringen, denn diese waren ja für den damals noch nicht befestigten Glauben, zur Besiegelung des Bundes der Kirche gestorben; Leonhard Kaiser aber hatte diesen Bund zerrissen und war abgefallen vom Pabste und der heiligen Kirche. An diesem Gedanken fortklimmend kam er dann in seinem Grübeln bald dahin, daß diese Verbrennung des Ketzers ein Zeichen der schrecklichen Strafgerichte Gottes

gewesen. Und mit diesem Gedanken vertiefte er sich in die Lesung des alten Testaments der heiligen Schrift.

Ueberall fand er Beweise von dem furchtbaren, unversöhnlichen Zorn des Herrn gegen die, so ihm ungehorsam und abtrünnig geworden waren. Mit Grausen und Entsetzen erfüllten ihn die alten Geschichten von Adams Sündenfall, von der Vertreibung des ersten Elternpaars aus dem Paradiese, von dem Fluche der Erbsünde, von der Sündfluth, dem Verschlingen der Rotte Kora, den Strafgerichten Gottes über Sodom und Gomorra, dem Untergange von Babylon und den trauernden Juden auf den Trümmern von Jerusalem. — Er las die Klagelieder Jeremiä; sie erfüllten sein Herz mit Trauer und sein Auge mit Thränen. Und eine unglückliche, einseitige Richtung seines Scharfsinns, ja eine bis zur fixen Idee sich steigernde Gedankenverwirrung, bezog alle diese Bibelstellen auf Leonhard Kaisers Hinrichtung, der, nach dieser Meinung, so schrecklich getroffen war von dem unversöhnlichen Zorn eines rachsüchtigen Gottes. Nun zweifelte er keinen Augenblick mehr daran, daß die Seele dieses Verdammten unmittelbar zur Hölle gefahren sei, und quälte sich mit entsetzlichen Schreckbildern der Phantasie, daß ihm ähnliche ewige Qualen bevorstehen würden, wenn er nicht zeitig umkehren würde auf die Bahn des Heils.

In dieser Stimmung erhielt er den Ruf nach Rom.

Wie alle kräftigen Gemüther, die auf dem Wege der Reue und Zerknirschung über vermeinte oder wirkliche schwere Sünden in den Schooß der heiligen Kirche zurück-

geführt wurden, war auch Guideon ein Fanatiker geworden, der sich bald durch die strengsten kirchlichen Kasteiungen den Ruf eines Heiligen erwarb. In seiner trostlosen Stimmung sah er kein anderes Mittel, das ewige Heil zu erwerben, als in der tiefsten Erniedrigung und Demüthigung. Er bettelte für die Kirche barfuß und im zerrissenen Gewande, kroch die heilige Trepppe des Capitols hinauf, machte eine Wallfahrt zum heiligen Grabe von Loretto, indem er, mit dem schweren Kreuz beladen, auf seinen Knieen den heiligen Calvarienberg hinaufrutschte. — War er allein, so las er ascetische Bücher, betete, fastete und geißelte sich, so daß die sonst so kräftige und blühende Jünglingsgestalt bald nur noch einem Schatten von Menschen glich. Die Reizbarkeit seiner Nerven hatte sich so erhöht, daß ihn der Schlaf floh und er nächtliche Visionen hatte, die ihn nicht bezweifeln ließen, daß er mit der heiligen Jungfrau und vielen Heiligen in unmittelbarem Verkehr stehe. Die Dominikaner begriffen gar bald, welche große Erwerbung ihr Orden an einem jungen Mönche gemacht hatte, der auf dem Wege zur Heiligsprechung war, und sie trugen nicht wenig dazu bei, seine Sinne immer mehr zu verwirren und ihn auf eine Weise zu fanatisiren, die ihn geeignet machte — als unwürdiges Werkzeug in der Hand des Herrn — zu einer ungeheuren That erhitzt zu werden, wodurch nach ihrer Meinung die kirchlichen Wirren auf einmal beseitigt werden konnten.

Es galt nichts Geringerem als — der Ermordung Luthers.

Gegen das Ende des Jahres 1520 war Einer nach Wittenberg gekommen, der sich für den Kanzler des verstorbenen Kaisers Maximilian ausgegeben hatte. Aber er selbst sah schon wie ein längst Verstorbener aus, denn eine hohe, gebeugte Gestalt mit einem todesgrauen Antlitz, eingefallenen Wangen und tiefliegenden Augen ließ es kaum ahnen, daß es ein versunkenes Jugendleben war, dessen gespenstische Ueberreste jetzt wie wahnsinnig in die Welt hineinstarrten.

Dieser Mensch oder Geist trug einen weiten, grauen Rock, in der Mitte gegürtet, mit grauem Pelzwerk besetzt, dazu ein schwarzes Sammtbaret, dessen Rand hinten bis in den Nacken herabgeschlagen war, gleichfalls mit Pelz verbrämt. Die Arme steckten in weiten, faltigen Aermeln, und die Hände waren so ineinander geschoben, daß man nichts davon sehen konnte; eine unwillkürliche Bewegung derselben verrieth, daß er dort ein langes, blank geschliffenes Messer verborgen hielt. Als nun eines Abends Luther aus dem Collegio, wo er eine Vorlesung gehalten hatte, in das Kloster zurückkehrte, trat ihm vor der Klosterpforte dieser Mann entgegen und starrte ihn lange an, mit jenem beschriebenen Blick, der es ungewiß ließ, ob es ein Wahnsinniger oder ein vom Gewissen Gefolterter war.

Martin Luther blieb stehen, denn jener Fremde versperrte ihm den Weg, sichtbar nach Worten ringend, aber keines Wortes mächtig. So konnte er offenbar Luthers forschenden Blick nicht ertragen, denn er schlug die Augen nieder und wurde wo möglich noch bleicher.

„Was willst Du?“ fragte Luther nicht ohne eine Anwandlung von Entsetzen; denn es war ihm, als ob längst verklungene Erinnerungen in ihm erwachten und als hätte er den Mann schon irgendwo gesehen; aber er wußte nicht wo.

Der Andere schwieg und starrte ihn an, noch verwirrter als zuvor.

„Hebe Dich weg von meinem Wege,“ sprach Luther, „so Du ein böser Geist bist; denn ich wandle hier auf dem Wege Gottes.“

Aber der Mensch wankte und wich nicht, und sprach mit einem Tone der Stimme, der so hohl aus der Brust wie aus einem Grabe zu tönen schien: „Gelobt sei Jesus Christus!“

„In Ewigkeit, Amen,“ antwortete Luther. „Wenn Du also ein böser Geist nicht bist, wer bist Du dann?“

„Das Gerücht wird es Euch schon gesagt haben — der Kanzler des verstorbenen Kaisers Maximilian.“

„Was willst Du von mir?“

„Dich allein sprechen. Ich bringe Dir Kunde von dem Todten.“

„So komm!“ sprach Luther und reichte ihm die Hand, doch der Fremde zog keine seiner Hände aus dem verhüllenden Aermel und folgte ihm schweigend auf seine Zelle.

Schon dämmerte der Abend und im Innern der grauen Klostergemäuer war es noch dunkler. Luther hatte Muth gegen Lebende, aber er war nicht ganz frei von einiger Gespensterfurcht, die in jenen Zeiten sehr allgemein und

tief gewurzelt war im Volkswahn. Doch nahm er sich zusammen, als Beide auf der dämmernden Zelle angekommen waren.

„Deinen Eingang segne Gott," sprach er; „so Du ein lebender Mensch bist, so rede jetzt, was willst Du von mir?"

Da zuckte der Fremde zusammen, und bei dieser unwillkürlichen Bewegung der Arme blinkte es wie ein Stahl in seinem zurückfallenden Aermel.

„Was hast Du da?" fragte Luther, ohne Furcht zu zeigen; „das Zeichen Kains steht auf Deiner Stirn geschrieben, Du führst Böses im Sinne."

„Herr!" rief der Andere mit einem seltsamen Ausdruck von Schmerz, „mich wundert, wie Ihr möget so kühn sein und Jedermann so leichtlich die Hand bieten; es könnte Einer ein langes Messer im Aermel haben und Euch durch den Leib stoßen. Bedenkt, ich bin jetzt allein bei Euch."

„Du hast recht," sprach Luther, der jetzt die Gefahr vollkommen erkannte, mit Besonnenheit; „aber Du bedenkst wohl nicht, wie wollte Einer davon kommen, wenn er solches thäte? Er müßte dennoch seinen Leib auch daran setzen und sterben."

„Wenn ich Euch erwürgte," sprach darauf der Fremde mit einem wilden, sinnverwirrten Blick, „und gleich darüber auch umkäme, so machte mich doch der Pabst zum Heiligen und Euch zum Ketzer, den er übergäbe dem Teufel!"

„Unglücklicher — Verlorener — Du bist Guideon!" rief Luther, ihn plötzlich erkennend.

„Du sagst es und redest die Wahrheit!" sprach dieser

mit einem Ausdrucke von Schmerz und Beschämung, der sich durch Worte nicht beschreiben läßt.

„Du bist gekommen, um mich zu ermorden?“ fragte Luther.

„Ich vermag es nicht, und darum werde ich ewig verdammt bleiben,“ heulte dieser und ließ das Messer zu seinen Füßen niederfallen.

„Siehe, Gott ist noch stärker in Dir, als die Macht des Teufels!“ rief Luther. „Gott hat Dir den Muth genommen, zu vollbringen, wozu Dich dieser verführte. — Nun gehe hin in Frieden und sündige hinfort nicht wieder. Haben die Predigermönche Dich angestiftet, so sage ihnen: Gott sei stärker als der Pabst und sein Anhang.“

Da senkte der junge Mönch sein Haupt auf die Brust, kehrte sich um und ging davon.

Luther aber rief seinen Diener Wolfen und gebot ihm, dem Fremden das Messer nachzutragen, das dieser verloren habe, und ihn zum nächsten Thore zu geleiten, damit ihm kein Unheil widerfahre.

Dieser vollzog kopfschüttelnd was ihm geheißen war, und erst als der rückkehrende Diener berichtete, der seltsame Fremde sei schon weit entfernt von der Stadt, erzählte Luther den Vorfall, der sein Leben in Gefahr gebracht hatte, und sprach:

„Gott hat es nicht gewollt; so bin ich dennoch zu höheren Dingen aufbewahrt und werde getreulich ausharren im Kampfe dieser Zeit. — Und dazu helfe mir Gott, der Herr, in Ewigkeit, Amen.

Sechstes Hauptstück.

Luther auf dem Reichstage zu Worms.

„Ist der Rath oder das Werk aus Menschen, so wird es untergehen, ist's aber aus Gott, so werdet Ihr's nicht dämpfen können."
Lucas, Apostelgesch. 5.

Kaiser Karl V. in Cöln. — Guideon vor dem kaiserlichen Beichtvater. — Spanische Inquisition. — Ulrichs von Hutten Freimüthigkeit. — Päbstliche Intriguen. — Des Churfürsten Gesinnungen. — Kaiserliches Edict gegen Luther. — Haltung der Fürsten, dem Kaiser gegenüber. — Neue Bannbulle des Pabstes gegen Luther. — Verhandlungen über ihn. — Seine Erklärung. — Luthers Vorladung nach Worms. — Rede des päbstlichen Legaten gegen Luthers Erscheinen auf dem Reichstage. — Neue Intriguen der Anhänger des Pabstes. — Verhandlungen über die Grundlagen des Verhörs Luthers. — Versuch Glapio's, den Churfürsten umzustimmen. — Opposition gegen das Pabstthum. — Luthers Schrift: an den christlichen Adel deutscher Nation. — Oeffentliche Meinung zu seinen Gunsten. — Dessen Leben in Wittenberg. — Schreiben an Spalatin. — Seine Reise nach Worms. — Sein Einzug daselbst. — Sein Erscheinen auf dem Reichstage. — Am ersten Tage. — Am zweiten Tage. — Guideons Bekehrung. — Luther wird geehrt. — Zahllose Versuche, ihn zum Widerruf zu bewegen. — Seine Abreise von Worms und Rückreise. — Kaiserliche Achtserklärung.

Im December des Jahres 1520 waren die engen und dunklen Gassen der alten heiligen Stadt Cöln am Rhein

mit einer ungeheuren, immer fluthenden Menschenmasse angefüllt, deren bunte Mannigfaltigkeit in der Kleidung ihr fast das Ansehen eines modernen Carnevals gab, bei welchem die wogende Menge sich in mittelalterlichen Costümen aller Art belustigte. Nur schien hier der Zweck ein ernsterer zu sein, die Pracht gediegener; die Gestalten, die nach dem heutigen Geschmack dem dünnen, bewegten Rohre zu gleichen suchen, waren damals übereinstimmend mit dem festen Character jener Zeit, mehr gedrungen, breitschultrig und markig, mit Bärten versehen, welche die Kraft und kriegerische Neigung unserer Altvordern verriethen und ihren stark ausgeprägten, breiten Gesichtern den treuen, festen Ausdruck deutscher Kraft und Kernhaftigkeit gaben. — In solcher Art sah man stolze Spanier mit ihren kurzen, gestickten Sammtmänteln und Wämsern, Diamantagraffen auf den aufgeschlagenen, niedrigen Hüten mit den wallenden Straußfedern; Niederländer mit den drei so verschiedenen Volksphysionomien der Wallonen, Belgier und Holländer; listige Italiener mit dunklen, wie Dolche blitzenden Augen und schwarzem, rund geschnittenem Haar; phantastisch bunt gekleidete, derbe und fest auftretende Deutsche von allen Ständen, vom gemeinen Landsknecht im Wams von Büffelleder an bis zum hohen fürstlichen Herrn hinauf, der, von Edelleuten und einem bewaffneten Dienertroß umgeben, prangend einherzieht durch die von Neugier bewegte Menge. Zwischen allen diesen verschiedenartigen weltlichen Figuren erschienen Geistliche in ungewöhnlicher Anzahl. Man sah dort den Purpur der Kar-

dinäle, das Pallium der Bischöfe, die Seidengewänder, Pelzverbrämungen und Diamantenkreuze der reichen Prälaten, umgeben von rothgekleideten Chorknaben und Kirchendienern, von Kaplänen in schwarzen Seidentalaren; Mönche in braunen, schwarzen, grauen und weißen Kutten, kahlköpfig mit dem schmalen Haarkranz oder mit über den Kopf gezogener Kapuze, mit dem Pönitenzstrick um den Leib, den Rosenkranz am Gürtel, oft auch ein ein Cruzifix in der Hand haltend, das sie den Vorübergehenden zu küssen gaben, um eine Gabe zu empfangen, — und damit hat man ein immer nur noch schwaches Bild von dem bewegten Leben jener Tage in Cöln.

Man denke sich indeß noch hinzu, wie hier und dort der Menschenstrom in Stillstand und Gewirr gerieth durch den prachtvollen Einzug, den entweder ein von hundert Reitern gefolgter Reichsfürst hielt, oder ein Kardinal oder Bischof in einer von Maulthieren getragenen Sänfte, gefolgt von zahllosen Packpferden und Dienern; oder es kamen schwerfällige Rollwagen mit gelehrten Doctoren und Professoren von den aufblühenden Universitäten Deutschlands oder der Niederlande, umgeben von Studenten mit rothen Federn auf den Bareten und langen Raufdegen an der Seite. Eben so belebt war der nah vorüberwogende Rhein von Schiffen aller Formen und Wimpeln aller Farben, neue Gäste bringend oder Zufuhr für die zahllosen Fremden, welche in die alte Stadt eingezogen waren, die sich Rom gleichsetzte, weil sie die Leiber der heiligen drei Könige verwahrt. — Dorthin, zu den mit

Goldplatten und Edelsteinen geschmückten Särgen im prachtvollen Reliquientabernakel des noch immer unvollendeten Riesendoms wogte vor Allem die bewegte Menge, um im Dome des Herrn die Andacht zu verrichten, die heiligen Gebeine zu küssen und ein Meßopfer niederzulegen, zum Dank der glücklichen Vollendung der oft langen und beschwerlichen Reise.

Dazu die eigenthümliche Bauart der altersgrauen Häuser mit den der Straße zugekehrten Giebeldächern, den hohen Schornsteinen und mancherlei laternenartigen Ausbauten, die Heiligenbilder in den Mauernischen, die bunten Gemälde aus dem alten Testamente oder Darstellungen von Heiligenlegenden an der Außenseite der Häuser, die gewaltigen Steinmassen der mit Schießscharten und schmalen, vergitterten Fensteröffnungen der Patrizierhäuser oder der Geschlechter, wie der Stadtadel in Cöln genannt wurde; die Menge von Kirchen, Kapellen und Klöstern, alles durch einander in scheinbar unauflöslichem Gewirr der engen und krummen Straßen — das war gleichsam die Bühne, auf welcher sich diese bunte Menschenmenge bewegte.

Das höchste Leben aber gewann diese Scene an dem Tage, als der neuerwählte junge Kaiser Carl V. seinen Einzug hielt.

Aus den Niederlanden kommend, befand er sich auf dem Zuge nach Aachen, wo er später mit einer bis dahin nie erhörten Pracht gekrönt werden sollte. In Cöln wollte er zuvor einige Zeit rasten, um die Huldigungen und

Glückwünsche der deutschen Reichsfürsten und Vasallen zu empfangen, zugleich aber auch sich über die eigenthümliche Stellung der Parteien in Deutschland näher zu unterrichten; denn der damals erst 20jährige junge Kaiser war eben so vorsichtig und zurückhaltend, ehe er einen Entschluß faßte, als rasch und energisch in der Ausführung. Die Blicke von ganz Deutschland waren auf ihn gerichtet. Wohin er sich neigen würde, der Beherrscher einer halben Welt, da mußte der Sieg seinem Willen folgen. Daran zweifelte Niemand. — Viele Welthändel gab es zu schlichten, Vieles hatten die Reichsstände zu wünschen und zu fordern, besonders Verbesserung des Reichskammergerichts, neue, zeitgemäße Kriminalgesetze u. dgl. m.; allein wichtiger als alles Andere waren die kirchlichen Wirren, der Kampf Luthers und seiner Freunde für das Licht des Evangeliums, die Abstellung der schreienden Mißbräuche der Kirche, die Auflehnung aller Gemüther gegen den Pabst und die Anmaßungen der Hierarchie gegen alle weltliche Gewalt. Es war vorauszusehen, daß der bereits zum Voraus zu Worms angekündigte Reichstag ein sturmbewegter und drangvoller werden würde; denn jetzt schon waren alle Parteien und geistigen Kräfte in Bewegung, um den jungen Kaiser für ihre Interessen zu gewinnen.

So war dieser, abgesehen von der Majestät seines hohen Ranges und dem Glanze seiner wahrhaft kaiserlichen Umgebungen, an sich schon ein Gegenstand der allgemeinsten und auf das Höchste gespannten Erwartung. — Sein Einzug durch die Mitte eines so bewegten Volkslebens war

eine der pompösesten Erscheinungen, die man sich nur denken kann.

Vor dem Zuge her marschirte eine Compagnie spanischer Arcabuseros*), die mit den Kolben ihrer schweren Hakenbüchsen Bahn brechen mußten durch die dichtgedrängten Volksmassen.

Ihnen folgten 24 Trompeter in rothen Damast gekleidet, auf weißen Pferden reitend, an deren silbernen Trompeten Fähnlein hingen, auf welchen das kaiserliche Wappen gestickt war. Dann kamen sechs Reichsherolde, mit dem Doppeladler auf der Brust und Rückenseite ihrer prachtvollen Wappenröcke. An allen Straßenecken hielten sie still und riefen: „Hoch lebe Seine Majestät, der erwählte römische Kaiser Carl V.!" und ein donnerndes „Hoch!" vom Volke geschrien, begleitete dann die schmetternde Trompetenfanfare, die den Refrain zu diesem Ausrufe bildete. Indeß rückte langsam der Kern des kaiserlichen Zuges heran, aus spanischen und niederländischen Edlen bestehend, die in prachtvoller Rüstung mit darüber gezogenen Wappenröcken von den reichsten Gold- und Silberstoffen, auf schwer geharnischten Streithengsten reitend, schon durch die Fluth von wallenden Straußfedern auf den hellpolirten und mit Edelsteinen besetzten Helmen, auf eine eben so glanzvolle als würdige Weise das Herannahen der kaiserlichen Majestät verkündeten.

---

*) Söldner zu Fuß.

Endlich erschien der junge Kaiser selbst, einfach in Schwarz gekleidet, hoch zu Roß unter einem Baldachin, den acht spanische Granden, an beiden Seiten gehend, an silbernen Stangen über seinem Haupte emporhielten. Vor der Würde seiner persönlichen Erscheinung wich aller ihn umgebende Glanz zurück. Aller Augen waren auf den bleichen, kaiserlichen Jüngling gerichtet, dessen Zepter sich über drei Welttheile erstreckte, in dessen Reiche die Sonne nie unterging. Sein ganzes Wesen bezeugte, wie sehr er sich seiner großen Aufgabe bewußt war, und die es versuchten, die Richtung seines Willens in Beziehung auf Deutschlands Zukunft zu erkennen, mußten, geschreckt von dem scharf geschlossenen Ernst seiner Lippen, davon abstehen. Nur selten überflog ein leichtes Lächeln seine strengen Züge, wenn er hier und dort wohl den Gruß der edeln Frauen und Jungfrauen, die aus allen Fenstern und von den Altanen der alterthümlichen Häuser mit wehenden Tüchern ihm ein Willkommen zuwinkten, mit gnädigem Kopfneigen erwiderte, während er alle die andern tausendstimmigen Acclamationen des Volks als eine ihm gebührende Huldigung aufnahm. Dafür erkannten aber auch die Damen zuerst, daß er ein trefflicher Reiter war, der mit Anmuth und Leichtigkeit am goldenen Zügel den schäumenden schwarzen Streithengst leitete, und daß seine schlanke, wenn auch etwas schwächliche Gestalt nicht ohne Zierlichkeit und Ebenmaaß und sorgfältig gekleidet war. Und das war vielleicht der einzige Characterzug, der sich in seinem verschlossenen Wesen verrieth, daß er nicht unempfänglich

war für die Gunst der Frauen, obgleich nie eine Einzige über seinen starren Willen nur das Geringste vermocht hat.

Zunächst ging der Zug in die auch unvollendet so ergreifend erhabene Domkirche, und verlor sich in den Säulenwald von einer dem Auge fast unerreichbaren Höhe. Der Kaiser Karl mit seinem Beichtvater begaben sich in die hinter dem Hochaltar belegene Kapelle der heiligen drei Könige, an deren reichgeschmücktem Sarge der Kaiser niederkniete, während sein Beichtvater, der Franziskaner Glapio, ihm die Messe las.

Früher als dieser verließ jener die Kapelle, um sich in das für ihn bereitete Absteigequartier im damaligen Kaufhause, „Grüzenich" genannt, zu begeben. Dort in dem großen Saale, wo schon mehrere deutsche Reichstage gehalten waren, und Karls V. Großvater, der ritterliche Kaiser Maximilian I. so manches Banket und Freudenfest gehalten hatte, versammelten sich die Reichsfürsten und Herren, Bischöfe, Prälaten und Gelehrten, die dem jungen Kaiser ihre Aufwartung zu machen wünschten.

Der Grund, weshalb der Beichtvater des Kaisers in der Kapelle der heiligen drei Könige zurückgeblieben war, schien kein anderer zu sein, als einen jungen Mönch in weißer Dominikanerkleidung zu betrachten, der regungslos auf dem Antlitze liegend es zweifelhaft ließ, ob er todt sei oder seine Andacht verrichte auf eine Weise, die eine völlige, fast bewußtlose Hingebung verrathen würde, wie derselben nur ein religiöser Schwärmer fähig ist. Denn als

der Kaiser eintrat, lag er schon so mit dem Antlitze auf dem Fußboden, und nichts bewog ihn, nur den Kopf zu heben, um den Mann zu sehen, dessen Herrschaft sich über die halbe Erde erstreckte und dessen Erscheinen in Cöln so viele Tausende von Menschen in Bewegung gesetzt hatte. Man wollte ihn vertreiben, allein der Kaiser winkte und so ließ man ihn liegen.

Als sich der kaiserliche Beichtvater endlich mit diesem jungen Fanatiker allein sah, schlug er ihn auf die Schulter und fragte: „Wer bist Du?"

„Ein Sünder gegen den heiligen Geist, ein Büßender, der nie Gnade zu hoffen hat von Gott!" versetzte der Betende ohne den Kopf zu heben.

„Wie ist Dein Ordensname?"

„Dominicus."

„Dein früherer?"

„Guideon."

„Ha, ich habe von Dir gehört. Der Ketzermeister Hochstraaten hat Dich mir empfohlen. Du wurdest verwendet, Martinus Luther zu beobachten und zu verfolgen."

„Meine Mission habe ich schlecht erfüllt," sprach der junge Mann und erhob sich, auf den Knieen liegen bleibend, und eine zum Erschrecken bleiche Leidensgestalt starrte aus tiefliegenden Augen den Franziskanermönch an.

„Es wird Dir ergangen sein wie Vielen," entgegnete dieser; „der Geist war willig, aber das Fleisch war schwach."

„Umgekehrt!" stöhnte der von Seelenqualen bedrängte

junge Mönch; „ich habe im Glauben gezweifelt und darum nahm mir Gott die Kraft, es zu vollbringen.“

„Folge mir, ich habe mit Dir zu reden,“ gebot der Franziskaner; „ich bin Glapio, der Beichtvater des Kaisers.“

Und Guideon folgte ihm durch den großen Saal im Grüzenich, wo die vielen versammelten Fürsten und Herren dem graugekleideten Franziskanermönch mit allen Zeichen der Ehrerbietung auswichen, und sich ehrfurchtsvoll vor ihm verneigten. Aber hinterher hörte man hier und dort die Worte fallen: „Das ist der Graumönch, der im Namen seines Herrn, des Kaisers, Alles regiert. Es ist schmachvoll für tapfere Deutsche, einem Mönche dienen zu müssen, als sei er unser Herr. Der Kaiser muß diesen Bruder Graurock abschaffen, das sei unsere erste Forderung auf dem Reichstage.“

Manche dieser Aeußerungen hatte Pater Glapio mit scharfem Ohr gehört. „Sie irren sich Alle,“ sprach er mit schlauem Lächeln vor sich hin redend, „das Mönchlein wird nicht weichen und die verderben, die ihn verderben wollen.“

Glapio führte Guideon in ein kleines Gemach, das nach seinem Wunsche höchst einfach eingerichtet war; eine Matratze zum Schlafen auf einer Bank, darüber eine härene Decke gebreitet, zwei geflochtene Strohstühle und ein Cruzifix von Silber auf dem kleinen Hausaltar, das war das einfache Geräth der kleinen Zelle, in welcher der ohne Widerrede jetzt einflußreichste Mann in Europa

wohnte, in dessen Händen das Schicksal einer halben Welt lag; denn es war ganz richtig, was mit den Verhältnissen Vertraute einander zuflüsterten, daß der junge Kaiser noch keineswegs der entschlossene Selbstherrscher war, als welcher er später so entschieden auftrat; auf der andern Seite war er aber auch nicht der ohnmächtige Schwächling, wofür ihn Manche hielten, der sich unbedingt der Leitung seines Beichtvaters hingab, denn er befand sich noch geistig und leiblich in der Periode seiner Entwickelung, in welcher er bei allem innern Kraftgefühl entschlossen war, sich mehr beobachtend zu verhalten, und von Männern seines Vertrauens die Kunst zu regieren erst zu erlernen, ehe er sie anwendete. Es war dieses für einen so jungen Monarchen, der das ganze Gewicht seiner großen Aufgabe fühlte, ein sehr ehrenwerther Entschluß, der eben durch die kluge Wahl seiner Vertrauten und die Beharrlichkeit, womit er ihn durchführte, den künftigen Selbstherrscher verrieth.

„Rede, was weißt Du von Luther!" sprach der kaiserliche Beichtvater zu dem jungen Dominikaner.

Dieser bekreuzte sich und entgegnete: „Alle guten Geister loben Gott den Herrn, dieser Augustiner Martin Luther aber ist ein Erzketzer, der an der Infallibilität des Pabstes und der Concilien zweifelt, und an den alten Ueberlieferungen des Kirchengebäudes rüttelt. Er sei zur Hölle verdammt."

„Anathema sit!" sprach der Franziskaner; „indeß

ist es der allerhöchste Wille Seiner Majestät, daß er geschont und die Bannbulle gegen ihn nicht vollstreckt werde.“

„Ich erstaune!“ rief Guideon; „ein hispanischer König als Beschützer des katholischen Glaubens . . . .“

„Hm hm!“ entgegnete Glapio in unbestimmten Ausdrücken; „die Deutschen haben mancherlei Sprüchwörter und verblümte Redensarten, die hier passen möchten, als: »wie Du mir, so ich Dir« und »eine Hand wäscht die andere.« — In diesen Worten liegt die ganze Politik, die der päbstliche Hof zu befolgen haben wird, um seine Zwecke zu erreichen. Nun gehe und melde den wörtlichen Inhalt dieser Unterredung dem Ketzermeister Hochstraaten. Er wird schon Gebrauch davon zu machen wissen. Officiell deutet man dergleichen nicht an.“

Guideon ging, ohne den verborgenen Sinn dieser räthselhaften Worte verstanden zu haben. Indeß berichtete er getreulich dem genannten einflußreichen und gelehrten Anhänger des Pabstes den Inhalt der erwähnten Aeußerungen des kaiserlichen Beichtvaters.

„Ei ei!“ rief dieser, „daran erkennt man die spanische Unbeugsamkeit, man wird ihm also nachgeben müssen wegen der spanischen Inquisition, um von ihm zu erlangen, daß dieser freche Augustiner dem Scheiterhaufen nicht entgehe.“

Weiter erklärte er sich nicht und gab Guideon Auftrag, sogleich auf das Schleunigste nach Rom zu reisen, um dem Ordensgeneral Prierio einen Bericht über diese

Unterredung abzustatten, der dann schon wissen werde, davon vor der rechten Quelle Gebrauch zu machen.

Guideon schüttelte den Kopf. Die unklare Sache wurde ihm dadurch nicht klarer. Er fühlte, daß er für große kirchliche Zwecke verwendet werde, konnte aber nicht ergründen, welche Verhältnisse und Intriguen im Hintergrunde lagen. Das Grübeln darüber machte ihn nur noch tiefsinniger. Der Ketzermeister hatte ihm ein gutes Pferd und einen erfahrenen und des Weges kundigen Ausreiter mitgegeben, und nun begab sich Guideon eiligst auf die Reise nach Rom.

Uebrigens kannte Hochstraaten, in Folge seiner Verbindungen am kaiserlichen und am päbstlichen Hofe, ziemlich genau die hier in Frage liegenden Verhältnisse.

Der junge Kaiser, ein Sohn Ferdinands des Katholischen und Enkel Maximilians I., war am burgundischen Hofe erzogen, in den ausschweifendsten Ideen des Absolutismus der monarchischen Gewalt, die dort herrschten. Aber weder in Spanien noch in Deutschland ließen sich solche Strebungen ohne Intriguen nur einigermaßen verwirklichen. Dort waren es die Cortes der Provinzen, die Antheil an der Regierungsgewalt hatten, in Deutschland die Reichsstände, die bei jeder neuen Kaiserwahl mehr und mehr zur Unabhängigkeit strebten, und der kaiserlichen Macht durch eine neue Wahlcapitulation noch engere Grenzen setzten. Zu den Mitteln, wodurch die spanischen Könige am wirksamsten jede Regung des Unabhängigkeits-

geistes der Cortes unterdrückt hatten, gehörte eins der schändlichsten, die Inquisition. — Da die Stellen der Inquisitoren durch Dominikaner vom Hofe besetzt wurden, und die königlichen Beichtväter Dominikaner waren, so ließen sich jene Glaubensgerichte bei der Ungebundenheit ihrer Formen leicht als eine furchtbare geheime Polizei des Königs verwenden, wodurch Jeder im Stillen aus dem Wege geräumt werden konnte, der es wagte, gegen die absolute Gewalt der Krone nur zu murren, oder eine freisinnige Richtung einzuschlagen. Deshalb vorzüglich war die Inquisition den Spaniern so verhaßt und furchtbar, und die ohnehin schon so mächtigen Cortes von Arragon hatten sich mit den dringendsten Vorstellungen an den Pabst gewendet und darauf angetragen, daß die Inquisition, wenn auch nicht aufgehoben, doch durch die gerichtlichen Formen des gemeinen Rechts in die Grenzen der Gesetzlichkeit zurückgeführt werde. Dieselbe Idee hatte weiter um sich gegriffen; auch die Cortes von Catalonien hatten ähnliche Anträge gemacht; das ganze Ansehen der absoluten Gewalt stand auf dem Spiele, und der Pabst, eifersüchtig auf die Ausbreitung der königlichen Macht, hatte verwilligt was die Stände wünschten, und durch päbstliche Breven der entsetzlichen Willkühr in der Handhabung der Inquisition Maaß und Ziel gesetzt.

König Karl fühlte sich, so jung er auch noch war, dadurch auf das Aeußerste beschränkt, ja, in seiner Souverainetät bedrängt, und auf den Rath seines weisen Ministers, Pater Ximenes, verlangte er vom Pabste die Aufhebung

dieser Breven. Doch vergebens. Erst als seine Bedeutung durch den römisch-deutschen Kaiser gestiegen war, schickte er im Frühjahre d. J. (1520) einen klugen und geistreichen Gesandten nach Rom, um wegen der Aufhebung jener, die Inquisition beschränkenden Breven Unterhandlungen anzuknüpfen, die bereits in vollem Gange waren, als der Kaiser Karl V. in den Niederlanden eintraf.

Um diese Zeit war auch Eck in Rom, und dessen Machinationen gegen Luther waren in voller Bewegung. Daraus erkannte der kaiserliche Gesandte sogleich, daß sich aus der Wichtigkeit, die man dort diesen kirchlichen Streitigkeiten beilegte, und dem Eifer, womit die päbstliche Bulle gegen den kühnen Augustinermönch betrieben wurde, kein geringer Nutzen für die herschsüchtigen Pläne des jungen Monarchen ziehen lasse. Er schrieb daher unterm 20. Mai an den Kaiser: „Ew. Majestät muß nach Deutschland gehen und daselbst einem gewissen Martin Luther einige Gunst angedeihen lassen, der sich am Hofe von Sachsen befindet, und durch die Sachen, die er predigt, dem römischen Hofe Besorgniß einflößt.“

Dem schlauen Glapio genügte dieser Wink. Er rieth unbedingt darauf einzugehen, und als endlich der päbstliche Nunzius am kaiserlichen Hofe mit der Bannbulle gegen Luther eintraf, ließ der erste Minister des Kaisers das Wort fallen: „Wir zweifeln nicht, daß der Kaiser sich dem Pabste gefällig erzeigen wird, wenn nur der Pabst ihm gefällig ist und seine Feinde nicht unterstützt.“

So stand also Luthers Geschick und der Erfolg der

Reformation, diese große Sache der Humanität und Aufklärung, auf der Spitze der engsten und selbstsüchtigsten Interessen, und einer dem deutschen Wesen völlig fremden Intrigue.

In Spanien wie in Deutschland regte sich im Volke und unter den Großen eine so starke Opposition gegen des Pabstes Macht, die Mißbräuche der römischen Kirche und die Anmaßungen der Hierarchie in weltlichen Dingen, daß der junge Kaiser nur die große Aufgabe der Civilisation, das Licht zu fördern, hätte besser verstehen und, weniger abhängig von selbstsüchtigen Plänen, sich an die Spitze der Bewegung hätte stellen dürfen, um die päbstliche Macht für immer zu brechen. Allein der große Königskrieg in Italien gegen seinen mächtigen Nebenbuhler in der Bewerbung um die deutsche Kaiserkrone, König Franz I. von Frankreich, stand bevor, und beiden Theilen galt es, den Pabst für sich zu gewinnen, da dessen Gunst oder Ungunst, bei ziemlich gleichen Kräften, leicht den Ausschlag geben konnte. Der Kaiser durfte es also mit dem Pabste nicht ganz verderben, und so ließ sich schon damals voraussehen, daß einige Nachgiebigkeit des Letztern gegen den Erstern diesen zum unversöhnlichen Gegner Luthers machen würde. Noch aber war die Sache so weit nicht gediehen. In Rom fühlte man, daß in Hinsicht der spanischen Inquisition nachgegeben werden müsse, um für das kleinere Opfer den größern Vortheil einer Unterdrückung der geistigfreien Bewegung in Deutschland zu gewinnen; allein wenn einmal die römische Curie die unvermeidliche Nothwendig-

keit nachzugeben einsieht, so geschieht dieses gewiß nur Schritt für Schritt, und nie nur einen Fuß breit über die Grenzen dieser Nothwendigkeit hinaus. So waren denn auch die ersten Concessionen des Pabstes in dieser Angelegenheit noch immer ungenügend gewesen.

Man hatte am päbstlichen Hofe, um den vielgeltenden Beichtvater des Kaisers zu gewinnen, sich endlich entschlossen, den Bischof von Lüttich, Eberhard von der Mark, der von der französischen zur östreichischen Seite übergetreten war, zum Kardinal zu ernennen, was der Pabst so lange verweigert hatte, um den König Franz I. nicht zu beleidigen. Allein das genügte nicht. Der junge Kaiser war zu fest in dem einmal angenommenen System, nach der absoluten Gewalt zu streben, um seine Forderungen wegen Aufhebung der Beschränkungen der Inquisition in Spanien aufzugeben. Daher erklärte denn endlich am 21. October 1520 der Pabst dem Großinquisitor von Spanien, daß er die Forderungen der Cortes von Arragon ferner nicht begünstigen, jenen Breven keine weitern Folgen geben und in Sachen der Inquisition, wider den Willen den Kaisers, keine Neuerungen vornehmen wolle. Auch damit war der Kaiser noch nicht zufrieden, und verlangte völlige und förmliche Aufhebung jener Breven, um den Ständen jeden Vorwand zu nehmen, sich gegen die Willkür zu erheben.

Um nun dieser Forderung größern Nachdruck zu geben, wurde dem Pabste von dem schlauen Glapio durch Guideon jener Wink gegeben, woraus sich erkennen ließ, daß es nur

von dem Pabste abhängen werde, Luther und seiner großen Sache die Gunst des Kaisers zu entziehen, und den größten Monarchen der Erde zum hohen Alliirten zu gewinnen, um den kleinen Mönch zu Wittenberg zu verderben.

Man sieht, welche ungeheure Macht der kühne Reformator damals schon besaß als Vertreter der öffentlichen Meinung, bewaffnet mit der Kraft des Wortes und der Schrift, unter dem Schutze der freien Bewegung der Presse, indem die höchsten geistlichen und weltlichen Gewalten sich vereinigen mußten, um ihm mit einiger Hoffnung auf Erfolg den Krieg zu machen.

Da sich der Pabst bis jetzt noch nicht dem Verlangen des jungen Kaisers wegen der spanischen Inquisition völlig gefügt hatte, so lag es in der Politik desselben, noch den Schein anzunehmen, als ob er der freigeistigen Richtung in Deutschland nicht abhold sei, und dies war der Grund, weshalb er Jeden zur Privataudienz ließ, der im Rufe der freien geistigen Bewegung stand.

Einer der Ersten, der in diesem Sinne vorgelassen wurde, und freimüthig in einer lateinischen Rede an den Kaiser die Sache der geistigen Freiheit vertheidigte, war Ulrich von Hutten, der dem Kaiser Karl V. schon durch die Gunst seines Großvaters, des Kaisers Maximilian I. hinreichend empfohlen war.

Er war von vielen der aufgeklärten Fürsten und Herren zum Sprecher erwählt, und dieses dem Kaiser verkündend,

benutzte er die Gelegenheit, ihm mit der Kraft der Ueberzeugung die Wünsche der öffentlichen Meinung vorzutragen.

„Wir wünschen Dir," sprach er unter Anderm, „die Weisheit Salomonis und Daniels, die in gleicher Jugend von Gott erleuchtet worden; denn selbst die Gegner der freien Bewegung haben den Zustand der Dinge so arg gefunden, daß der jüngste Tag kommen müßte, wenn sie nicht durch eine durchgreifende Reform geändert würden. Und wahrlich, alle Stände sind gebrechlich; zuvoran die Geistlichen vom Obersten bis auf den Niedersten; von der Ferse bis zum Scheitel ist nichts Gesundes an ihnen, wie es in den Sprüchwörtern Salomonis heißt. — Wir aber, die wir die volle Bedeutung des uns aufgehenden Lichts der Aufklärung erkennen, wünschen, daß Du, o großer Cäsar, den Graumönch, Deinen Beichtvater, entlassen mögest, der sich öffentlich berühmen soll, daß er das Reich beherrsche. — Mögest Du mit dem Rathe der weltlichen Churfürsten und Fürsten das Reich regieren, nicht jenen Schreiber und Finanzer, sondern den Adel, der jetzt seine Kinder studiren läßt, zu den Geschäften brauchen; einen Erasmus von Rotterdam und andere aufgeklärte Männer in Deinen Rath ziehen, und den Mißbräuchen des römischen Hofes, sowie der Bettelmönche in Deutschland ein Ende zu machen. Dann wirst Du die Stimme der deutschen Nation für Dich haben, Pabst und Kardinäle nicht mehr brauchen, ihnen vielmehr nach Deinem Gefallen die Confirmation geben oder versagen; dann werden die starken Deutschen auf sein mit Leib und Gut, und mit

Dir ziehen gen Rom, und ganz Italien Dir unterthänig machen, dann wirst Du ein gewaltiger König sein. — Wirst Du erst Gottes Handel ausrichten, so wird auch Gott Deinen Handel ausrichten."

„Ich aber," rief er mit steigendem Feuer fortfahrend, „will Tag und Nacht Dir dienen ohne Lohn; manchen stolzen Helden will ich Dir aufwecken, Du sollst der Hauptmann sein, Anfänger und Vollender, es fehlt allein an Deinem Gebote."

Der Kaiser antwortete in den gnädigsten Ausdrücken, doch so unbestimmt und zweideutig, daß man seine wahre Absicht nicht errathen konnte. Er liebte sinnreiche Antworten, die sich ein Jeder nach seinen Wünschen deuten konnte, ohne daß er selbst sich dadurch zu irgend Etwas verpflichtet hatte.

Darauf wurden die beiden päbstlichen Gesandten, Marino Caraccioli und Hieronymus Aleander, zur Audienz eingeführt. Auf ihr Andringen, die päbstliche Bannbulle gegen Luther in allen Punkten vollziehen zu lassen, gab Karl V. die merkwürdige Antwort: „Ich will erst meinen Vater, den Churfürsten von Sachsen, um seine Meinung fragen, ehe ich mich entscheide."

Der junge Kaiser hatte diese Antwort wohl weniger aus Pietät und Dankbarkeit für den weisen Fürsten gegeben, dem er vorzüglich seine Erhebung zur Kaiserwürde verdankte, und von dem es abgehangen hätte, selbst Kaiser zu werden, wenn er nicht sein stilles Wirken in Sachsen dem unruhevollen Kaiserthrone vorgezogen hätte; sondern

in klugberechnender Politik, um einerseits den Pabst wegen der spanischen Inquisition zur Nachgiebigkeit zu bewegen durch die Besorgniß, daß er sich Luthers Sache zuwenden würde, andererseits, es mit dem mächtigsten Fürsten Deutschlands nicht zu verderben.

Nun galt es für die päbstlichen Gesandten, Letztern gegen Luther einzunehmen und ihn zu Gewaltschritten gegen denselben zu verleiten. Die Legaten begaben sich daher zunächst in die Wohnung des Churfürsten und baten um eine Privataudienz. Aber der Churfürst ließ sie nicht vor sich, sondern schickte Spalatin in das Audienzzimmer, um sie zu befragen, was ihr Begehr sei.

Darauf hielt erst Caraccioli, dann Aleander eine lange lateinische Rede, deren kurzer Inhalt kein anderer war, als: der Churfürst möge dafür sorgen, daß die Bulle vollzogen und die Bücher des Doctor Martinus Luther verbrannt würden; ferner: er möge Luther strafen oder gefänglich einziehen und dem Pabste überschicken.

Der Churfürst aber ließ ihnen sagen: „Er habe sich in keinem Falle eines solchen Ansinnens von Seiten des Pabstes versehen. Er sei sehr ungehalten darüber, daß der Pabst trotz seiner Bitten, die Sache in Deutschland verhören zu lassen, doch das Urtheil in Rom gefällt habe, und zwar allein auf Anhalten eines persönlich gereizten Widersachers. Es sei schmählich von Euch — sind die Worte Seiner Churfürstlichen Gnaden — daß Ihr Euch unterstanden habt, die Bulle in Seinen Landen verbreiten zu lassen, die nicht ausgeführt werden kann, ohne das

ganze Land in Aufruhr zu bringen und Seine Universität Wittenberg zu vernichten. Er erfahre mit Erstaunen, wie Eck während seiner Abwesenheit aus dem Churfürstenthume sich erlaubt, der päbstlichen Bulle zuwider auch andere Personen außer Luther als Ketzer anzuzeigen. Seine Churfürstl. Gnaden — schloß Spalatin, der den Gesandten diese Antwort überbrachte — hat das Seinige gethan, die Sache beizulegen, indem er Luther dem Legaten in Augsburg und Miltitz zur Verhandlung gestellt hat; Martinus aber ist durch seine Gegner herausgefordert, er hat den Streit gar nicht wieder aufnehmen wollen; hat sich jederzeit bereitwillig gezeigt, sobald ihn Jemand eines Bessern belehre, wolle er sich als gehorsamer Sohn der Kirche bezeigen. Ich wiederhole ausdrücklich das Verlangen Seiner Churfürstlichen Gnaden — fuhr er fort — daß Martinus nur vor gelehrten, gleichen und frommen Richtern, an einem ungefährlichen Orte verhört werden müsse, von der Bulle aber will Seine Churfürstliche Gnaden nichts wissen. Uebrigens wird Seine Gnaden sich mit gelehrten Männern über die Sache besprechen, um gewiß zu sein, daß sie weder Luther noch dem Pabste Unrecht thue."

Der bedeutendste unter den damals in Cöln anwesenden Gelehrten war der berühmte Erasmus von Rotterdam, ein Mann, der sehr entschieden sich zu der Sache der geistigen Freiheit hinneigte, jedoch in seinen Aeußerungen darüber ebenso vorsichtig als zurückhaltend war. An diesen wendeten sich die päbstlichen Gesandten, indem sie ihm

große Belohnung versprachen, wenn er der Sache Luthers entgegenwirken wolle.

Erasmus zog die Achseln in die Höhe, drückte den Kopf zwischen die Schultern, blinzelte mit den Augen und antwortete sehr unbestimmt und zweideutig: „Wir sind dem heiligen Vater viel Dank schuldig für die hohe Bedeutung, die er auf unsere geringe Meinung in dieser Sache legt, und werden gewiß unserer Ueberzeugung gemäß reden und handeln.“

Als ihn nun der Churfürst vor sich beschieden hatte, und durch Spalatin fragen ließ, ob er dafür halte, daß Doctor Martinus Luther bisher in seiner Lehre, Predigten und Schriften geirrt habe? — da schnalzte der gelehrte Rotterdamus nach seiner Gewohnheit mit der Zunge, ehe er eine Antwort gab, und der Churfürst von Sachsen zog die Augenbrauen in die Höhe, und starrte ihn an mit dem durchdringenden Blicke, womit er in der Seele des Gefragten lesen zu wollen schien, so oft ihm eine Sache besonders am Herzen lag.

Nach einer Pause hob Rotterdamus an zu reden und sagte nach seiner Art und Weise in verblümter Rede seine Meinung: „Luther hat in zwei Stücken Unrecht gethan; erstlich, daß er des Pabstes Krone, und zum Andern, daß er der Mönche Bäuche angegriffen hat.“

Diese Erklärung genügte dem edlen deutschen Fürsten, um sich vor dem Richterstuhle seines Gewissens für gerechtfertigt zu halten, wenn er fest beschloß, Luthers große Sache nicht fallen zu lassen, sich dabei jedoch soviel als

möglich passiv und scheinbar unparteiisch zu verhalten, um nicht Veranlassung zu einem Religionskriege zu geben.

Die römischen Intriguen gegen Luther begleiteten den jungen Kaiser von Cöln nach Aachen zu der glänzenden Kaiserkrönung, und von da nach Worms, wo er schon im Dezember desselben Jahres ankam.

Die päbstlichen Legaten und andere hohe Kirchenfürsten verließen sein Hoflager keine Stunde, und besonders drängten sie sich an den kaiserlichen Beichtvater, den Franziskaner Glapio, der seine eigene Politik verfolgte und nicht unbedingt dem päbstlichen Interesse ergeben war. Die Reichsfürsten mit ihrem zahlreichen Gefolge an Edelleuten, Gelehrten und Dienern fanden sich nach und nach ein; unter diesen auch als einer der bedeutendsten Friedrich der Weise, Churfürst von Sachsen.

Die alte freie Reichsstadt Worms hat manchen Reichstag erlebt, aber nie einen glänzendern und bedeutungsvollern, als dieser war, worauf über Luther und seine neue Lehre abgeurtelt werden sollte.

Es war der erste Reichstag des jungen Kaisers, an den sich die höchsten Erwartungen und die lebhaftesten Interessen von allen Seiten knüpften.

Deshalb war aber auch kein Reichstag so zahlreich beschickt worden, wie dieser. Kein deutscher Churfürst und kein Bischof fehlte. Alle Fürsten mit ihrem zahlreichen Gefolge, die Erzbischöfe, Bischöfe und Prälaten, die Grafen und Herren des unmittelbaren, reichsfreien hohen

Adels, die Reichsritterschaft und Ordensritter der Johanniter und des deutschen Ordens, die Deputirten der vielen Reichsstädte, die mit alle dem soliden Reichthume angesehener Patrizierfamilien auftraten, gelehrte Doctoren von allen Universitäten, die den lebhaftesten wissenschaftlichen Antheil an Luthers großem Kampfe gegen den Pabst und Kaiser nahmen, bildeten ein so bewegtes Gemälde und buntes Getümmel auf allen Straßen und öffentlichen Plätzen der alten, damals kaum 900 Häuser haltenden Stadt, daß man kaum begreift, wie diese stets wachsende und wogende Menschenmasse mit einer Unzahl von Dienern, Rossen und Saumthieren dort nur das nothdürftige Unterkommen gefunden haben konnte. Dazu noch die päbstlichen Legaten Aleander und Caraccioli mit einer Menge von Kaplänen und Abbates, Dienern und Chorknaben, nebst den mancherlei geheimen Agenten, die zu dieser Legation gehörten, und dann die Alles an Glanz und Reichthum überstrahlende Umgebung des jungen Kaisers Karl V., der erst in Aachen mit einer Pracht gekrönt worden war, welche gleichzeitige Chronisten nicht glänzend genug beschreiben können.

War auch der Kaiser dort schon, wie gesagt, im Dezember 1520 angekommen, so wurde doch der Reichstag erst am 28. Januar des folgenden Jahres, als dem Gedächtnißtage Karls des Großen, förmlich eröffnet. Der junge Kaiser war von der hohen Bedeutung dieses seines ersten Reichstags, unter so großen geistigen Bewegungen, völlig durchdrungen.

In der ersten feierlichen Sitzung sprach er in einer lateinischen Anrede an die Stände die große Idee aus, daß mit dem heiligen römischen Reiche keine Monarchie zu vergleichen sei, indem diesem Reiche einst die ganze Welt gehorcht habe. Es sei ein Reich gewesen, das Gott selbst geehrt, gewürdigt und hinter sich verlassen habe. Leider sei es jetzt kaum ein Schatten mehr davon. „Ich hoffe aber — schloß er — es mit Hilfe der Königreiche, großmächtigen Lande und Verbindungen, die mir Gott verliehen, wieder zu der alten Glorie zu erheben.“

Diese gewaltige Idee hatte sich auch aller Stände bemächtigt, und es beweist, wie bedeutend man die von Luther ausgegangene geistige Bewegung im Allgemeinen gehalten haben müsse, da seine Sache noch neben so großen politischen Beziehungen, die auf diesem Reichstage verhandelt wurden, diese allgemeine und unermeßliche Theilnahme fand, die sich später bei seinem Einzuge so lebhaft aussprach.

Und nun begann das Spiel der Intriguen aufs Neue. Es handelte sich zunächst darum, ob überhaupt Luther gewürdigt werden solle, auf diesen Reichstag vorgeladen zu werden?

Von päbstlicher Seite erkannte man, daß ihm dadurch eine zu große Wichtigkeit beigelegt werde — ein Umstand, der bei der in Deutschland erwachten geistigen Freisinnigkeit und dem Drange nach Abstellung der Mißbräuche des Pabstthums sehr gefährlich werden konnte. Es war daher

die höchste Zeit, den Kaiser unbedingt für die päbstlichen Interessen gegen Luther und die von ihm veranlaßte geistige Bewegung zu gewinnen. Und dazu war auf der einen Seite der letzte Schritt der Nachgiebigkeit gegen die Wünsche des Kaisers, in Hinsicht der Aufhebung aller Beschränkungen der spanischen Inquisition nothwendig, und dann, daß der Kaiser bewogen werde, Luther als einen vom Pabste schon verdammten Ketzer, ohne Zulassung auf dem Reichstage, durch ein kaiserliches Edict in die Reichsacht zu erklären. Um dieses zu bewirken, war eine neue, und zwar jetzt unbedingt verdammende Bannbulle gegen Luther nöthig. Auch dafür war gesorgt.

Es war im Februar (1521), als der Kaiser ein großes Turnier hatte ansagen lassen. Schon war die Tribüne des Turnierplatzes mit reichen Teppichen behängt, da erfolgte plötzlich vom Hofe der Befehl, diesen festlichen Schmuck herunterzunehmen und das Turnier absagen zu lassen. Statt dessen wurden die angesehensten der deutschen Fürsten in die kaiserliche Hofburg beschieden, mit der Bedeutung, daß ihnen Se. Majestät die wichtigsten Mittheilungen zu machen habe.

Es wär nämlich an diesem Tage dem Kaiser von den Legaten das päbstliche Breve überreicht worden, wodurch seinem Verlangen wegen der spanischen Inquisition vollkommen genügt wurde. Alle die frühern Breven, wodurch die despotische Willkür dieses furchtbaren Glaubensgerichts beschränkt worden war, hatte der Pabst nun aufgehoben und damit dem Kaiser die Macht in die Hände gegeben,

in Spanien jede Regung des Freiheitsgefühls, selbst jedes geschichtlich begründete Recht der alten Cortes zu unterdrücken.

Zugleich hatte der Pabst, um von dieser Nachgiebigkeit den möglichsten Nutzen zu ziehen, an den Kaiser geschrieben: „Jetzt kannst Du zeigen, daß Dir die Einheit der Kirche am Herzen liegt, wie den alten Kaisern. Vergeblich würdest Du mit dem Schwerte gerüstet sein, wenn Du es nicht, wie gegen die Ungläubigen, so gegen die Ketzer, und noch viel schlimmer als gegen die Ungläubigen brauchen wolltest.“

Den ersten lebhaften Eindruck, den diese päbstlichen Breven auf den jungen Kaiser machen mußten, verstanden die päbstlichen Legaten sogleich mit pfäffischer Schlauheit zu benutzen, um ein Edict von ihm zu erschleichen, das Luther völlig verderben mußte, wenn es ihm nicht gelang, Gehör auf dem Reichstage zu erhalten.

Sie hatten ihm vorgestellt, daß er die Sache Luthers, da dieser ja doch schon von dem Pabste wegen seiner Ketzerei verdammt sei, ohne sie vor den Reichstag zu bringen, durch ein kaiserliches Edict abmachen möge.

Im ersten Augenblick der Ueberraschung war der junge Kaiser dazu bereit. Er ließ in seiner Kanzlei ein solches Edict in den schärfsten Ausdrücken abfassen, dessen kaum verständlicher Styl nebenbei beweist, über welche Barbarismen der Sprache Luthers herrlicher, kräftiger Styl in seinen Briefen und seiner Bibelübersetzung zu siegen hatte.

„Und dann,“ heißt es in diesem Edict u. A., „der

gedachte Martin Luther, alles das, so möglichen gewesen ist, offenkundig gebredigt, geschrieben und ausgebraitet und jetzt am jüngsten etlich Articul, so in viel Orten in Behmen gehalten werden, und die von heiligen Concilien für kätzerisch erkannt und erklärt seyn, angenommen und ine darum die pabstlich Heiligkeit für offenbaren Ketzer, wie obstet, erklärt und verdammt hat und deshalb inen weiter zu hören, nit rat noch gebürlich ist" ꝛc.

Dieses Edict ließ er den bei ihm versammelten Fürsten vorlesen und erklärte darauf: „Wenn Ihr bessern Rath wißt, so sagt es an. Wir wollen Eure Meinung vernehmen."

Ueberrascht und bedenklich sahen sich einander die Fürsten an. Darauf nahm zuerst der Churfürst von Sachsen das Wort und sprach: „Die Sache ist wichtiger, als man glaubt. Sie betrifft die Wohlfahrt des gesammten Reichs und kann daher Kaiserliche Majestät ohne Zustimmung der Stände darin nichts beschließen."

Die andern Fürsten stimmten ihm bei; und Kaiser Karl V. fühlte zum ersten Male mit Betroffenheit, daß seine kaiserliche Macht in Deutschland eine sehr beschränkte sei. Er fügte sich daher in das Unvermeidliche, und in der Meinung, dadurch Luther ganz in seine Gewalt zu bekommen und sein Verderben, wenn auch langsamer, doch sicherer herbeizuführen, rief er aus: „Nun wohl, man lasse ihn noch auf diesem Reichstage erscheinen und hier widerrufen oder sein Verdammniß empfangen!"

„Er ist schon von Seiner Heiligkeit dem Pabste ver-

dammt worden," entgegnete der Legat Aleander mit der Entschiedenheit eines Mannes, der im Namen des unfehlbaren Pabstes redet, „und das genügt schon, um ihn zur gebührenden Strafe zu ziehen. Um diese Absicht zu erreichen, dürfen Ew. Majestät nur befehlen, daß die Bannbulle überall angeschlagen und vollstreckt werde."

Schon im Januar d. J. hatten Hutten und Sickingen erkannt, daß ihre Hoffnungen, die sie auf den jungen Kaiser gesetzt hatten, getäuscht waren, und von dieser Zeit an läßt sich annehmen, daß dieser entschlossen war, Luther und alle seine Anhänger zu verderben. Nur Beichtväter und höhere Geistliche schienen jetzt am kaiserlichen Hofe zu herrschen. Um desto unangenehmer fühlte er sich gebunden in einer Sache, die lediglich seine Privatpolitik betraf, wie er dafür hielt. Deshalb entschied er scharf und genau zwischen seiner unbegrenztern landesherrlichen Macht in seinen Erblanden und seiner beschränktern als Kaiser. Und in diesem Sinne gab er die Antwort, die zugleich zeigt, wie sehr er persönlich gegen Luther eingenommen war:

„In meinen Erblanden werde ich unbedingt diese Befehle erlassen; aber rücksichtlich der Reichslande möge sich Martin Luther vor dem Reichstage selbst stellen und verantworten."

Darauf wendete er sich gegen den Churfürsten mit der Frage: „Ihr werdet ihn doch sistiren, Herr Churfürst, wenn er nach Worms vorgeladen wird?"

„Das werde ich ihm überlassen müssen," antwortete der Churfürst kurz und bestimmt, „ob er es gerathen fin=

den wird, zu erscheinen. Jedoch nach dem, was neuerlich vorgefallen ist, kann ich ihm nicht rathen, sich in die Gefahr zu begeben, das Geschick von Johann Huß theilen zu müssen."

„Wie so?" fragte der Kaiser. „Allerdings ist er vom Pabste als Ketzer verdammt, aber nicht unbedingt. Der Bannstrahl kann noch abgewendet werden, wenn er widerruft."

„Zu spät," versetzte Jener in tiefster Indignation, die sich auf den starken Zügen seines großen und vollen Angesichts deutlich ausprägte. „Dieser Eck und seine Genossen haben wahrlich nicht gesäumt. In vielen Städten des Reichs sind Luthers Bücher bereits öffentlich verbrannt; und damit ihm der Muth fehle, auf dem Reichstage zu erscheinen, ist bereits die Bannbulle erneuet und unbedingt erlassen."

„Was ist das?" fragte Karl V. und sah den päbstlichen Abgeordneten Aleander scharf an. „Davon weiß ich nichts."

„So eben wollte ich im Auftrage Seiner Heiligkeit Ew. Majestät diese neue Bannbulle gegen den verdammten Ketzer überreichen, als ich von Seiner Gnaden, dem Herrn Churfürsten unterbrochen wurde." Damit legte er eine Ausfertigung dieser Bulle vor den Kaiser auf den Tisch.

„Leset!" gebot dieser, und der anwesende Minister des Kaisers, — übergab sie einem Secretair, der sie vorlas. Es hieß darin mit den stärksten Ausdrücken des römi-

schen Curialstyls: „Martin Luther und Alle, die ihm anhangen, und wenn sie noch so hoch ständen und ansehnsehnlich wären, sollen, als sei ihr Name hiemit genannt, für verdammte und verfluchte Leute erklärt werden, die des ewigen Fluchs und Interdicts schuldig. Sie und ihre Abkömmlinge sollen aller Würden, Ehren und Güter verlustig, des Lasters der beleidigten Majestät theilhaftig erklärt werden. Es sollen an allen Orten, wo diese schreckliche Ketzerei sich eingenistet, alle Priester binnen drei Tagen Luther und seine Anhänger für Ketzer, Verbannte und Verfluchte erklären und an Sonn- und Festtagen mit der Kreuzesfahne, Läutung der Glocken, Anzündung und Auslöschung, auch Hinwerfung der Lichter auf die Erde, den Bann publiciren und unerschrocken gegen die Ketzer predigen. Die Erzbischöfe, Bischöfe und andern Prälaten sollen sich zu einer Mauer aufwerfen und nicht schweigen wie stumme Hunde, die nicht bellen können, sondern unaufhörlich schreien u. s. w."

„Genug!" rief der Kaiser; „so wie die Sachen jetzt stehen, ist dieser Bannfluch zu voreilig und wird der Pabst damit seine Sache nicht besser machen. — Wie gesagt, in meinen Erblanden soll sie angeschlagen werden, ob auch im übrigen Reiche, mag der Reichstag entscheiden."

„Ich aber habe bereits an Luther schreiben lassen, ob er sich stellen will?" entgegnete der Churfürst, „und erwarte täglich seine Antwort."

„Und Wir," rief Aleander feierlich, „als Legat des heiligen Vaters, protestiren solenniter gegen jede Vorla-

dung des einmal unwiderruflich verdammten Ketzers, indem ein Geächteter und Verfluchter kein Recht mehr hat, vor Kaiser und Reich zu reden, keine Gnade mehr zu hoffen vor Gott und Menschen und reif ist zum Scheiterhaufen, damit die Flamme ihn als ein Aergerniß der Welt verzehre."

„Wir hoffen," sprach der Kaiser mit Hoheit und einem bittern Lächeln seines scharf geschlossenen Mundes, „man wird Uns das Recht nicht abstreiten wollen, gerecht zu sein und auch den Geringsten Unserer Unterthanen nicht ungehört zu verdammen."

„Aber halten Kaiserliche Majestät zu Gnaden," entgegnete Hieronymus Aleander mit unterdrücktem Groll und nicht ohne Schüchternheit, „es wird dadurch der Sache dieses Mönchleins eine größere Wichtigkeit beigelegt, als dieselbe werth ist."

„Nun dann wundert mich," rief der Churfürst, „daß der Pabst es nicht überhaupt unter seiner Würde hält, sich in diese mönchische Streitigkeit einzumischen."

„Aber ganz Deutschland ist dadurch bewegt," entgegnete der Kaiser; „und darum gehört die Sache vor den Reichstag. Dabei bleibt es."

Ueberhaupt machte man sich mit Luther viel zu schaffen. — „Der Mönch," schrieb damals der Frankfurter Gesandte: „macht viel Arbeit; ein Theil möchte ihn ans Kreuz schlagen, und ich fürchte, er wird ihnen schwerlich entrinnen; nur ist zu besorgen, daß er am dritten Tage wieder aufersteht."

Martin Luther antwortete mit frommer und muthvoller Begeisterung auf die humane Anfrage Spalatins im Auftrage des Churfürsten, was er davon halte:

„Wenn ich berufen werde, will ich, so viel an mir ist, mich eher krank hinführen lassen, falls ich nicht gesund kommen könnte, denn es ist nicht zu zweifeln, daß ich von Gott berufen werde, so mich der Kaiser berufe: wollen sie die Sache mit Gewalt handeln, wie es scheint, so ist die Sache Gott zu befehlen, der lebet und herrschet noch, welcher die drei Männer im feurigen Ofen erhalten. Will er mich aber nicht erhalten, so ist's um meinen Kopf eine gar schlechte Sache, wenn er gegen Christum gehalten wird, der mit höchster Schmach, Jedermanns Aergerniß und Vieler Untergang getödtet worden."

Weiter schrieb er, man dürfe auf keine Gefahr sehen und das Evangelium nicht sinken lassen, man dürfe sich nicht scheuen, zu bekennen was man lehre, und sein Blut dafür zu vergießen. Der Psalm lehre, daß Allen wohl sei, die auf den Herrn und seinen Gesalbten vertrauen. Wir könnten nicht wissen, ob unser Leben oder Tod dem Evangelio und gemeinen Wohlstand mehr oder weniger Gefahr zuwachsen möge u. s. w.

Er schloß mit den schönen, glaubensstarken Worten: „Wenn es aber ja sein soll, daß ich nicht nur den Hohenpriestern, sondern auch den Heiden soll überantwortet werden, so geschehe des Herrn Wille. Hier habt Ihr meinen Rath und Meinung. Versehet Euch zu mir Alles, nur nicht, daß ich fliehen oder widerrufen

werde. Fliehen will ich nicht, widerrufen aber viel weniger, so wahr mich mein Herr Jesus stärket; denn ich kann keines ohne Gefahr der Gottseligkeit und Vieler Seligkeit thun."

Der Churfürst befand sich schon in Worms, als er diese feste Erklärung Luthers erhielt. Gleichzeitig empfing er aber auch ein Schreiben vom Kaiser, des Inhalts, daß er den Mönch Martinus, falls er sich des Widerrufs weigern, gar zu Hause lassen, wenn er sich aber dazu verstände, doch nur bis Frankfurt a. M. reisen lassen solle, um dort weitere Verhaltungsbefehle zu empfangen; denn ihm sei von seinem Beichtvater Glapio erst die ganze Wichtigkeit und Bedeutung des päbstlichen Bannes erklärt, und so halte er es mit seinem Gewissen nicht für vereinbar, den einmal unwiderruflich Verdammten nochmals zu verhören.

„Die Römlinge haben gesiegt!" rief der Churfürst und warf das kaiserliche Schreiben auf den Tisch; „aber der Sieg wird hoffentlich von kurzer Dauer sein. — Der Kaiser ist wider Uns; aber wenn Gott für uns ist, was vermöchten menschliche Widersacher?"

Und dieser erste Sieg des Pabstes sollte in der That auch nicht von langer Dauer sein. Karl V. hatte noch nicht die Festigkeit seiner späteren Jahre gewonnen. Er schwankte noch hin und her zwischen den Wünschen der einander widerstrebenden Parteien. Er wollte es mit dem Pabste nicht verderben und doch auch den Wünschen der

Reichsstände — besonders des Churfürsten Friedrich von Sachsen — nicht entgegen sein, und so erfolgte denn wirklich Luthers Vorladung nach Worms von Seiten des Kaisers in so glimpflichen Ausdrücken, daß Luther keinen Augenblick Bedenken trug, derselben zu genügen.

Ehe es aber dahin kam, war noch viel Kampf gewesen auf dem Reichstage, der schon seinen Anfang genommen hatte. Der päbstliche Legat Aleander hatte Alles angewendet, um die Sache mit der letzten Bannbulle auf sich beruhen zu lassen. Der Pabst betrachtete die von ihm abgeurtelte Sache damit als abgethan. Bei einer nochmaligen Erörterung derselben konnte das päbstliche Ansehen nur verlieren, nie gewinnen. In einer dreistündigen lateinischen Rede schilderte er Luthers Ketzereien so groß, daß wohl 10,000 Ketzer ihretwegen verbrannt zu werden verdienten. — „Luther ist theilhaftig," rief er, „der Ketzereien des Wikleff und Huß, er lehret, der Christ sei der Obrigkeit zu gehorchen nicht verbunden; er leugnet das Fegefeuer und sündiget damit gegen die unterirdischen Geister, indem er herabsetzend und unehrerbietig von den Engeln geschrieben. Er sündigt gegen den Clerus, weil er alle Christen für Priester ausgegeben, gegen die Heiligen, gegen die Welt, gegen die Concilien, namentlich gegen das von Constanz."

Alsdann widerlegte er den Einwurf, man dürfe Luthers Bücher nicht verbrennen, weil viel Gutes darin stehe, und fuhr fort: „Rede mir Keiner von seinem reinen und frommen Lebenswandel, es ist damit eine Teufelslarve und

weiter nichts, wie man sie oft bei den ärgsten Ketzern findet."

Kräftig widersetzte er sich der Ansicht, man müsse Luther mit freiem Geleite kommen lassen und ihn hören. — „Dieser Luther," rief er, „ist so verstockt, daß er sich von Niemandem, selbst nicht von einem Engel zurechtweisen lassen würde. Und was könnte es helfen, wenn ihn der Kaiser citirte? Ist er doch schon von Seiner Heiligkeit mit Zusicherung freien Geleites citirt gewesen und nicht erschienen, und hat sich erdreistet, an ein Concilium zu appelliren. Darum bitte und beschwöre ich Kaiserliche Majestät, sich nicht selbst diesen Schimpf anzuthun. Die Sache gehört nicht vor Sie. Dem Laien gebührt nicht, darüber zu urtheilen, ja die Geistlichen selbst dürfen nicht ohne päbstliche Erlaubniß sich mit Ketzern in Disputation einlassen. Möge man doch das Aergerniß und den Vorwurf vermeiden: die Christen disputirten über ihren Glauben, und gerade die Deutschen, die man vor Andern für fromm hält. Ich bitte, daß Luthers Bücher zu verbrennen durch ein öffentliches Edict geboten werde, daß man verbiete, sie zu drucken, neu aufzulegen und zu verbreiten. Wo nicht, so werden der Kaiser und die Bischöfe zu Mainz, Cöln und Lüttich den Schimpf davon haben, weil sie die Bücher verbrennen lassen und nicht ein Gleiches in ganz Deutschland geschieht."

Diese fanatische Rede machte nicht die beabsichtigte Wirkung. Selbst die anerkannten Anhänger des päbstlichen Systems zeigten sich so lau dafür, daß Aleander Be-

stechungen anwenden zu müssen geglaubt hatte. Zu diesem Zwecke waren ihm große Summen von Rom her zugewiesen. Auch der andere päbstliche Legat, Marino Caraccioli, suchte für gleiche Zwecke zu wirken. Ueberhaupt entwickelte der römische Hof seit dem Eintritt des Kaisers in die deutschen Reichslande einen Eifer und eine Regsamkeit, welche bewiesen, daß er jetzt die ganze Größe und Wichtigkeit der Angriffe Luthers begriffen hatte.

Die Stände machten den Kaiser darauf aufmerksam, was es bei dem gemeinen Manne, in welchem mancherlei Phantasien und Wünsche durch Luthers Predigten geweckt worden, für Eindruck hervorbringen würde, wenn man Luther durch scharfe Mandate verurtheile, ohne ihn auch nur aufgefordert zu haben. Und aus diesem Grunde hatten die Stände darauf gedrungen, daß man Luther unter sicherem Geleite kommen lassen und verhören möge.

Eine andere Frage war es, auf welche Grundlage dieses Verhör anzustellen sei. Die Stände unterschieden zweierlei Angriffe Luthers: den einen gegen die kirchliche Verfassung und den Pabst, den andern wider die Lehre vom Glauben, „den sie, ihre Väter und Vorfahren bisher gehalten." — In dieser Hinsicht wurde zum Voraus entschieden, wenn er jene erstern Angriffe nicht widerrufe, so wolle man glimpflich mit ihm verfahren; denn gegen die Mängel der kirchlichen Verfassung waren von allen Seiten die kräftigsten Beschwerden eingegangen. Wenn er aber bei den Angriffen auf den althergebrachten Glauben beharre,

so solle der päbstliche Bann überall in Vollzug gesetzt werden.

Die Lage Luthers war also eine hochgefährliche; denn von seiner muthvollen Festigkeit ließ sich ein Widerruf in keiner Hinsicht erwarten, und das Beispiel von Johann Huß ließ besorgen, daß man auch jetzt noch einem verdammten Ketzer Wort zu halten und kaiserliches Geleit zu achten sich nicht für verbunden halten werde.

In der That hatte aber auch Martin Luther, seitdem ihn die päbstliche Bannbulle von allen Fesseln irgend einer schonenden Rücksicht frei gemacht hatte, in seinen zahlreichen Schriften und Predigten den Pabst und das römische Kirchenwesen mit einer Kraft und Heftigkeit angegriffen, die nur zu einem Vernichtungskrieg von beiden Seiten führen konnte.

Eine der stärksten dieser Schriften führte den Titel: „Von der babylonischen Gefangenschaft des Pabstes." — Der feine und schlaue Beichtvater des Kaisers sah ein, daß bei der Stimmung der Reichsstände Luther zu einem allgemeinen Widerruf nicht zu bewegen sein werde, und glaubte daher schon viel gewonnen zu haben, wenn man ihn dahin bringen könne, eine dieser Schriften zu widerrufen, indem dadurch sein ganzer Angriff gegen das Pabstthum nothwendig an Vertrauen und Festigkeit verlieren müsse. Er erklärte daher, es werde genügen am Widerruf dieser einen Schrift: von der babylonischen Gefangenschaft rc. und begab sich in die Wohnung des Churfürsten, um die-

sen zu bewegen, auf Luther seinen Einfluß dahin wirken zu lassen, daß er wenigstens diese Schrift widerrufe. Allein der Churfürst verwilligte ihm keine Audienz, sondern ließ ihn durch seinen gelehrten Kanzler Brück (unter dem Namen Pontanus bekannt) fragen, was in seinem Begehr stehe.

„In der That, ich habe mich von Herzen sehr hoch erfreut," begann Glapio mit der schlauen Feinheit, die ihm eigen war, „da ich die ersten Schriften Luthers gesehen, weil ich bemerkt, daß in seinem Herzen ein neues und edles Gewächs aufgehe, welches schon Zweige geschoben und zu erwünschten und der Kirche erbaulichen Früchten Hoffnung gemacht. Erst das Buch von der babylonischen Gefangenschaft hat mir einen sehr widrigen Eindruck gemacht und ich habe darin Luthers Lehre nicht erkennen können; wenn es aber ja das seine ist, so muß er durch die Bulle zu so großem Zorn und Unwillen gebracht worden sein; doch ist nichts so böse, es leidet ein Mittel. Die Nothwendigkeit einer Reformation gebe ich gern zu, meine auch, der Bann Luthers, der mehr seiner Hartnäckigkeit, als seiner Person gilt, würde sich leicht aufheben lassen, wenn er nur dieses eine Buch widerrufen würde."

Der Churfürst aber ließ ihm erklären, daß er nicht gesonnen sei, sich in die Sache Luthers zu mischen und von demselben „keine Commission" dazu erhalten habe.

Auch andere Vermittelungsvorschläge wurden von päbstlicher Seite gemacht, von den Ständen aber zurückgewie-

sen, und so blieb es denn nicht zu umgehen, daß Luther vorgeladen, und wenn er erschien, in voller Reichsversammlung verhört wurde. Dieses Mittel aber war bei seiner bekannten furchtlosen Freimüthigkeit um so gefährlicher, je kräftiger die zusammengestellten 101 Beschwerden deutscher Nation gegen die Mißbräuche des Kirchenwesens lauteten, welche von Seiten verschiedener Reichsstände aufgestellt und dem Kaiser zur Abhilfe vorgelegt waren.

Es wurde darin auf das Lebhafteste die Verwaltung Leos X. getadelt. Es ist in dieser Schrift der Reichsstände von nichts als von den überschwenglichen, boshaften Erfindungen, schalkhaften Betrügereien, die am römischen Hofe in Schwung gekommen, die Rede: die Praxis desselben wird geradezu der Simonie angeklagt.

Auch diese bedeutende Opposition gegen das Pabstthum darf als Luthers Werk betrachtet werden, wenigstens waren sie kaum mehr als der Widerhall seiner Klagen über die Anmaßungen und Gelderpressungen des römischen Hofes, die in seinen neuern Schriften, namentlich in seinem herrlichen Sendschreiben »An den christlichen Adel deutscher Nation« laut geworden waren.

In dem Begleitschreiben dieser trefflichen Schrift vergleicht er sich sehr launig und gemüthlich mit einem Hofnarren, der das Recht habe, hohen Häuptern die Wahrheit zu sagen; doch die Schrift selbst beginnt er mit heiligem Ernst und demüthiger Würde: „Es ist nichts aus Fürwitz oder Frevel geschehen, daß ich einiger, armer Mensch mich unterstanden, für Euren hohen Würden zu reden.

Die Noth und Beschwerung, die alle Stände der Christenheit, zuvor Deutschland drückt, hat mich jetzt gezwungen, zu schreien und rufen, ob Gott Jemand den Geist geben wolle, die Hand zu reichen der elenden Nation."

Dann ermahnt er, die Sache weniger auf eigene Kraft, als auf Gott vertrauend anzufangen, und erklärt bildlich: „Drei Mauern haben die Romanisten um sich gezogen, damit sie sich bisher beschützet, daß sie Niemand hät mögen reformiren, dadurch die ganze Christenheit gräulich gefallen ist. — Zum ersten haben sie gesetzt und gesagt: weltliche Gewalt habe nicht Recht über sie, sondern wiederum die geistliche sei über die weltliche. — Zum andern setzen sie, es gebühre Niemand, die Schrift auszulegen, denn dem Pabst; zum dritten erdichten sie, es möge Niemand ein Concilium errichten, denn der Pabst."

Nachdem er dann mit schlagender Beredsamkeit dieses päbstliche Bollwerk niedergerissen, auf das Zeugniß der Schrift und der Geschichte sich stützend, zeichnet er mit kräftigen Zügen den zusammenzuberufenden Concilien die Hauptgegenstände ihrer Thätigkeit vor. Diese sind: „Einschränkung der weltlichen Pracht und Hoffarth des Pabstes, Herabsetzung der Kardinäle, die eine Plage für Deutschland sind, weil ihre Dotationen alle Kirchengüter in Deutschland aussaugen, Ermäßigung des päbstlichen Hofhalts, Abschaffung der ursprünglich zum Türkenkriege erhobenen, nachher schändlich vergeudeten und verschleuderten Annaten, des Mißbrauchs, daß der Pabst die Pfründen vergebe, wie: der Palliengelder, der Bischofseide, wo-

durch die Bischöfe in sklavische Abhängigkeit von Rom versetzt würden, der erblichen Pfründen, der Simonie, der unwürdigen Kunstgriffe von Reservationen bei Eiden *) u. s. w.; des Pfründenhandels und Verkaufs von Dispensationen jeder Art, der sogar durch Wucherer betrieben werde **), sowie noch anderer schädlichen Mißbräuche und Praktiken, welche die habsüchtigen Römer gegen die von ihnen verachteten »vollen« und »tollen« Deutschen ausübten."

Dann macht er die zweckmäßigsten Vorschläge zu einer durchgreifenden Abstellung dieser schreienden Mißbräuche, und fährt fort mit den kräftigen Worten: „Sie nehmen Geld und machen unrecht Gut, lösen auf die Eide, Gelübde und Bund, zerreißen und lernen zerreißen Treue und Glauben, unter einander zugesagt; sprechen: der Pabst hab's Gewalt. Das heißt sie der böse Geist reden, und verkaufen uns so teuflische Lehre, nehmen Geld darum, daß sie uns Sünden lehren und zur Hölle führen."

Dann kommt er auf Johann Huß zu reden, tadelt den Geleitsbruch und sagt: „Geleit halten hat Gott geboten; das sollte man halten, obgleich die Welt sollt' untergehen, schweige denn einen Ketzer los werden. So sollte man die Ketzer mit Schriften, nicht mit Feuer überwinden, wie die alten Väter gethan haben. Wenn es

*) D. h. daß, wenn man anders denke als man schwöre, so sei man zu dem, was man gedacht, und nicht, was man wörtlich geschworen, durch den Eid verbunden.

**) Durch die Fugger in Augsburg.

Kunst wäre, mit Feuer Ketzer zu überwinden, so wären die Henker die gelehrtesten Doctoren auf Erden."

Darauf klagt er wieder über die Päbste: Der Pabst und die Seinigen mögen sich nicht rühmen, daß sie deutscher Nation haben groß Gutes gethan mit Verleihen dieses römischen Reichs. Sie haben unsere Einfältigkeit mißbraucht; da wir vermeint, Herr zu werden, sind wir der Allerlistigsten Knechte geworden; haben den Namen, Titel und Wappen des Kaiserthums, aber den Schatz, Gewalt, Freiheit und Recht hat der Pabst. So frißt der Pabst den Kern, so spielen wir mit den ledigen Schalen. — So helfe uns Gott, daß wir auch dem Namen, Titel und Wappen Folge thun und unsere Freiheit erretten, die Römer einmal sehen lassen, was wir durch sie von Gott empfangen haben. Es folgt nicht, daß der Pabst sollt' über den Kaiser sein, darum, daß er ihn krönt und macht. Darum laßt den deutschen Kaiser recht frei Kaiser sein, und nicht seine Gewalt noch Schwert niederdrücken."

Dann ging Luther auch auf die weltlichen Mißbräuche des Volks und Adels über und zeigte dadurch, wie sehr ihm Deutschlands Wohlfahrt am Herzen lag, und daß die edelsten Beweggründe, nicht Haß und Neid gegen den Pabst und die hohe Clerisei, seine Schritte leiteten.

Religiosität und Vaterlandsliebe vereinigten sich bei ihm mit der feurigsten Rednergabe, für das Wohl der Menschheit zu wirken. Sein Auge, auf das Höchste gerichtet, ließ sich auch das Kleinste nicht entgehen. Die

Ehre Gottes, die ihn beseelte, entflammte seinen Muth. In den höchsten Kreisen der Gesellschaft fand er Anklang, wie bei dem Geringsten im Volke. Nur nicht der, den die Stände des Reichs berufen hatten, Deutschlands Würde und Ehre zu vertreten, war damit zu gewinnen. In kalt berechnender Politik war der junge Kaiser Luthers entschiedenster Gegner geworden. Nur das Eine war anzunehmen: hätte Luther sich darauf beschränkt, die kirchliche Verwaltung des Pabstes und dessen Uebergriffe in die weltliche Staatsgewalt anzufechten, so würde er nicht nur alle Reichsstände, sondern auch selbst den Kaiser auf seiner Seite gehabt haben; denn jene hatten durch die bereits erwähnten Beschwerden, die an Huttens schärfste Schriften erinnerten, ihre Gesinnungen in dieser Beziehung an den Tag gelegt, und Glapio hatte seinem kaiserlichen Beichtsohne die Züchtigung des Himmels angekündigt, wenn er die Kirche nicht reformire. Allein Luther wollte den Glauben reformiren und das Licht des Evangeliums herstellen, gereinigt von aller menschlichen Zuthat. Und das machte seine Lage gefährlich. Wahrlich, die Sachen auf dem Reichstage zu Worms standen so, daß ein hoher, gottbegeisterter Muth dazu gehörte, wenn Luther es wagte, sich allein den höchsten Gewalten der geistlichen und der weltlichen Macht entgegenzustellen.

Allein seine Worte waren nicht die eines Mannes, der sich zu verbergen trachtet in feiger Angst; es sind die beschwörenden Sprüche eines mächtig ergriffenen, über jede äußere Rücksicht erhabenen Geistes, die auf das rege Volks-

gefühl ebenso begeisternd einwirkten. Jede seiner Schriften ging schnell wie ein Lauffeuer durchs ganze Reich; überall verbreitet, überall in edler Absicht nachgedruckt und verkauft, wirkten sie auf Volk und Fürsten mit der Macht der Wahrheit, und nie sind wohl einem einzigen Manne solche Sympathien und theilnehmende Wünsche und Blicke so allgemein und begeistert gefolgt, als diesem Augustinermönch von Wittenberg, als er den höchsten Autoritäten der Erde und des Himmels in seinem einfachen Mönchsgewande, mit der Bibel in der Hand, so groß, so ruhig und fest und Gott vertrauend entgegentrat.

Martin Luther befand sich indeß in Wittenberg in einer freudigfesten Erwartung seiner Vorladung nach Worms. Er besorgte ruhig seine täglichen Geschäfte, predigte, hielt akademische Vorlesungen, schrieb zahllose Briefe und ließ kräftig begeisterte Schriften durch den Druck in alle Welt hineingehen. Diese Schriften und Reden waren das treueste Abbild eines gesunden Gemüths. Die herzliche und kräftige Sprache derselben fand überall Anklang. Seine Gemüthlichkeit, selbst im Zorn, die Treuherzigkeit, auch im bittersten Groll, gaben seinen Worten etwas so wunderbar Einschmeichelndes, daß selbst sein Schelten und Strafpredigen nicht unangenehm in die Ohren fiel.

Dabei war er selbst in dieser Periode der höchsten Spannung seines Geschicks immer der heitere, biedere und zuverlässige Freund, der durch geistreiche und muntere Tischreden, wenn auch in der derben, kräftigen Ausdrucks-

weise seiner Zeit, die geselligen Freuden erhöhte. Er liebte sein Poculum hilaritatis*) so gut als jeder Andere, wurde nicht selten zu Gast geladen. Das Kleinste wie das Größte war ihm nicht fremd. Während er Gevatterschaften annahm, Frieden zwischen Eheleuten stiftete, für Arme und Hilfsbedürftige bat, seinem Freunde Melanchthon eine Zulage verschaffte, verbesserte er den Lehrplan der Universität, wirkte für seinen Orden, und setzte Himmel und Hölle in Bewegung, Deutschlands Zustände zu verbessern, die Ausartung des Pabstthums zu bekämpfen und das Licht des gereinigten Evangeliums zu verbreiten.

In dieser Zeit ging ein vorläufiges Schreiben des Churfürsten an ihn ein, daß er sich bereit halten möge, nach Worms zu reisen; man habe zwar von ihm, dem Churfürsten, verlangt, daß er Luther stellen möge; allein er habe solches abgelehnt, da er nur eine Vorladung von Kaiser und Reich für sicherstellend halte.

Mit so vieler, fast zärtlicher Sorgfalt war der Churfürst um die Sicherstellung seines lieben, aufgeklärten Lehrers an der Universität Wittenberg bemüht, und Luther sagte nochmals mit freudigem Muthe zu, auf dem Reichstage zu Worms zu erscheinen und sich dermaßen zu verantworten, „daß Männiglich in der Wahrheit erfahren soll — lauteten seine Worte — daß ich bisher nichts aus frevelm, unbedächtigem, untergeordnetem Willen und um zeitlicher und weltlicher Ehre und Nutzung willen, sondern

*) Becher der Fröhlichkeit.

Alles, was ich geschrieben, meinem Gewissen, Eid und Pflicht nach als ein armer Lehrer der heiligen Schrift, Gott zum Lobe, zu Heil und Seligkeit der gemeinen Christenheit, der ganzen deutschen Nation zu Gut, zu Ausrottung der fährlichen Mißbräuche und Aberglauben, und zu einer Ledigung der ganzen heiligen Christenheit aus so viel unendlichen, unzähligen, unchristlichen und verdammlichen tyrannischen Verkleinerung und Beschwerung und Gotteslästerung fürgewandt und gethan habe."

Als ihm nun endlich Spalatin die Nachricht gegeben hatte, daß seine Vorladung auf den Reichstag beschlossen sei, und ihm zugleich die Artikel mittheilte, deren Widerruf man verlangte, schien mit der Größe der Gefahr auch sein Muth zu wachsen; denn freudigfest antwortete er diesem vertrautesten der Räthe seines Churfürsten: „Ich habe die Artikel, lieber Spalatin, so ich widerrufen soll und Anderes mehr, so mir fürgeschrieben ist, danach ich mich zu richten und zu halten, empfangen. Aber gedenke nur nicht, daß ich etwas widerrufen werde, weil ich sehe und merke, daß die Papisten keinen andern Grund und Behelf wider mich haben, daß sie darauf fußen, denn daß ich wider der Kirchen (die sie ihnen erdichten und träumen) Mißbräuche und Ceremonien geschrieben habe. Will derohalben Kaiser Carol antworten: So ich allein des Widerrufs halben erscheinen soll, wolle ich nicht kommen; sintemal es eben das Ansehen hätte, als wäre ich bereits draußen gewesen und nun wieder hereinkommen; denn ich könnte auch hier widerrufen, wenn es allein darum

zu thun wäre. Will aber Kaiserliche Majestät mich über das fordern, daß ich soll umbracht werden, und von wegen dieser meiner Antwort mich für einen Reichsfeind halten, will ich mich erbieten zu kommen. Denn ich gedenke nicht zu fliehen, noch das Wort in Gefahr stehen zu lassen, sondern es bekennen bis in den Tod, sofern mir Christus gnädig ist und beistehet. Ich bin aber gewiß, daß sie nicht eher ruhen werden, bis sie mich hingerichtet haben. Gern wollte ich, wenn es bei mir stände, daß Niemand sich an meinem Blute vergriffe, denn allein die Papisten. Des Herrn Wille geschehe. Indeß rathe, wem zu rathen ist, daß er sich nicht theilhaftig mache des schändlichen Raths der Boshaftigen."

So hatte Luther die Größe der Gefahr, die sein Leben bedrohte, wenn er nach Worms ging, allerdings richtig erkannt; aber nichts konnte seinen Muth erschüttern oder seinen Entschluß, nicht zu widerrufen, wankend machen. Nur das Eine bekümmerte ihn, daß er vielleicht, wie Huß, durch Wortbruch des Kaisers zum Scheiterhaufen geführt werden könne; dem Pabste hätte er gern die Schmach einer solchen Handlung gegönnt, nur nicht dem Kaiser, den er sich als Vertreter seines gesammten deutschen Vaterlandes so groß und erhaben dachte; aber auch darüber sollte er beruhigt werden durch den Ton der Milde, worin das kaiserliche Vorladungsschreiben abgefaßt war.

Er war darin, im starken Gegensatz gegen den scharfen Ton der päbstlichen Bannbulle, angeredet: „Ehrsamer,

Lieber, Andächtiger," und Widerruf wurde nicht von ihm gefordert, sondern es hieß auf das Glimpflichste: „Wir haben beschlossen, Wir und des heiligen römischen Reichs Stände, der Lehre und Bücher halben, so von Dir ausgegangen, von Dir Erkundigung zu empfahen." — Freies Geleite war ihm dabei zugesichert und der kaiserliche Geleitsbrief war beigefügt. Zu noch mehrerer Sicherheit hatten auch der Herzog Georg von Sachsen und der Churfürst Friedrich ihm einen zweiten Geleitsbrief zufertigen lassen. Zudem war ein kaiserlicher Herold, Kaspar Sturm, in Wittenberg eingetroffen, um ihm persönlich sicheres Geleit zu geben; der Magistrat der Stadt, dem der Churfürst den Doctor Martinus Luther noch besonders empfohlen hatte, stellte ihm einen Wagen zur Reise, und Herzog Georg gab ihm Reisegeld. So fuhr er ab, von den Segenswünschen seiner Freunde begleitet.

Luthers Reise nach Worms glich mehr einem Siegeszuge, als dem eines vom Pabste in den Bann gethanen und von ihm mit dem Fluche beladenen Ketzers.

Am 24. März 1521 hatte Luther durch den kaiserlichen Herold Kaspar Sturm die Vorladung und den Geleitsbrief empfangen. Am Dienstage, den zweiten April, trat er seine Reise an. An seiner Seite in dem schwerfälligen, von drei starken Pferden gezogenen Rollwagen saß ein stattlicher Mann im geistlichen Ornat, mit einem vollen, freundlichen und stark gerötheten Antlitz. Das war

sein biederer und gelehrter Freund, der Domherr von Amsdorf, der ihn in der Noth und Gefahr nicht verlassen wollte. Ihm gegenüber sah man einen großen magern Mann sitzen, mit feinen, geistreichen Gesichtszügen, etwas bleich, doch fest und mit ruhigem Selbstbewußtsein sich umschauend, dieser war der in seiner Zeit berühmte Advokat Hieronymus Schurf, der sich Luther als Rechtsbeistand vor dem Reichstage freundlich angeboten hatte und in dieser Eigenschaft die Reise mitmachte. Auch ein anderer Freund, etwas kleiner und voller von Gestalt, der besonnene und gelehrte Peter Suavenius, saß ihm gegenüber. Voraus ritt der schon genannte kaiserliche Herold, eine breitschultrige, kernige Gestalt von gesetzter Würde der Haltung, mit dem kaiserlichen Doppeladler auf dem Brust- und Rückenschilde seines Wappenrocks. — Einige Hundert Studenten zu Pferde gaben ihrem muthigen Lehrer das Geleit bis zum ersten Ruheort und brachten ihm dort in jugendlicher Begeisterung ein weithin schallendes Vivat!

In Luthers Busen hob sich freudige Begeisterung. Er dankte seinen Schülern für ihre Liebe und beschwor sie, festzuhalten an seiner Lehre, damit das Licht des Evangeliums nicht erlösche, wenn auch sein Lebenslicht erlöschen sollte.

Mit heißen Thränen nahmen die Jünglinge von ihm Abschied und Hunderte drängten sich herbei, um die Hand oder nur den Chorrock des geliebten Lehrers zu küssen, und dieser segnete sie mit Thränen im Auge.

Am Ende des ersten Abends erreichten Luther und

seine Begleiter Leipzig. Hier war sein Empfang kühler als an andern Orten, denn die Bulle war dort angeschlagen und die Eifersucht dieser Universität gegen Wittenberg war groß.

Am folgenden Tage wurde in Naumburg übernachtet. Dort übersandte ihm ein frommer Priester, der sich mit Vorliebe auf die Sammlung von Alterthümern gelegt hatte, das Bildniß des im Jahre 1498 als Ketzer verbrannten christlich frommen Pater Savanarola, und ließ ihn dabei vermahnen, er wölle bei der erkannten Wahrheit mit breitem Fuß aushalten; denn sein Gott werde wieder mit ihm sein und fest bei ihm stehen und halten.

So erweckend und erfreulich ihm auch solche Beweise von theilnehmender Aufmunterung gleichgesinnter Männer waren, so bedurfte es doch dessen nicht; denn Luthers Entschluß, für die Sache der Wahrheit und des Lichts sein Leben zu wagen, konnte nichts erschüttern. — Als ihm ein zu besorgter Freund prophezeite, er werde eben wie Huß zu Pulver verbrannt werden, gab er die feste und muthvolle Antwort: „Und wenn sie gleich ein Feuer machten zwischen Wittenberg und Worms bis an den Himmel hinan, so wollte ich doch im Namen des Herrn erscheinen und dem Behemoth in sein Maul zwischen die großen Zähne treten und Christum bekennen und denselbigen walten lassen."

Noch mehr: um ihn zu schrecken, hatte man an mehrern Orten das auf Vorstellung der Stände nicht ausge-

fertigte kaiserliche Mandat, wonach Luthers Schriften ausgeliefert und verbrannt werden sollten, öffentlich an den Kirchthüren angeschlagen. Es lag darin eigentlich schon die Verdammung seiner Lehre ausgesprochen. Selbst der ehrliche Herold des Kaisers, Kaspar Sturm, dem seine Sicherheit auf die Seele gebunden war, war darüber betroffen und fragte seinen geehrten Schutzbefohlenen: „Herr Doctor, wollt Ihr fortziehen?"

„Ja, mit Gott," antwortete dieser freudigfest; „unangesehen, daß man mich in den Bann gethan und das in allen Städten publicirt, will ich doch fortziehen und mich an kaiserliches Geleit halten."

Dann kamen sie nach Weimar. Hier hielt Luther vor dem Herzog Johann von Sachsen in der Schloßkirche eine Predigt, die ungeheuern Beifall fand, und der Herzog schenkte ihm noch ein sogenanntes Viaticum, einen Zehrpfennig auf die Reise. Dort wurde ein Rasttag gehalten, sodann am 5. April die Reise nach Erfurt fortgesetzt.

Hier war der Empfang des kühnen Reformators eben so herzlich als glänzend. Der Rector der Universität, Crotus, der zuvor von Luthers Ankunft Kenntniß erhalten hatte, war ihm mit einigen Vierzig angesehenen Einwohnern zwei Meilen weit zu Pferde entgegen gezogen. Unter diesen befanden sich die berühmten Gelehrten Erban Hesse, Euridicus Codrus und Johannes Draco. Viele Bürger und Studenten hatten sich ihnen zu Fuße angeschlossen. Der Rector der Universität empfing ihn mit

einer wohlgesetzten lateinischen Bewillkommnungsrede, worauf Luther in seiner kräftigen und feurigen Weise aus dem Stegreife antwortete. Ein jubelndes Vivat beschloß diese erhebende Scene.

In Erfurt schien die ganze Bevölkerung auf den Straßen zu sein, um den berühmten Mann zu sehen. Alle Fenster waren mit Frauen und Jungfrauen besetzt, die ihm Blumenkränze zuwarfen und mit weißen Tüchern ihre Grüße zuwehten. Diese allgemeine Liebe und Theilnahme gewährte dem kühnen Mann ein erhebendes Gefühl.

„Volkesstimme ist Gottesstimme." Mit diesen Worten umarmte ihn ein alter vielgeprüfter Freund, Johann Lange, der Prior im Augustinerkloster war, wo er gastlich empfangen wurde.

Am nächsten Tage, Sonntags Quasimodogeniti, den 7. April, wurde dort abermals Rasttag gehalten; aber Luthers feuriger Geist kannte keine Ruhe. Er hielt in der Augustinerkirche eine Predigt, die solchen Zulauf fand, daß, nachdem die ganze Kirche gedrängt voll war, noch Hunderte vor den Thüren stehen bleiben mußten, und selbst an die Kirchenfenster Leitern angesetzt wurden, um ihn zu hören.

Dort, in Erfurt, schlossen sich noch mehrere seiner Freunde und Bewunderer ihm an, die ihn bis nach Worms begleiten wollten. Unter Andern die Doctoren der Theologie, Sturz und Justus Jonas.

Seine Reise wurde dadurch um Vieles angenehmer.

Belehrende und erweckende Gespräche verkürzten die langen Tagesstunden bei dem langsamen Fortrücken auf den damals fast noch ungebahnten Heerstraßen. So ging die Reise langsam aber ohne Unfall weiter über Reinhardsbrunn, Gotha und Eisenach. Hier aber wurde Luthers Reise durch einen plötzlichen Krankheitsanfall unterbrochen, dessen Heftigkeit seine Freunde in die höchste Bestürzung versetzte.

In der That wurde sein Zustand höchst gefahrvoll. Luther verlor das Bewußtsein; Alles schien verloren zu sein. Da sandte der Himmel eine einfache Naturhilfe von bewunderungswürdiger Kraft. Nachdem Luther einige Krüge des heilsamen Reinhardsbrunner Wassers ausgetrunken hatte, erfolgte sichtbare Besserung, und zwar so schnell und kräftig, daß er schon nach einigen Tagen seine Reise fortsetzen konnte.

So erreichte er denn über Hirschfeld, Grünberg und Friedberg reisend, am 14. April Frankfurt am Main. Noch manche Stunde litt er indeß am heftigsten Kopfschmerze, als Folge der kaum überstandenen Krankheit. Doch wurde sein Muth dadurch nicht gebeugt. Er betete nur täglich zu Gott, daß er ihn nicht abrufen möge von dieser Welt, bevor er vor dem Kaiser und Reich sein festes Wort gesprochen.

In diesem Sinne schrieb er an seinen Freund und Gönner Spalatin: „Wir kommen, mein Spalatin, obgleich der Satan mit mehr als einer Krankheit mich zu hindern gesucht, denn den ganzen Weg von Eisenach bis

hieher bin ich unpaß gewesen, und auch jetzt noch, auf eine mir zuvor unbekannte Weise. Ich sehe auch, daß das Mandat Caroli mir zum Schrecken ist verbreitet worden. Aber Christus lebt noch, derohalben wollen wir hinein in Worms, zu Trotz allen höllischen Pforten und denen, die in der Luft herrschen. — Mache also die Herberge zurecht."

Am folgenden Tage erreichte er Oppenheim. In dieser Stadt fand er eine freundliche Einladung von einem der bedeutendsten und einflußreichsten der aufgeklärten Männer jener Zeit, dem kaiserlichen Rath und Feldhauptmann Franz von Sickingen. Dieser hielt sich damals auf seiner nicht weit von der Straße nach Worms seitwärts liegenden Burg, Ebernburg auf. Dort hatte, wie wir wissen, Ulrich von Hutten und so manche andere des Glaubens willen Verfolgte, ein gastfreies Asyl gefunden. Auch befand sich dort eine kleine Buchdruckerei, und so hätte Luther, wenn sein Leben auf dem Reichstage bedrohet war, nicht leicht einen passendern, angenehmern und sicherern Zufluchtsort finden können als dort. Allein was ihn bedenklich machte, von dieser Einladung Gebrauch zu machen, war die Mittheilung der Nachricht, daß der kaiserliche Beichtvater Pater Glapio von Worms her unerwartet dort eingetroffen sei, und ihn, Martin Luther, zu sprechen wünsche, um wo möglich sich mit ihm zu verständigen, ehe er auf dem Reichstage erscheinen werde.

In der That hatte Glapio noch dieses letzte Mittel versucht, das dem päbstlichen Stuhle bei der ungünstigen

Stimmung der Reichsstände so unangenehme Erscheinen Luthers zu Worms zu verhindern. Er war daher in keiner andern Absicht nach Ebernburg gereiset, als um Sickingen zu überzeugen, daß Luther dort vor Kaiser und Reich die höchste Gefahr drohe, und entweder ihn zum Widerrufe in Güte zu bewegen, oder Sickingen dahin zu bringen, ihn in guter Absicht zurückzuhalten, bis es zu spät sein würde, noch auf dem Reichstage zu erscheinen. Um dieser Einladung noch mehr Gewicht zu verschaffen, hatte Sickingen den berühmten Kanzler des Churfürsten von Sachsen, Bucer, bewogen, Luther die Gefahren, die seiner in Worms warteten, lebendig zu schildern und ihn zu warnen, sich denselben nicht auszusetzen. Allein der muthige Luther durchschaute das ganze pfäffische Getriebe, wodurch diese Einladung veranlaßt war, und antwortete: „Nicht nach der Ebernburg, sondern nach Worms bin ich beschieden, und dort werde ich zu sprechen sein."

Selbst der gütige Churfürst scheint für seine Sicherheit bedeutend besorgt gewesen zu sein; denn wenn auch kaiserliches Geleit ihm gehalten wurde, wer konnte ihn sicher stellen gegen Hinterlist und Meuchelmörder der Päbstlichen. Wenigstens zu Oppenheim erhielt Luther noch einen expressen Boten von Spalatin, dem gelehrten Vertrauten des Churfürsten, mit der dringenden Warnung, daß er nicht nach Worms kommen möge.

Da rief er in edlem Zorn und in hoher Begeisterung die ewig denkwürdigen Worte aus, die den ganzen Mann und seinen unbeugsam bleibenden Muth bezeichnen:

„Huß ist verbrannt worden, aber nicht „die Wahrheit mit ihm. — Und wenn so „viel Teufel zu Worms wären, als Ziegel „auf den Dächern, so wollte ich doch hin„ein!“

Ueber diese seine damalige hochbegeisterte Stimmung äußerte sich Luther noch kurz vor seinem Tode in seiner naiven und treuherzigen Weise: „Denn ich war unerschrocken und fürchtete mich nicht. Gott kann einen wohl so tolle machen. Ich weiß nicht, ob ich jetzt auch so freudig wäre.“

Welche Gefühle mochten den Doctor Martin Luther bewegt haben, als er nun endlich die alte Reichsstadt Worms am linken Ufer des Rheins vor sich liegen, als er diesen Vater Rhein sah, den altdeutsche Dichter Deutschlands Weinstrom nannten, in seiner majestätischen Ruhe zwischen grünen Weinbergen dahin rollend, diese romantischen Berge, die sogar den Weintrinkern heilig sind durch den köstlich milden und duftenden Rheinwein, der von dem Kloster, auf dessen Kirchhofe er wächst, den frommen Namen »Liebfrauenmilch« erhalten hat. Es war ein schöner, sonnenheller Morgen des 16. Aprils, als er, ergriffen von der großen Bedeutung des Anblicks, einer Stadt zuzog, in welcher sein Urtheil über Leben und Tod, sowie Sieg oder Verdammniß der ihm noch mehr am Herzen liegenden Lehre des reinen Evangeliums entschieden werden sollte. Hier war es, wo er, durchschauert von diesem großen Momente, seinen Blick zum Himmel, seine

Gedanken zu Gott erhob und nach einigen Accorden, die er auf seiner Laute griff, das von ihm einst in höchster Erdennoth gedichtete, gottvertrauende Lied sang:

„Eine feste Burg ist unser Gott!" u. s. f.

Seine zahlreichen Begleiter stimmten ein, einige mit festem Vertrauen, andere bewegt durch vorahnende Besorgnisse.

So in die blaue Morgenluft hinabsingend, wand sich der fromme Reisezug die geschlängelte Straße von den grünen Bergen herunter und erreichte endlich das schöne Rheinthal, in welchem der deutsche Strom dem deutschen Manne als ein Sinnbild der Kraft gelten konnte.

Hier empfingen ihn viele Herren vom sächsischen Adel, und viele andere Hofleute des Churfürsten von Sachsen, die ihm von Worms aus entgegen gegangen waren. Sie begrüßten den muthigen Mann mit einer an Bewunderung grenzenden Ehrfurcht; denn Niemand in Worms hatte geglaubt, daß Luther in Person dort erscheinen werde, weil Hussens Beispiel in noch zu frischem Andenken war, um nicht auch den Muthigsten abzuschrecken. Die ihm entgegen gegangen waren, schienen sich eine Ehre daraus zu machen, ihn in Worms einzuführen.

Es war gerade 10 Uhr, die Stunde, in der nach alter, einfacher Lebensweise Alles beim Mittagsessen saß, als der Thürmer auf dem Domthurme in die Trompete stieß und damit Luthers Herannahen verkündete, eine Ehre, die sonst nur hohen fürstlichen Personen zu widerfahren pflegte.

Nun eilte Alles an die Fenster, und eine unermeßliche

Volksmenge füllte die wegen der Mittagszeit fast leer gewesenen Straßen; alle Welt wollte den Mönch Doctor Martin sehen, der sich wie ein Daniel in die Löwengrube wagte.

Da saß er nun auf dem offenen Rollwagen in seiner schwarzen Augustinerkutte, einfach, ernst und bescheiden, der Mann, der mit den höchsten Mächten der Erde den großen, gefahrvollen Kampf aufgenommen hatte, und dem die Blicke einer theilnehmenden, bewegten, und fast verwunderten Menge folgten. Kaum bemerkte man die angesehenen Männer seiner Begleitung. Neben ihm im Wagen und ihm gegenüber saßen ein Bruder Augustiner, der schon genannte Domherr Nikolaus Amsdorf, und einer vom dänischen Adel, Nikolaus Suavenius. Vor dem Wagen her ritt der kaiserliche Herold, mit dem Doppeladler im Wappen auf dem Brust- und Rückenstücke des Wappenrockes, und sein Knecht. Dem Wagen folgten der gelehrte Licentiat Justus Jonas von Nordhausen mit seinem Famulus, und noch andere seiner früher genannten Freunde, auch die vom sächsischen Adel und Hofe, die ihm entgegen gegangen waren, und eine zahllose theilnehmende oder neugierige Menschenmenge, die sich ihm angeschlossen hatte.

So ging der Reisezug Luthers im Fortrücken sich vergrößernd, von mehr als 2000 Menschen begleitet, nach dem deutschen Ordenshause, nicht weit von dem Gasthause zum Schwan, wo der Churfürst Ludwig von der Pfalz sein Quartier hatte. Dort im Ordenshause hatte Spalatin für den Doctor Martin Luther eine kleine Wohnung ein-

richten lassen. In demselben Hause logirten die sächsischen Ritter und Räthe Friedrich von Thunau und Philipp von Feilitsch. Auch der kaiserliche Reichsmarschall Ulrich von Pappenheim wohnte daselbst.

Als nun der Wagen vor diesem Hause hielt und Martin Luther sich von seinem Sitze erhob und die ihn begleitende Menge übersah, und überall theilnehmende Blicke und Beweise von Achtung wahrnahm, da ergriff aufs Neue ihn der höhere Muth einer gottvertrauenden Zuversicht, und er sprach mit einem Blicke nach Oben und gefalteten Händen: „Gott wird mit mir sein!"

Bald sollte er aber noch mehr ermuthigende Beweise von achtungsvoller Theilnahme empfangen. Noch am Tage seiner Ankunft gegen Abend erhielt er vielen Zuspruch von Grafen und Herren vom Adel, geistlichen und weltlichen Standes, die seinen unerschrockenen Muth belobten und seine heitere Ruhe in so großer Gefahr bewunderten. Diese Besuche dauerten bis spät in die Nacht hinein.

Seine Seele war so erregt und bewegt, daß er nicht schlafen konnte. Er trat hinaus auf den Altan nach dem Garten zu, und erhob seine Gefühle zu dem Uebersinnlichen durch Betrachtung des gestirnten Himmels. Nun wurde es immer stiller und friedlicher in seinem Gemüthe, und er schlug die Laute und sang dazu ein geistliches Lied.

Am folgenden Morgen erschien der schon genannte kaiserliche Reichsmarschall, Graf Ulrich von Pappenheim,

um ihn im Namen des Kaisers feierlich vorzuladen, Nachmittags Punkt 4 Uhr vor der deutschen Reichsversammlung zu erscheinen.

So kam denn die verhängnißvolle Stunde immer näher. Sein Herz pochte stärker, als die Zahl der Glockenschläge auf dem Domthurme die nahende Stunde verkündigte. Nur sein starker Wille gab ihm Muth und entschlossene Festigkeit; denn wie sehr es in ihm zagte aus menschlicher Schwachheit, wie sehr er des Beistandes und der Stärkung von Oben bedurfte, ergibt sich aus dem schönen Gebete, das er kurz vor seinem bedeutungsvollen Auftreten auf dem Reichstage, eingeschlossen in seiner Zelle, sprach. — Dieses Gebet ist ein Monolog, in welchem sich der bewegte Seelenzustand dieses Mannes am deutlichsten ausspricht.

„Allmächtiger," sprach er kniend mit gefalteten Händen, „ewiger Gott! Wie ist es nur ein Ding um die Welt! Wie sperren sie den Leuten die Mäuler auf, wie klein und gering ist das Vertrauen der Menschen auf Gott! Wie ist das Fleisch so zart und schwach, und der Teufel so gewaltig und geschäftig durch seine Apostel und Weltweisen! Wie ziehet sie so bald die Hand ab und schnurret dahin, läuft die gemeine Bahn und den weiten Weg zur Höllen zu, da die Gottlosen hingehören. Und siehet nur allein bloß an, was prächtig und gewaltig, groß und mächtig ist, und ein Ansehen hat. Wenn ich auch meine Augen dahin wenden soll, so ist es mit mir

aus; die Glocke ist schon gegossen, und das Urtheil schon gefällt."

Und nun von der Angst menschlicher Schwachheit ergriffen, rief er aus: „Ach Gott, ach Gott! O du mein Gott, du mein Gott! Stehe du mir bei wider aller Welt Vernunft und Weisheit! Thue du es, du mußt es thun, du allein!"

„Es ist doch nicht meine, sondern deine Sache," fuhr er ruhiger werdend und Vertrauen gewinnend fort; „habe ich doch für meine Person allhier nichts zu schaffen, und mit diesen großen Herrn der Welt nichts zu thun, wollte ich doch auch wohl gute geruhige Tage haben und unverworren sein. Aber dein ist die Sache, Herr, die gerecht und ewig ist, stehe mir bei, du treuer, ewiger Gott! ich verlasse mich auf keinen Menschen. Es ist umsonst und vergebens, es hinket Alles, was Fleisch ist und Fleisch schmecket."

Und sein Gemüth wurde aufs Neue wieder von Angst ergriffen. „O Gott, o Gott! hörest du nicht, mein Gott? Bist du todt? Nein, du kannst nicht sterben, du verbirgst dich allein; hast du mich dazu erwählet, ich frage dich, wie ich es denn gewiß weiß, ei so walt' es Gott; denn ich mein Leben lang nicht wider solche große Herren gedacht zu sein, habe es mir auch nicht vorgenommen; ei Gott, so stehe mir bei im Namen deines lieben Sohnes Jesu Christi, der mein Schutz und Schirm sein soll, ja meine feste Burg, durch Kraft und Stärkung

deines heiligen Geistes.“ Und damit ließ er den Kopf sinken und verlor sich in Gedanken.

Dann aber fuhr er nach einer Pause fort mit erhöhter Stimme: „Herr, wo bleibst du? Du mein Gott, wo bist du? Komm' komm', ich bin bereit, auch mein Leben darum zu lassen wie ein Lämmlein, denn gerecht ist die Sache und dein, so will ich mich von dir nicht absondern ewiglich. Das sei beschlossen in deinem Namen. Die Welt muß mich über mein Gewissen wohl ungezwungen lassen. Und wenn sie noch voller Teufel wär', und sollte mein Leib, der doch zuvor deiner Hände Werk und Geschöpf ist, zu Grund und Boden, ja zu Trümmern gehen, dafür aber dein Wort mir gut ist, und ist auch nur um den Leib zu thun, die Seele ist dein und gehöret dir zu, und bleibet auch bei dir ewig. Gott helfe mir!“ Amen.

Es war überhaupt eine Eigenthümlichkeit Luthers, daß er, im Geiste seiner Zeit fest glaubend an die Existenz und Einwirkung des Teufels auf menschliche Dinge, diesem auch seine Anwandlung von menschlicher Schwachheit und Furcht zuschrieb, und dann die volle Kraft seines festen Willens aufbot, um diese Einwirkung des Teufels zu überwinden, was ihm auch meistens gelang.

Kaum war sein Gebet geendigt, so klopfte man an seine verschlossene Thüre. Luther öffnete. Es war 4 Uhr Nachmittags und der kaiserliche Herold Kaspar Sturm, im amtlichen Wappenrocke, trat ein mit dem weißen Stabe

in der Hand und forderte ihn auf im Namen des Kaisers, sogleich vor dem Reichstage zu erscheinen.

Luther war bereit und folgte getrosten Muthes.

Jetzt war die Theilnahme der bewegten Menge wo möglich noch größer als Tages zuvor. Alle Straßen, die von dem Ordenshause nach dem alten Bischofshofe führten, wo der Reichstag seine Sitzungen hielt, waren durch eine dicht gedrängte Menschenmasse so gesperrt, daß es unmöglich war hindurchzudringen. Wollten auch die Nächststehenden ausweichen, so wurden sie doch von den Fernstehenden, die den kühnen Mönch sehen wollten, gehindert und gedrängt. Der vorausschreitende Herold hielt es daher für gerathen, einen Umweg zu machen, indem sie durch Häuser und Gärten den Bischofshof zu erreichen suchten. Indeß auch hier entgingen sie nicht völlig der andrängenden Neugier; denn die fluthenden Menschen hatten kaum diesen Umweg bemerkt, so drängten sie um so mehr dem Platze vor dem Bischofshofe zu, und dort waren die Dächer der Häuser abgedeckt und mit Menschen besetzt, alle Fenster ausgehoben und Kopf an Kopf gedrückt, so daß das Ganze wie eine Mauer von Köpfen erschien, durch welche die Hellebarden der kaiserlichen Leibwache nur mit Mühe eine Gasse brechen konnten, durch die Luther und sein Führer nebst den Freunden, die sich ihm angeschlossen hatten, endlich den Ort ihrer Bestimmung erreichten.

Vor dem Versammlungssaale der Reichsstände hatte der alte deutsche Degen Georg von Frundsberg die Ehren-

wache. Als nun Luther grüßend an ihm vorüberging, klopfte er ihm auf die Schulter und sprach in seiner treuherzigen Weise: „Mönchlein, Mönchlein! Du gehst jetzt einen Gang, einen solchen Stand zu thun, dergleichen ich und mancher Oberster auch in unserer allerernstesten Schlachtordnung nicht gethan haben. Bist Du auf rechter Meinung und Deiner Sache gewiß, so fahre in Gottes Namen fort und sei nur getrost! Gott wird Dich nicht verlassen!"

So getröstet und gestärkt durch kräftigen, redlichen Zuspruch, betrat endlich Luther den großen Versammlungssaal.

Fast wurden seine Augen geblendet und seine Sinne verwirrt von der Großartigkeit der Versammlung, die ihn hier erwartete. Nach dem Berichte eines Augenzeugen sollen sich im Saale, und vor den offenen Thüren und Fenstern an 5000 Menschen befunden haben; Welsche Deutsche, Niederländer und Spanier, alles gemischt. Auf einer Erhöhung an mit Tuch behangenen Tischen sah man 6 geistliche und weltliche Churfürsten, 24 Herzöge, 8 Markgrafen, 30 Bischöfe und Prälaten nebst vielen andern Fürsten, Grafen, Edelleuten, reichsstädtischen Abgeordneten und fremden Gesandten; in der Mitte unter einem Thronhimmel der junge Kaiser Karl V., neben ihm sein Bruder, der Erzherzog Ferdinand, hinter ihm ein glänzender Hofstaat von hohen Beamten, Ministern, Geistlichen und Edelleuten. Diese Versammlung war ebenso imponirend durch die Anzahl, als durch das Ansehen und den hohen

Rang der Anwesenden, die Würde ihrer Haltung und den Glanz ihrer Erscheinung.

Luthers Eintreten in diese Versammlung erregte eine allgemeine Bewegung. Jeder wollte ihn sehen diesen Mönch, der es wagte, sich allein den höchsten Autoritäten des Reichs und der Kirche gegenüber zu stellen. Viele drückten laut ihre Verwunderung darüber aus. Andere winkten ihm zu und sprachen ermuthigende Worte. Endlich beruhigte sich die Bewegung, die sein Eintritt veranlaßt hatte, und der Reichsmarschall Graf Pappenheim nahm das Wort für den Kaiser, und forderte Luther auf, vor allen Dingen nicht anders zu reden, er werde denn gefragt.

Der Churfürst von Sachsen, Friedrich der Weise, wendete das Haupt gegen den kaiserlichen Beichtvater Glapio, indem er erwartete, daß dieser das Wort nehmen werde, um die Unterhandlungen zu leiten. Allein der Churtriersche Official Johann von Eck, der aber mit dem Ingolstadtschen Kanzler nicht zu verwechseln ist, hatte den Auftrag dazu erhalten, trat vor und richtete im Namen des Kaisers nach einer kurzen ermahnenden Anrede zwei Fragen an Doctor Martinus Luther: 1) Ob er diese Bücher, die vor ihm niedergelegt waren, als die seinigen erkennen, und 2) ob er Alles, was darin verdammt sei, widerrufen wolle?

Schon war Luther, im feurigen Drange, die Wahrheit offen zu bekennen, bereit, die erste Frage zu bejahen, als sein erwählter Rechtsbeistand, Doctor Schurf, ihn

zurückhielt und sogleich rief: „Man zeige die Bücher mit Namen an!“

Nachdem der Doctor Eck diesem Verlangen entsprochen hatte, indem er die Titel dieser Schriften aus einem zu Basel gedruckten Exemplare ablas, nahm Luther das Wort. Zu Anfang hob er leise und schüchtern an zu reden; dann aber sammelte er sich und sprach volltönend und kräftig, wenn auch noch immer bescheiden in der Ausdrucksweise und Haltung. Auf die erste Frage gab er mit lauter und fester Stimme eine bejahende Antwort, und bekannte sich damit freimüthig zum Verfasser aller dieser Werke.

„Was aber die zweite Frage betrifft,“ erklärte er, „weil dieses eine Frage vom Glauben und der Seele Seligkeit ist und Gottes Wort belangt, welches der höchste Schatz im Himmel und auf Erden ist und wir billig allzeit in allen Ehren halten sollen, so wäre es vermessentlich von mir gehandelt, etwas Unbedächtiges anzuzeigen, sintemal ich weniger denn die Sache erfordert, oder mehr, denn es der Wahrheit gemäß wäre, unbesonnen oder unbedacht zugeben und für gewiß sagen könnte; welches Beides mich in das Urtheil bringen würde, welches Christus gefällt, da er sagt: Wer mich vor den Menschen verleugnen wird, den will ich vor meinem himmlischen Vater auch verleugnen. Derohalben bitte ich von kaiserlicher Majestät aufs Allerunterthänigste und Demüthigste Bedenkzeit, auf daß ich ohne Nachtheil Gottes Worts und ohne Gefahr meiner Seele Seligkeit, auf die vorgelegten Fragstücke richtig antworten möge.“

Nach einer kurzen Berathschlagung der Fürsten und des Kaisers untereinander, gab Doctor Eck auf Befehl des Letztern an Luther die Antwort: „Du hast zwar hinreichende Zeit gehabt, über den Grund der Vorladung nachzudenken, und es steht Dir eigentlich nimmer zu, einen Aufschub Deiner Antwort nachzusuchen, doch will Dir kaiserliche Majestät in allerhöchster Milde noch einen Tag zum Nachdenken verwilligen und befiehlt Dir, daß Du morgen um dieselbe Zeit Dich stellest und Deinen Vorsatz nicht schriftlich, sondern mündlich zu erkennen gebest."

Mit diesem Bescheide wurde er entlassen, und ein allgemeines Gesumme, wie in einem Bienenkorbe, entstand in dieser großen Versammlung; denn Jeder theilte seinen Nachbaren mit gedämpfter Stimme seine Bemerkungen über Luthers Benehmen mit. Einige lobten seine Vorsichtigkeit; doch die Meisten sahen in der Bitte um Aufschub einen Beweis von Furchtsamkeit und Unentschlossenheit und meinten, er werde nicht den Muth haben sich zu stellen.

Dieser Meinung war auch der junge Kaiser; denn spöttelnd bemerkte er gegen einige Nahestehende: „Wahrlich, dieses Mönchlein wird mich nicht zum Ketzer machen können."

Indem darauf Luther sich zum Abgehen wendete und die Menschenmenge vor dem Haupteingange sich theilte, schlug ihn Jemand auf die Schulter, und eine gedämpfte Stimme sprach in einem fast flehenden Tone des Be-

schwörens: „Bekehre Dich, bekehre Dich! Um Deiner Seele Seligkeit willen, widerrufe!“

„Ich werde nicht widerrufen,“ entgegnete Luther; und indem er sich umsah, erblickte er das bleiche, abgemagerte Antlitz eines jungen Dominikaners, der ihn aus tiefliegenden Augen wie wahnsinnig anstarrte. Es war Guideon.

„Bekehre Du selber Dich, Unglücklicher!“ fuhr er fort, „oder Deine Seele ist und bleibt verdammt und verloren.“

„Gott ist ein unversöhnlicher Rächer und schrecklicher Richter!“ sprach dieser mit der tiefen Grabesstimme, die das innere Entsetzen, das ihn durchschauerte, verrieth.

„Du irrst und frevelst zugleich, indem Du so redest,“ versetzte Luther; „folge mir, junger Bruder, ich werde versuchen Dich zu belehren und zu retten.“

Unter beifälligem Zurufe begleitete ihn die Menge. Er vernahm eine Stimme, die ihm zurief: „Selig ist der Leib, der Dich getragen hat!“

Und Guideon folgte ihm schweigend mit niedergesenktem Haupte in seine Herberge.

„Und weißt Du nicht,“ redete Luther den Gebeugten an, der ihm auf seine Zelle gefolgt war, „daß Gott der Allerbarmer ist, dessen Milde und Gnade gegen die reumüthigen und gebesserten Sünder unerschöpflich, daß Jesus Christus für die Sünden der Menschen am Kreuze gestorben? Und nun sage, was hast Du verbrochen, das Dir nicht sollte vergeben werden können? Die Mordgedanken gegen mich habe ich Dir vergeben, und Gott

wird sie Dir auch vergeben haben, denn Du warest im Wahnsinne des Fanatismus und aufgehetzt von den Päbstlern."

„O mein Vater!" rief Guideon mit gerungenen Händen aus, „ich bin der Sünde des heiligen Geistes schuldig, weil ich gezweifelt habe am Glauben."

„Glaubst Du an Gott und Jesum Christum?"

„Ja, ich glaube."

„Nun dann beruhige Dich. Dann kannst Du selig werden; denn Jesus sagt (Joh. 5, 24): »Wahrlich, wahrlich, ich sage euch, wer mein Wort höret und glaubet dem, der mich gesandt hat, der hat das ewige Leben und kommet nicht ins Gericht, sondern ist vom Tode zum Leben hindurchgedrungen.«"

„Aber ich habe gezweifelt an der Unfehlbarkeit des Pabstes und den Beschlüssen der Concilien," sprach Guideon mit gesenktem Kopfe und fast zaghafter Stimme; „also bin ich ein Ketzer worden und als solcher ewig zur Hölle verdammt."

„Dann müßte ich ein noch viel ärgerer Ketzer sein," lachte Luther, „und noch drei Tage über die Ewigkeit hinaus verdammt sein."

„Das seid Ihr auch, Vater!" sprach der junge Dominikaner; „und das ist eben meine zweite und schrecklichste Sünde, daß ich Euch, obwohl Ihr von dem Pabste in den Bann gethan seid, bewundere und liebe. Ich habe mich dadurch schon Eurer eigenen Ketzerei und Verdammniß

theilhaftig gemacht, und das beunruhigt noch mehr mein Gewissen."

Nun gab sich Luther unendliche Mühe, ihn mit Gründen der Geschichte und Vernunft zu überzeugen, daß Alles, was er bekämpfe, auf Menschensatzung, hierarchische Anmaßungen, theologische Spitzfindigkeit und Irrlehre hinauslaufe; allein Guideon schüttelte traurig den Kopf.

„Alles, was Ihr mir da sagt," warf er ein, „habe ich mir hundertmal selbst gesagt. Allein auch Eure Lehre ist Menschenwerk, und ich weiß darum nicht, was ich glauben oder nicht glauben soll."

„Ich will Dir eine einfache Regel dafür sagen: Glaube, was Christus geglaubt hat, und glaube nicht, was er nicht gelehrt und geglaubt hat. Und so wirst Du ein wahrer Christ sein; denn was er gesprochen, ist Gottes Wort, und seinen Ueberlieferungen im heiligen Evangelium kannst Du unbedingt vertrauen. Nun gehe und erkenne an meinem Beispiele, daß Gott mit denen ist, die festhalten am reinen Evangelium."

Am folgenden Tage, um dieselbe Zeit, holte der Herold Kaspar Sturm den Doctor Martin Luther abermals in die Reichsversammlung ab. Aber heute war der Zudrang der Volksmenge, um ihn zu sehen, so unermeßlich, daß sie zwei Stunden Zeit gebrauchten, um bis zum Bischofshofe durchzudringen, wo bekanntlich der Reichstag seine Sitzungen hielt.

So erschien Luther denn erst um 6 Uhr Abends vor

der hohen Versammlung. Weil es schon dunkel geworden war, erleuchteten angezündete Windlichter die geräumige Halle. Das Balkenwerk der Decke, mit seinen grotesken Stukaturen und den runden Pfeilern, die zu Trägern dienten, bildeten tiefe Schattenpartien. Flackernde Lichtstreifen flogen über die Versammlung hin, die so zahlreich war, daß in den dichtgedrängten Massen die Fürsten und Herren kaum Platz finden konnten zum Sitzen. Furchtlos und im Glauben gestärkt trat Martin Luther heute vor die Schranken. Er trug das heilige Buch der Bibel in einer lateinischen Uebersetzung in der Hand. An seiner Seite stand sein Rechtsbeistand, Nicolaus Schurf, dessen kluge Blicke über die Versammlung dahinstreiften. Die andern Freunde aus Wittenberg und Erfurt standen weiter zurück.

Als die erste Bewegung, die durch sein Eintreten bei dem Bestreben Aller, ihn zu sehen, veranlaßt war, sich gelegt hatte, erhob sich der triersche Orator und Official Johann von Eck, der gestern das Wort geführt hatte, vor der Versammlung und sprach mit lauter nnd vernehmlicher Stimme:

„Gestern Abend hat kaiserliche Majestät Dir, Martin Luther, diese Stunde ernennet, sintemalen Du die Bücher, so wir gestern erzählet, für die Deinen öffentlich erkannt und angenommen hast. Weil Du aber auf die Frage, ob Du etliche von denselben für nichtig gehalten, oder Alles, dazu Du Dich bekennest, für recht und billig halten wollest, Bedenkzeit gebeten hast, welche nun aus

ist; wohlan, so gieb endliche Antwort auf der kaiserlichen Majestät Suchen, welcher milde Güte Du in der erlangten Bedenkzeit erfahren hast: willst Du Deine anerkannten Bücher allzumal vertheidigen oder Etwas widerrufen?"

Dieses sprach der Official lateinisch und deutsch, damit es Allen verständlich sei. Nun aber war Alles auf Luthers Antwort gespannt. Man suchte sie aus seiner Haltung und seinen Blicken zum Voraus zu lesen. Diese aber waren bescheiden und demüthig, und denselben Character trug auch der Anfang seiner Rede. Und so glaubten denn Viele, er werde nicht den Muth haben, vor der Majestät einer solchen Versammlung zu beharren, sondern werde widerrufen.

Hierauf hub Luther an zu reden, und zwar, wie ein Bericht aus jener Zeit sagt: „Aufs Allerunterthänigste und Demüthigste, schrie nicht sehr, noch heftig, sondern redete fein sittig, züchtig und bescheiden, doch mit großer christlicher Freudigkeit und Beständigkeit, und also, daß die Widersacher wünschten und begehrten, er hätte verzagter und kleinmüthiger geredet, als die sich mehr versehen und gehofft hatten, nachdem er Bedenkzeit gebeten, er werde widerrufen haben."

„Allerdurchlauchtigster, großmächtigster Kaiser," begann er, „durchlauchtigste Fürsten, gnädigste und gnädige Herren! Auf den Termin und Bedenkzeit, mir des gestrigen Abends angestellt und ernannt, erscheine ich als der Gehorsame, und bitte durch die Barmherzigkeit Gottes, Ew. kaiserliche Majestät und Gnaden geruhen, als ich

hoffe, die Sache der Gerechtigkeit und Wahrheit gnädig anzuhören."

Dann bat er demüthig um Verzeihung, wenn er irgend Jemandem wegen seiner »Unerfahrung entweder seine gebührenden Titel nicht geben würde, oder aber mit einigen Geberden und Weise gegen höfliche Sitte handle,« da er nicht an fürstlichen Höfen erzogen, sondern in »Mönchswinkeln« aufkommen und erwachsen sei.

„Auf die eine Frage — fuhr er fort — habe er gestern schon Antwort gegeben, daß er die ihm vorgelegten Bücher für die seinigen anerkenne. Was aber die andere Frage betreffe, so bitte er, kaiserliche Majestät wolle fleißig Aufachten haben, daß seine Bücher nicht alle einerlei Art seien."

Und nun erhob sich seine Stimme. Er sprach stark und fest, und mit jedem Worte schien sein Selbstvertrauen und seine sich aufrichtende Gestalt zu wachsen.

Er theilte seine Werke ein in Bücher der christlichen Lehre, Schriften wider die Mißbräuche zu Rom, und in theologische Streitschriften.

„Die Ersteren widerrufen zu müssen," sagte er, „würde unerhört sein, da selbst die päbstliche Bulle viel Gutes darin erkennt. Diese könnte ich nicht widerrufen, ohne der christlichen Wahrheit abzusagen."

„Der zweite Theil meiner Schriften," fuhr er fort, „ist gegen das Pabstthum, seine Einrichtungen und Satzungen gerichtet, als wider die, so mit ihren bösen Lehren und Exempeln die christliche Welt an Leib und Seele

verwüstet haben; denn das kann Niemand leugnen, daß dadurch die Gewissen der Christgläubigen aufs Allerinnigste gefangen, beschwert, gemartert und gepeinigt, auch Habe und Gut der hochberühmten deutschen Nation durch unglaubliche Tyrannei verschlunden und ersäuft werde. Widerrufe ich diese Schriften, so würde ich nur diese Tyrannei stärken und bestätigen und der Gottlosigkeit und Bosheit Thür und Thor öffnen."

„Mein lieber Gott!" rief er aus im edelsten Unwillen, „welch' ein großer Schandfleck von Bosheit und Tyrannei würde ich sein, wollte ich Solches widerrufen."

„Die dritte Art meiner Bücher," sprach er weiter, „ist, so ich wider einige Privatpersonen geschrieben habe, die sich unterstanden, römische Tyrannei zu vertheidigen und die gottselige Lehre, so ich vertheidigt, zu verfälschen und unterdrücken. Darin habe ich nun wohl mich zuweilen heftiger erwiesen, als es meines Amtes geziemte; dieselbigen kann ich aber auch nicht widerrufen, damit ich nicht Ursache gebe, forthin allerlei gottloses Wesen zu vertheidigen, und neue Greuel und Wüthen anzurichten. Doch weil ich ein Mensch bin und nicht Gott, kann ich meinen Büchlein nicht anders helfen noch sie vertheidigen, denn mein Herr und Heiland seiner Lehre gethan hat, welcher, da er vor dem Hohenpriester Hannas, um seine Lehre gefragt, einen Backenstreich empfangen hätte, sprach: »Habe ich übel geredet, so beweise es, daß es böse sei.« So nun der Herr selbst sich nicht geweigert hat, anzuhören

Gezeugniß gegen seine Lehre, auch von dem allerschnödesten Knecht, wie vielmehr sollen die, die nichts Anderes vermögen, denn irren wie ich, begehen und erwarten, ob mir Jemand Zeugniß wollte geben wider meine Lehre."

„Und so," rief er, „fordere ich denn Alle und Jede, Höchste und Niedrigste auf, mich aus evangelischen und prophetischen Schriften meines Irrthums zu überweisen. Und so ich überwiesen werde, will ich bereit sein, alle Irrthümer zu widerrufen, und wollte ich dann selbst der Erste sein, meine Bücher ins Feuer zu werfen."

Dann warnte er vor dem Unheil, das aus leichtsinnigem und ungöttlichem Handeln in dieser Sache hervorgehen könne, und schloß mit der bescheidenen Erklärung und Bitte: „Ich sage das nicht darum, daß so großen Häuptern meine Lehre und Unterweisung von Nöthen sei, sondern daß ich meinem deutschen Heimathlande meinen Dienst nicht habe sollen und wollen entziehen. Und hiemit Ew. kaiserliche Majestät und Gnaden ich mich unterthänigst befehle, in Demuth bittend, sie wollen durch meiner Abgünstigen üble Meinung mich nicht verunglimpfen und in Ungnade bringen lassen."

Diese Rede machte viel Eindruck unter den deutschen Fürsten. Sie sahen sich einander bedeutsam an. Aber da der Kaiser, obleich sein Großvater ein Kaiser von echtem deutschen Schrot und Korn gewesen war, die deutsche Sprache nicht liebte, auch ihrer nicht vollkommen mächtig war, so bemerkten Einige, er möge doch seine Rede lateinisch wiederholen.

„Obwohl ich," erzählte Luther selbst später diesen Vorfall in seiner naiven Weise, „sehr schwitzte und mir des Getümmels wegen sehr heiß war, zumal ich unter Fürsten stand, so war ich doch dazu bereit. Doch sagte Herr Friedrich von Thunau zu mir: »Könnt Ihr es nicht thun, so ist's genug, Herr Doctor.« Aber ich wiederholte alle meine Worte lateinisch, und das gefiel Herzog Friedrich, dem Churfürsten, überaus wohl."

Mit dieser ausführlichen Antwort waren indeß der Kaiser und andere Reichsstände keinesweges zufrieden.

Der triersche Orator fiel ihm mit Heftigkeit in die Rede: „Du hast nicht zur Sache geredet," rief er ihm zu; „zum Disputiren über das, was in den Kirchenversammlungen, hauptsächlich zu Constanz verdammt worden, ist hier nicht der Ort; es wird von Dir eine kurze, deutliche, nicht auf Schrauben oder Hörner gestellte Antwort begehret, ob Du widerrufen willst oder nicht? Doch erinnere ich Dich: Hätte Arius Einiges zurückgenommen, so würden nicht auch seine guten Bücher vernichtet worden sein. Auch bei Dir würde man Mittel finden, Deine Bücher nicht alle zu verbrennen, wenn Du nur das widerrufest, was von dem Concilium zu Costnitz verdammt worden ist, und was Du Deinem Urtheile zum Trotze wieder aufgenommen hast."

Nun erhob sich Luther, das letzte entscheidende Wort zu reden. Sein ganzes Wesen war gleichsam erhöhet und veredelt. Seine Augen leuchteten, seine breite Brust hob

sich, kühn und stolz, fest und ruhig blickte er umher und sprach dann:

„Weil denn Kaiserl. Majestät, Churfürstl. und Fürstl. Gnaden eine schlechte, einfältige und richtige Antwort begehren, so will ich die geben, so weder Hörner noch Zähne haben soll, nämlich also: Es sei denn, daß ich mit Zeugnissen der heiligen Schrift oder mit öffentlichen und klaren Gründen und Ursachen überwunden und überwiesen werde, (denn ich glaube weder dem Pabste noch den Concilien allein nicht, weil es am Tage und offenbar ist, daß sie sich oft geirrt haben und ihnen selbst widersprechend gewesen sind,) und ich also mit den Sprüchen, so von mir angezogen und angeführet sind, überzeugt und mein Gewissen in Gottes Wort gefangen ist, so kann und will ich nichts widerrufen, weil weder sicher noch gerathen ist, etwas wider das Gewissen zu thun. Hier stehe ich; ich kann nicht anders. Gott helfe mir! Amen.“

Dieses kräftige Wort war von einer allgemein erschütternden Wirkung. Selbst der junge Kaiser fühlte sich davon ergriffen. Er wendete sich gegen einige Umstehende und sprach: „Der Mönch redet unerschrocken und mit getrostem Muthe!“ Diese Aeußerung war um so mehr ein Beweis von der Kraft seiner Rede, als sein erstes bescheidenes und demuthsvolles Auftreten die entgegengesetzte Wirkung auf das jugendliche Gemüth des Kaisers hervorgebracht hatte.

Ein junger Mönch aus seinen nächsten Umgebungen

starrte ihn an und rief mit gedämpftem Tone der Stimme: „Aus dem hat Gott geredet; er hat meine Zweifel überwunden, meine Seele gerettet!“

Es war Guideon, der ihm im Gedränge die Hand drückte, dann lächelte wie ein Beseligter und unter der Menge verschwand.

Doch der Official glaubte die bedenkliche Anfechtung Luthers gegen die Unfehlbarkeit der Concilien nicht ohne Antwort lassen zu dürfen. Er wendete sich noch einmal gegen Luther mit den zornigen Worten: „Du willst wieder rege machen, was zu Constanz verdammt worden ist. Es geziemt sich aber in keinem Wege davon zu disputiren, was die Concilien einmal beschlossen haben; darum sollst Du kurz mit Ja oder Nein antworten, ob Du all das Deine für christlich und katholisch wollest ausgeben, oder Etwas davon widerufen.“

Luther aber würdigte ihn keiner Antwort, sondern wendete sich an den Kaiser mit der Bitte: „Kaiserliche Majestät wolle nicht in mich dringen lassen, Etwas wider mein Gewissen vorzunehmen. Mein Gewissen ist in Gottes Wort gefangen; ich wüßte ja doch keine andere Antwort zu geben, als die schon vorgebrachte, und kann nicht widerrufen, ich wäre denn aus Gottes Wort eines Bessern überwiesen. Auch kann ich mich nicht mit den Concilien genügen, welche oft geirrt und sich widersprochen haben.“

„Man kann es nicht beweisen,“ rief der Official kurz und abweisend, „daß die Concilien sich geirrt haben.“

„Man kann es wohl beweisen," entgegnete Luther fest und entschieden; „und ich bin bereit es zu beweisen."

„Führt ihn ab," rief der Official leidenschaftlich aus; „Seine Majestät der Kaiser und die Stände werden wissen, wie mit einem überführten Ketzer zu verfahren ist."

Auf einen Wink des Kaisers nahmen ihn zwei bewaffnete Landsknechte in die Mitte und führten ihn fort.

Da erhob sich ein allgemeines Getümmel. „Führt man ihn als Gefangenen fort?" riefen mehrere Edelleute.

„Nein, Ihr Herren, sie begleiten mich nur," entgegnete Luther mit ruhiger Würde, nur um die Gemüther zu beruhigen, damit seinetwegen kein Aufstand entstehe; denn er selbst war zweifelhaft, ob man nicht Verrath an ihm üben wolle und ihn ins Gefängniß führe. Darum erklärte er mit lauter Stimme: „Denn ich vertraue auf Gott und kaiserlich freies Geleit."

So führte man ihn zurück in seine Herberge.

Luthers Gefühl war ein erhebendes. Drohungen konnten ihn nicht mehr schrecken. Die allgemeine Theilnahme, deren Odem er um sich wehen fühlte, hatte ihn erst recht befestigt. Sein Gefühl war, wie er im Hinausgehen zu einem seiner Freunde sagte: „Hätte ich tausend Köpfe, so wollte ich sie mir eher einen nach dem andern abschlagen lassen, als daß ich einen Widerruf thäte."

Hundert kleine Züge beweisen die allgemein begeisterte Theilnahme, die ein Mann von seiner Kraft des Willens in einer so thatkräftigen und gemüthreichen Zeit finden

mußte. Da gab es noch keine jener tausend politischen Bedenklichkeiten und haarfeinen diplomatischen Umsichten und Rücksichten, welche heute aus dem öffentlichen Leben jede Regung des Gefühls verbannen. Selbst Gegner Luthers wurden durch die Würde und Entschlossenheit seines Benehmens für ihn gewonnen.

Noch an demselben Abende, als Luther auf dem Reichstage sich so tapfer gehalten hatte, schickte ihm der alte Herzog Erich von Braunschweig zwei Kannen von dem damals berühmten Eimbecker Bier, damit er sich auf die Anstrengung erquicken könne. Der Doctor Luther fragte, was für ein Fürst seiner also in Gnaden gedacht habe, und als man ihm sagte, daß es der eben erwähnte katholische Herr sei, der selbst aus dieser Kanne getrunken habe, zum Beweise, daß er sich nichts Uebles dabei zu versehen habe, sprach Luther mit tiefer Bewegung: „Wie heute Herzog Erich meiner gedacht, also gedenke Seiner unser Herr Christus in seinem letzten Kampfe.“ Diese Worte gereichten auch wirklich später dem Herzoge in seinem letzten Stündlein zum bedeutenden Troste; denn anstatt, als er auf dem Sterbebette lag, nach einem Priester zu senden, um ihm die letzte Oelung zu geben, verlangte er von seinem neben dem Bette stehenden Edelknaben, Franz von Kramm, den Trost des Evangeliums.

An demselben Abend erhielt Luther auch die Besuche von Fürsten und andern hohen Personen geistlichen und weltlichen Standes, die ihm ihren Beifall über sein mannhaftes Benehmen zu erkennen gaben.

Unter diesen befand sich auch der junge Landgraf von Hessen, der bis dahin noch nicht auf seiner Seite gewesen war. Nachdem er in den Hof geritten, stieg er zu Luther hinauf in die Zelle, offenbar nur aus Neugier. Er war noch sehr jung und gerieth sichtlich in Verlegenheit, als er nun dem kühnen Mönche gegenüber stand, der sich gegen Kaiser und Reich so tapfer gesetzt hatte. „Wie geht's, lieber Herr Doctor?" sprach er in dieser Befangenheit. „Gnädigster Herr, ich hoffe, es soll Alles gut werden," antwortete Luther. „Ich höre, Herr Doctor," sprach Jener, „Ihr lehret, daß, wenn ein Mann alt wird, dann die Frau das Recht habe, sich einen andern und jüngern Mann zu nehmen." Luther merkte bald, daß ihm seine Hofleute solche Dinge eingeblasen hatten, um ihn abzuhalten, sich der neuen Lehre zuzuwenden, und entgegnete lachend: „Ach mein gnädiger Herr! Ew. Fürstliche Gnaden sollt' nicht also reden." Da schämte sich der junge Fürst, reichte ihm die Hand und sprach: „Habt Ihr recht, Herr Doctor, so helf' Euch Gott."

Auch der edle Churfürst von Sachsen war sehr erfreut über Luthers Benehmen auf dem Reichstage, denn er hatte gefürchtet, daß er am zweiten Tage widerrufen werde. Luthers Ehre und die der Universität Wittenberg lag ihm aber am Herzen, wie seine eigene. Indeß wollte er es doch auch nicht geradezu mit dem Kaiser verderben, und war für Luthers persönliche Sicherheit nicht wenig besorgt. In dieser Stimmung schickte er zu seinem Hofprediger und fürstlichen Rath Spalatin, der in demselben Johanniter=

hause wohnte, wo der Doctor Martin Luther seine Herberge gefunden hatte, und ließ ihm sagen, er wolle ihn sogleich sprechen. Als nun Spalatin am fürstlichen Hoflager ankam, erhob sich gerade der Churfürst von der Tafel und wusch sich die Hände in einem silbernen Becken. Kaum erblickte er seinen Vertrauten, so gab er ihm einen Wink, ihm mit in sein Kabinet zu folgen. Als nun Beide allein waren, rief er ihm zu: „O wie schön hat Pater Martinus vor dem Kaiser und den Ständen geredet! Er ist genug oder zu viel herzhaft gewesen! Denn“ fuhr er nach einer Pause etwas kleinmüthig fort, „ich habe Doctor Martinum gewißlich lieb, und es würde mir großes Leid widerfahren, so ihm Ungutes widerführe.“ Damit entließ er Spalatin, und dieser begab sich augenblicklich zu Luther, um ihm die Aeußerungen seines Fürsten mitzutheilen.

Mit welchem regen Interesse überhaupt dieser Fürst die geistigen Bewegungen Luthers verfolgte, und mit welcher Besorgniß er die gegen ihn gerichteten Bewegungen beobachtete, beweisen so manche seiner brieflichen Aeußerungen aus jener Zeit.

Schon ehe es zur Vorladung gekommen war, schrieb er an seinen Bruder Johannes u. A.: „Ich vernehme, daß man täglich wider Luther rathschlagt, damit derselbe vom Pabst und Kaiser in Bann und Acht gethan würde, und sucht man auf alle Art ihm beizukommen — das thun, die in rothen Hüten prangen und die Römlinge mit ihrem Anhange.“ — Später: „Martini Sache ist noch

in dem neulich beschriebenen Zustande; ich hoffe aber, die Wahrheit wird durch Gottes Gnade an den Tag kommen."

Nach diesem letzten Verhör aber stieg des Churfürsten Besorgniß mit jeder Stunde höher, und er hatte Grund dazu; denn der Kaiser, von den römischen Geistlichen aufgeregt, schickte schon am folgenden Tage in den Reichsrath einen eigenhändig geschriebenen Zettel, des Inhalts: „Meine Vorfahren haben sich stets theils zur christlichen Religion bekannt, theils der römischen Kirche gehorcht, da nun Luther sie bekämpft und beharrlich auf seiner Meinung bleibt, so fordert meine Pflicht, daß ich in die Fußtapfen meiner Vorfahren trete, die christliche Religion schütze und zugleich der römischen Kirche Hilfe bringe. Ich werde daher Luther und dessen Anhänger in die Acht erklären, und mich daneben auch anderer Mittel bedienen, welche zu Löschung dieses Brandes geeignet sind; jedoch das ihm ertheilte freie Geleit halten, damit er frei und unbeschädigt nach Haus zurückkehren könne."

Wenn nun auch dieser Beschluß im kaiserlichen Reichsrathe nicht durchging, indem man Seiner Majestät nicht rathen könne, ohne Zustimmung der Stände die Acht über Luther zu verhängen, so ließ sich doch nicht verkennen, daß Luther durch die Intriguen der Romanisten in große Gefahr gebracht werde. Der Churfürst schrieb in dieser Beziehung am Tage nach Luthers Verhör vor der Reichsversammlung an seinen jüngern Bruder Johann: „Wenn es bei mir stünde, so wäre ich willig, Martino in rechtmäßigen Dingen beizustehen. Ew. Liebden glauben mir,

daß ich dermaßen und von dergleichen deshalben angerennt werde, daß Sie Ihre Wunder hören werden. Es scheint, man gehe mit nichts Anderem um, als ihn ins Elend zu verjagen. Wer auf einige Weise sich merken läßt, daß er ihm gut sei, der wird für einen Ketzer gehalten. Gott wende es zum Besten, der auch die gerechte Sache wahrlich nicht verlassen wird. Wie er entlassen worden, will ich nächstens schreiben."

In einem Schreiben desselben Fürsten vom 5. Mai hatten sich seine Besorgnisse wegen Luthers Sicherheit noch bedeutend gesteigert. — „Martini Sache steht so," schrieb er, „er muß ins Elend, dawider ist kein Mittel, doch stehet der Ausgang bei Gott. Wenn ich mit Gottes Hilfe zu Ew. Liebden komme, werde ich Wunder erzählen. Ew. Liebden glaube, daß nicht nur Hannas und Caiphas, sondern auch Pilatus und Herodes Luthero widerstreben."

Zu den Stimmen, welche der römische Clerus gegen Luther auf hundert Wegen aufregte, kam auch noch der Uebermuth der vornehmen Spanier im Gefolge des Kaisers, von denen man wohl hier und da gesehen hatte, daß sie Luthers oder Huttens Schriften in den Koth geworfen und in fanatischer Wuth mit Füßen getreten hatten. Sie sprachen es jetzt laut aus, der Mönch sei aberwitzig. — Selbst ein übrigens unparteiischer Venetianer äußerte hochmüthig: „Luther hat sich weder sehr gelehrt gezeigt, noch besonders klug, noch auch tadellos in seinem Leben. Er hat den Erwartungen nicht entsprochen, die man von ihm gehegt."

Indeß hatte der Kaiser, auf den Rath einiger Stände, eingewilligt, daß das Geleite für Luther noch um einige Tage verlängert werde, damit man unterdeß noch Unterhandlungen mit ihm anknüpfen könne, um ihn in Güte zum Widerruf zu bewegen.

Nun entwickelte der päbstliche Hof eine andere Macht, die ihm stets zu Gebote stand, wo auf geradem Wege nichts auszurichten ist, die der Heuchelei und Intrigue. Man suchte auf der einen Seite den Kaiser und die Reichsstände zu bewegen, Martin Luther, als einem überführten Ketzer, kaiserliches Geleite nicht zu halten; auf der andern Seite Luther zu verleiten, durch einigen Widerruf sein eignes Ansehn zu erschüttern und das so schwer verletzte der Kirche wieder festzustellen.

Der Erste, der sich mit auffallender Geflissenheit an Luther drängte, um sich der römischen Curie gefällig zu erweisen, war der Canonicus und Meßpriester Löffler, der, nach der Sitte der Gelehrten seiner Zeit, seinen Namen in das Lateinische: Cochlearius verwandelt hatte. Er war ein bleicher, magerer Mönch, der mit einer grinsenden Freundlichkeit eine große Geschmeidigkeit und Gewandtheit im Reden verband. — Dieser Mensch kam zu Luther, als er gerade mit einigen angesehenen Freunden am Mittagstische saß, und erbot sich unter vielen Freundschaftsversicherungen mit ihm zu disputiren, nur möge er zuvor erst dem kaiserlichen Geleite entsagen. Eben wollte Luther ihm antworten, daß er sich durch so grob gelegte Fallen nicht blenden lassen werde; da sprang einer der vorneh-

men Tischgenossen Luthers auf — der Ritter Vollrath von Watzdorf — eine breite, gedrungene Gestalt, packte den pfäffischen Schleicher ins Genick und warf ihn scheltend zur Thür hinaus und die Treppe hinunter. Dieser so unsanft abgeführte Heuchler hatte indeß später die Unverschämtheit, in einer besondern Schrift sich zu rühmen, er habe in Worms Luther durch seine Vorstellungen zu Thränen gerührt. Luther wurde darüber so aufgebracht, daß er ihn in einer Gegenschrift nach seiner derben Ausdrucksweise: „R.. zlöffel nannte."

Mehrere Andere seines Gelichters versuchten es auf ähnliche Weise und wurden nicht viel glimpflicher abgefertigt. Endlich übernahm es der Churfürst von Trier persönlich, ihn auf andere Gedanken zu bringen.

Der Churfürst und Erzbischof von Trier, Reinhard, ein wohlbeleibter Herr, mit vollem, rothglühendem Antlitz, war im gewohnten Wohlleben zu behaglich bequem, um sich viel mit geistiger Anstrengung zu befassen. Er hatte deshalb noch den Churfürsten Joachim von Brandenburg, den Herzog Georg von Sachsen und mehrere Grafen und reichsstädtische Gesandten zu seiner Assistenz eingeladen, und Luther, der es mit dem Churfürsten allein zu thun zu haben glaubte, wurde nicht wenig überrascht, als man ihn plötzlich in eine so vornehme und angesehene Versammlung führte.

Der badensche Kanzler, Dr. Vehus, ein gelehrter und beredter Mann, hatte es übernommen, das Wort zu füh-

ren. Er richtete an ihn die dringendsten und beweglichsten Ermahnungen zum Widerruf, mit Hinweisung auf das traurige Schicksal, was ihm bevorstehen würde, wenn er hartnäckig auf seiner ketzerischen Meinung beharre.

„Ich erkenne es mit Dank," entgegnete Luther mit dem demüthigen Ausdruck einer bescheidenen Festigkeit, „daß so große Fürsten und Herren mich, den geringen Mann, ihrer Ermahnung würdigen; allein ich wollte lieber mein Leben lassen, als von den klaren Buchstaben des göttlichen Wortes weichen. Ich muß Gott mehr gehorchen denn den Menschen, besonders wenn sich gegen diese das Evangelium und die lautere Predigt desselben setzen. Hätten die Vorsteher der christlichen Kirche ihre Schuldigkeit gethan, wie sie ihnen von Christus und den Aposteln vorgeschrieben worden, so läge jetzt dieses harte und unerträgliche Joch nicht auf den Gewissen der Menschen. Ich will nicht allzumal hartnäckig sein, nur soll man mich das Evangelium predigen lassen. Das ist mein Wunsch und meine Bitte."

Betroffen sahen sich die Fürsten und Herren einander an; denn sie hatten von der Beredtsamkeit dieses Doctor Vehus und ihrer eignen Gegenwart, die jedem Andern imponirt haben würde, eine ganz andere Wirkung erwartet. Man ließ ihn endlich in ein Vorzimmer treten, und die geistlichen und weltlichen Herren berathschlagten unter einander über seine Worte.

Darauf trat der Kanzler Vehus vertraulich zu ihm und versuchte es, ihm zuzureden, er möge seine Meinung

doch dem Urtheile des Kaisers und der Fürsten unterwerfen. Allein Luther entgegnete: „Mein lieber Doctor! Ueber Gottes Wort kann ich keinen Menschen erkennen und richten lassen. Ich stelle Euch selbst anheim, wenn der Kaiser über meine Sache sollt' ein Richter sein, was würde nicht geschehen? Wie könnte ich mich schützen oder handhaben, wenn ich die heilige Schrift hätt' aus der Faust gegeben? Der Kaiser hat der Bischöfe zu viel, die mich auch bereits verdammt haben."

Nun ließ man ihn wieder eintreten, nachdem der Kanzler den Fürsten berichtet hatte, was Luther geantwortet habe. Und der Churfürst Joachim von Brandenburg nahm das Wort.

„Herr Doctor," sprach er in seiner gewinnenden Weise, „Ihr saget wohl also, Ihr wisset Euch nicht weisen zu lassen, denn mit und durch die heilige Schrift?"

„Ja," erwiderte Luther, „oder durch vernünftige Gründe."

Nun gab ihm der Churfürst von Trier einen Wink, ihm in sein Kabinet zu folgen, und schwerfällig, wie sein Gang war vom vielen Fett, wankte er vorauf. — Doch nach einer Weile kam er, von Luther gefolgt, kopfschüttelnd zurück; denn er hatte ebenso wenig ausgerichtet.

Doch dabei ließ man es noch nicht bewenden, Luther zum Widerruf zu bewegen — ein Beweis, wie viel Werth man von Seiten der Päbstlichen auf eine gütliche Beilegung dieser kirchlichen Wirren legte, und wie wenig sie

der früher Alles niederschmetternden Macht des Bannstrahls vertrauten.

Am folgenden Tage fanden sich der Doctor Vehus und Doctor Peutinger aus Augsburg bei Luther ein, und suchten ihn in Gegenwart einiger Räthe, welche der Churfürst von Sachsen zu dieser Unterredung geschickt hatte, zu bewegen, daß er sich dem Kaiser und den Reichsständen ohne alle Bedingung unterwerfen möge. Und da ihm Luther kräftig antwortete, so kam es zu einer förmlichen Disputation über seine Lehren, die vom Vormittage bis spät am Nachmittag dauerte. Luther kam immer darauf zurück, er wolle Alles gern thun, leiden und zufrieden sein, wenn sie nur nach und aus der heiligen Schrift handelten und dieselbe wollten Meisterin und Richterin sein lassen.

Da machte man ihm den Vorschlag, er möge doch wenigstens das Erkenntniß auf eine allgemeine Kirchenversammlung stellen.

„Damit bin ich einverstanden," entgegnete Luther; „doch nur unter der Bedingung, daß die aus meinen Schriften ausgezogenen Artikel vor der allgemeinen Kirchenversammlung den Aussprüchen der heiligen Schrift gemäß beleuchtet und beurtheilt, folglich auch das Gegentheil aus ihr erwiesen werden solle." Da nun Luther zu einer weitern Nachgiebigkeit nicht zu bewegen war, so vereinigten sich darüber beide Theile. Als hierauf der Churfürst von Trier von dieser scheinbaren Nachgiebigkeit Luthers Nachricht erhalten hatte, ließ er ihn noch einmal zu einer

Privataudienz vor sich entbieten, und forderte ihn auf, sich darüber zu erklären, wie dem großen und gefährlichen Uebel abgeholfen werden könne? — „Ich wüßte keinen bessern Rath,“ entgegnete Luther, „als das Wort Gamiels (Apostelgesch. 5, 38. 39.): »Ist der Rath oder das Werk aus Menschen, so wird's untergehen, ist es aber aus Gott, so werdet Ihr es nicht dämpfen.«“

„Könnte man denn nicht wenigstens etwas thun,“ entgegnete der Churfürst, betroffen über diese Antwort, „mit Widerrufung einiger Artikel?“

„Gnädiger Herr,“ versetzte Luther, „wenn es nur die nicht sind, die zu Constanz verdammt worden.“

„Die sind es eben!“ rief der Churfürst.

„In diesem Falle, gnädiger Herr,“ antwortete Luther mit bescheidener Festigkeit, „kann ich nicht weichen, es gehe mir wie Gott will.“

Dann richtete er noch die Bitte an den Churfürsten, er möge doch bei dem Kaiser für ihn die Erlaubniß auswirken, abreisen zu dürfen. „Ich bin nun schon zehn Tage in Worms,“ schloß er, „und Ihr seht wohl, gnädiger Herr, es ist mit mir nichts auszurichten.“

Verstimmt darüber, versprach der Churfürst noch heute dieserhalb mit dem Kaiser zu reden. Und damit wurde Luther entlassen.

Unmittelbar darauf begab sich Doctor Martin Luther zu dem sächsischen Ritter Johann von Minkwitz, der sehr

krank darnieder lag. Auch der churfürstlich sächsische Rath und Hofprediger Spalatin war dort anwesend. Nachdem nun Luther den Kranken mit geistlichem Zuspruch und Trost erquickt hatte, sagte er: daß er Abschied nehmen wolle, denn er werde morgen abreisen von Worms.

„Herr Doctor, Ihr seid ein guter Mann!" rief ihm Spalatin zu, indem er ihn an der Kappe zupfte, „daß Ihr saget, Ihr werdet morgen weggehen, habt Ihr doch keinen redlichen Abschied."

„Ihr werdet sehen," entgegnete Luther mit Festigkeit, „ich werde morgen weggehen;" und so begab er sich in seine Herberge zurück.

Diese besorgliche Warnung Spalatins war übrigens nicht ohne Grund. Denn vor dem förmlichen Beginn der Sitzung der Reichsversammlung standen die Fürsten und Herren um den Kaiser gruppirt im Reichssaale, und Luthers Angelegenheit wurde lebhaft besprochen.

„Und soll' der freche Ketzer ohne Strafe ausgehen?" rief der Churfürst von Brandenburg, damals noch ein eifriger Anhänger des Pabstthums. „Ich dächte, einem Solchen brauchte man das Wort des freien Geleites nicht zu halten." — Mehrere der umstehenden Fürsten von der katholischen Partei stimmten ihm bei, während Andere widersprachen. Da entschied endlich Karl V. in seinem strengen Rechtsgefühl, das ihm auch bei aller Neigung zur Intrigue seine Feinde zugestehen müssen: „Ich mag nicht gleich meinem Vorgänger Sigismund erröthen. Was man zusagt, muß man halten."

Diesen ehrenwerthen Gesinnungen traten die meisten der Anwesenden bei, und der Kaiser fügte noch hinzu: „Wenn Treue und Glauben nirgends mehr gelitten würden, so sollten sie doch an fürstlichen Höfen ihre Zufluchtsstätte finden.“

Solche ächt kaiserliche Gesinnung begeisterte die deutschen Fürsten, und selbst solche, die Luther persönlich abgeneigt waren.

Der treffliche Churfürst am Rhein, Pfalzgraf Ludwig, erklärte: „Ich will als redlicher Deutscher meine Handschrift und Siegel nicht brechen lassen; denn es ist zur Zeit noch unvergessen, wie man dem Johann Huß nicht Wort gehalten, weshalb auch alle diejenigen, welche darin gewilligt, nachmals wenig Glück gehabt haben.“

Diese Erklärung zog sich der Churfürst von Brandenburg persönlich an, es kam darüber mit gedämpften Stimmen zum heftigsten Wortwechsel, Beide zogen die Messer, und es würde ein Unglück geschehen sein, wenn nicht das Dazwischentreten der übrigen Fürsten die Streitenden fast mit Gewalt getrennt hätte. Der Kaiser hatte sich, nachdem er das letzte ehrenwerthe Wort gesprochen hatte, in ein anderes Gemach zurückgezogen, um einem der päbstlichen Legaten in dieser Angelegenheit noch eine Privataudienz zu gewähren.

Der Herzog Georg aber, so wenig er Luther geneigt war, sprach doch im ehrenwerthen Rechtsgefühl: „Die deutschen Fürsten würden diese Schande, daß man das sichere Geleite sollte brechen, zumal auf dem ersten Reichs-

tage des Kaisers, nimmermehr zulassen, und würde solches mit der altdeutschen Redlichkeit nicht übereinkommen. Was man verspricht, muß man halten."

Uebrigens waren die Bemühungen der Päbstlichen, es dahin zu bringen, daß Luther das freie Geleite nicht gehalten werde, bereits ins Volk gedrungen und hatten hier die deutsche Redlichkeit aufs Aeußerste empört. Ueberall in den Weinstuben wurde darüber heftig gesprochen, und Hunderte deutscher Ritter und Kriegsleute traten zusammen, um im Nothfalle Luther mit Gewalt der Waffen zu schützen. Ueberall fand man Drohbriefe und Pasquille angeschlagen. Selbst in den kaiserlichen Zimmern fand sich ein Zettel mit den Worten: „Wehe dem Lande, dessen König ein Kind ist." — Am Rathhause war ein Anschlag zu lesen, der den Herren Romanisten und besonders dem Erzbischof von Mainz die Feindschaft von 400 verbundenen Rittern verkündete, weil man Ehre und göttlich Recht unterdrücke. „Wir sind dagegen verschworen," schloß diese Schrift, „Luther nicht zu verlassen. Schlecht schreib' ich," waren die letzten Worte, „doch einen großen Schaden mein' ich: mit 8000 Mann Kriegsvolk: Bundschuh, Bundschuh" — so bezeichnete der Soldatenwitz die Landsknechte, womit hiedurch den Feinden Luthers gedroht wurde.

Selbst der edle Sickingen, der doch als Rath und Feldobrister in des Kaisers Dienst getreten war, war empört über diese Treulosigkeit. Ulrich von Hutten schrieb darüber an einen Freund: „Franz hat feierlich geschworen,

daß er für die Sache der Wahrheit Alles wagen und thun wolle. Du weißt, daß eine solche Verheißung aus solchem Munde so unverbrüchlich wie ein Göttersprüch ist.“

Eine Stunde nach jener Versammlung der Fürsten traten in Luthers Zelle zwei angesehene Herren ein, die sich als Beauftragte von kaiserlicher Majestät bei ihm ankündigten. Der Eine war der uns schon bekannte Churtriersche Official, der Andere aber der Geheimschreiber des Kaisers. Sie erschienen mit einem zahlreichen Gefolge von Edelleuten vom kaiserlichen Hofe, die alle neugierig sein mochten, den muthigen Mönch, der, ganz allein stehend, dem Pabste und dem Kaiser und Reich Trotz geboten hatte, noch einmal in der Nähe zu sehen. Dadurch aber erhielt die Mission jener Beiden das Ansehn einer Gesandtschaft der einen politischen Macht an die andere, und es sprach sich in dieser diplomatischen Form unwillkürlich die große Bedeutung aus, die selbst der Kaiser diesem Wittenberger Mönche beizulegen sich gezwungen sah.

„Doctor Martine!“ redete ihn der Official an; „weil Ihr durch die Ermahnungen des Kaisers und der Fürsten Euch nicht habt erweichen lassen, so wird nun der Kaiser thun, was seines Amtes ist, und befiehlt Euch daher, von Worms abzuziehen und innerhalb der nächsten 21 Tage, während welcher das sichere Geleit dauert, Euch in Euren Gewahrsam zu begeben, aber unterwegs weder mit Predigen, noch auf sonstige Weise das Volk aufzuregen.“

„Wie es dem Herrn gefällt,“ entgegnete Luther mit

dem Blick der frommen Weihe auf diese Anrede, „so ist es geschehen; der Name des Herrn sei gebenedeiet."

Dann setzte er hinzu: „Daß römisch-kaiserliche Majestät, Churfürsten, Fürsten und Stände des heiligen Reichs mich so gnädiglich gehört, mir auch das Geleit so gnädiglich gehalten, dafür danke ich auf das Demüthigste und Treulichste; denn ich habe nichts Anderes darin begehrt, als daß eine neue Reformation aus heiliger Schrift, darum ich so fleißig gebetet, vorgenommen werde. Sonst wollte ich um Kaiserlicher Majestät und des Reichs Ehre und Schande willen gern Alles leiden, Leben und Tod, Ehre und Schande, und mir gar nichts vorbehalten, denn allein das einige Wort Gottes, dasselbige frei zu bekennen und zu bezeugen. — Endlich will ich mich kaiserlicher Majestät und dem ganzen Reiche aufs Allerdemüthigste befohlen und unterworfen haben."

Am folgenden Morgen, den 26. April, nahm Martin Luther bei vielen seiner hohen und angesehenen Freunde und Gönner persönlichen Abschied, wollte sich auch bei seinem gnädigsten Landesherrn, dem Churfürsten Friedrich von Sachsen beurlauben. Doch dieser war zu bewegt und zu sehr in Sorgen um Luthers Sicherheit, denn er traute den päbstlichen Pfaffen das Aergste zu. Auch mochte er wohl andere Gründe haben, Luther nicht vorzulassen; denn er war in Rücksicht auf den Kaiser und den Pabst sehr vorsichtig in seinem äußern Benehmen, um desto kräftiger im Stillen für seinen frommen, muthigen Schützling handeln zu können.

In dieser Absicht traf er mit zwei tapfern Rittern seines Hofes, den Herren Philipp von Feilitsch und Friedrich von Thun, eine geheime Verabredung, die damals Niemandem weiter kund wurde. Und als er Morgens 10 Uhr vom Fenster seiner Herberge herab seinen lieben Doctor Martinus, vor der Pforte des nahen Johanniter-Ordenshauses, den Wittenberger Rollwagen besteigen sah, und viele angesehene Herren und Freunde ihm das Geleit gaben, alle Straßen und Fenster mit Menschen gefüllt waren, die Frauen und Jungfrauen mit Zähren im Auge ihm mit weißen Tüchern ein Lebewohl zuwinkten; da traten auch dem edlen Fürsten Friedrich dem Weisen, ohne dessen klugen, besonnenen Schutz die große Kirchenverbesserung gar nicht möglich gewesen wäre, Thränen in das schöne, kluge und ruhig klare Auge, und vom Fenster zurücktretend, sprach er voll Begeisterung zu seinen umstehenden Vertrauten und Hofleuten: „Gott hat in Wahrheit auf dem Reichstage den Doctor Martinus so erhöhet, daß er viel mehr Zuseher und Aufseher gehabt, als alle Fürsten und Herren. Gott wende es zum Besten, der auch die gerechte Sache wahrlich nicht verlassen wird."

Nach Luthers Abzuge vom Reichstage zu Worms wuchs die Gefahr für seine persönliche Sicherheit mit jeder Stunde. Von den Fürsten waren schon mehrere abgereist, die ihm günstig gewesen waren; unter diesen der Einzige,

dessen Ansehen, hohe Bildung und edle Gesinnung als ein wahrer Schutzgeist Luthers und seiner Reformation betrachtet werden konnte, der Churfürst Friedrich der Weise von Sachsen. Inzwischen wurde bekannt, daß der Kaiser Karl V. schon am 8. Mai 1521 einen Allianzvertrag mit dem Pabste geschlossen hatte. Im 16. Artikel desselben hatte der Kaiser versprochen: „Weil sich Einige erhoben, die von dem katholischen Glauben abweichen und den apostolischen Stuhl böslich verlästern, so wollen Wir gegen diese Unsere ganze Macht gebrauchen, sie zu verfolgen, und alles Unrecht, das dem apostolischen Stuhle zugefügt wird, rächen, gleich als geschehe es Uns selber.“

War auch dieses Schutz- und Trutzbündniß eigentlich nur gegen Franz I., den jungen und galanten König von Frankreich gerichtet, so hatten doch der Pabst und seine Agenten es schlau zu benutzen gewußt, um den Kaiser, dessen Gewissen ohnehin jeder Glaubensfreiheit abgeneigt war, völlig gegen Luther und die von ihm beabsichtigte Kirchenreformation einzunehmen.

Davon wußten die schlauen Legaten des Pabstes einen Gebrauch zu machen, der, nach menschlichen Berechnungen, Luther unausbleiblich ins Verderben führen mußte.

Während zu einem großen Schlage Alles vorbereitet wurde, schwieg man so lange über Luthers Angelegenheiten, bis die Fürsten, die dem Plane entgegen gewesen sein würden, abgereist waren. Alle Geschäfte schienen beendigt, Luthers Sache abgethan zu sein. Man sprach nicht mehr

davon. Da begab sich am 25. Mai der Kaiser auf das Rathhaus, um die vom Reichstage gefaßten Beschlüsse »über Regiment, Gericht und Matricul« durch seine Unterschrift zu vollziehen. — Hier bat er die noch anwesenden Fürsten, noch drei Tage zu bleiben, um noch einige »ungeschiedene« Sachen zu Ende zu bringen. Als nun die Anwesenden dieses zugesagt hatten und der Kaiser in den bischöflichen Palast, wo er residirte, zurückkehrte, gaben sie ihm, nach alter Sitte, persönlich das Geleit. Unter diesen Fürsten befanden sich, nach der Abreise des Churfürsten von Sachsen, noch die vier übrigen Churfürsten. Sie folgten dem Kaiser bis in die innern Gemächer seines Hoflagers. Hier aber wurden sie von den päbstlichen Nuntien schon erwartet, um, wie Aleander erklärte, ihnen wichtige Eröffnungen von Seiten Seiner Heiligkeit zu machen. Es waren nämlich auf Aleanders Antrag für die der Kirche treu gebliebenen Fürsten päbstliche Breven eingegangen, wodurch ihre Gesinnungen zum Heil der Kirche auf die schmeichelhafteste Weise gelobt und sie ermahnt wurden, darin ferner zu beharren. Diese Breves hatten die Legaten mit großer Schlauheit bis zu dem jetzigen entscheidenden Augenblicke zurückgehalten, und bei dieser Gelegenheit wurden sie den Fürsten übergeben. Noch waren diese, durchdrungen von der tiefsten Ehrerbietung, mit dem Lesen derselben beschäftigt, als der Legat Hieronymus Aleander auch dem jungen Kaiser ein noch viel schmeichelhafter abgefaßtes Breve überreichte.

Diese Eindrücke der geschmeichelten Eitelkeit und des

aufs Höchste entflammten Fanatismus benutzte der Kaiser, ohne Zweifel nach vorheriger Verabredung mit den Papisten, um den noch anwesenden ständischen Mitgliedern eine Eröffnung zu machen, welche er ebenfalls bis dahin aufgespart hatte, nämlich, daß er in der Sache Luthers, auf den Grund eines alten Beschlusses der Stände, ein Edict habe abfassen lassen, welches er ihnen hiermit zur Genehmigung und Vollziehung vorlege.

Es war damit kein anderer früherer Beschluß gemeint, als jener Entwurf einer Achtserklärung, der in der kaiserlichen Kanzlei ausgefertigt und im Februar 1521 den Ständen vorgelegt, von diesen aber nicht genehmigt war. Gleichwohl erklärte jetzt der Churfürst von Brandenburg, Joachim I., in seiner fanatischen Aufregung, daß die Meinung der Stände damals allerdings dahin gegangen sei, Luther für den Fall, daß er nicht widerrufen würde, zu verdammen. Dieser Erklärung stimmten die übrigen Fürsten bei, und Aleander beeilte sich, darüber sogleich einen urkundlichen Act aufzunehmen.

Dadurch sollte nun das kaiserliche Verdammungsurtheil eine Art von legaler Form erlangen; indeß blieb es doch immer, staatsrechtlich betrachtet, ungiltig, da es weder im Sitzungssaal des Reichstages, noch in voller Versammlung der Stände, sondern erst nach dem Abschluß der Reichsmatrikel nur von einigen ständischen Mitgliedern durch Ueberraschung und unwahre Voraussetzung erschlichen war. Dagegen war es doch immer einer der bedeutend-

sten Angriffe, welcher Luthers Freiheit oder Leben in die höchste Gefahr versetzte.

Das Edict war so scharf und entschieden wie möglich abgefaßt. Luther wird darin als ein von der Kirche abgehauenes Glied mit allen seinen Anhängern, Gönnern und Freunden in die Acht und Aberacht erklärt. Seine und seiner Anhänger Schriften wurden verboten. „Niemand solle sie kaufen, verkaufen, lesen, behalten, abschreiben und drucken, noch abschreiben und drucken lassen, sondern vielmehr mit Feuer verbrennen und in alle Wege gänzlich abthun, vernichten und vertilgen. Alles bei Vermeidung des Bannes und kaiserlicher Acht und Aberacht.“

Dieses fulminante Edict hatte der päbstliche Legat selbst aufgesetzt und seinen lange verhaltenen Grimm darin gegen Luther ausgegossen; aber zugleich war er klug genug gewesen, zu erkennen, daß ohne die bisherige völlige Freiheit der Presse die große geistige Bewegung der Reformation gar nicht möglich gewesen wäre, und damit die freie Entwickelung des Menschengeistes für alle Zukunft gehemmt, das Licht des von den Flecken päbstlicher Hierarchie gereinigten Evangelii Christi für alle Zeiten verdunkelt bleibe; damit die Willkür nicht ferner durch die Waffen des Verstandes und freien Wortes bekämpft werden könne, damit endlich der im Finstern schleichende Geist des Mönchthums, das tückische Gift des Aberglaubens, die Seelenverkäuferei des Ablasses, die gewissenlose Habsucht, die Herrschsucht der Hierarchie, die heuchlerische Ueppigkeit einer reichen und schwelgerischen Geistlichkeit, mit einem Worte, die Unter-

jochung jeder Freiheit des menschlichen Geistes, so recht ungestört betrieben werden könne, hatte er sich eine Hilfsmacht herbeigeholt, die, in achtbare Grenzen eingeschränkt, heilsam sein würde, aber gemißbraucht als wahrhaft geistesmörderisch erscheint — die Censur aller deutschen Druckschriften.

Er forderte in dem von ihm entworfenen Edict, daß ohne Erlaubniß der Bischöfe oder der Universitäten für alle Zukunft in Deutschland nichts gedruckt werden solle.

Es war das erste deutsche Censuredict, das der großen Bewegung der Presse nach kaum hundertjährigem Bestehen feindselig entgegentrat.

Wie es damit eigentlich gemeint war, hatte Aleander selbst verrathen, indem er, nachdem alle die überraschten Fürsten dieses kaiserliche Edict angenommen und den darüber aufgestellten Act unterzeichnet hatten, in stolzem Uebermuthe sich äußerte: „Wenn gleich Ihr Deutschen das römische Joch abwerfen wollt, so wollen wir doch machen, daß Ihr Euch unter einander selbst aufreiben und in Eurem eigenen Blute ersticken sollt."

Aleander sah voraus, daß dieses Edict von den übrigen Fürsten, die es nicht mit vollzogen hatten, Widerspruch erfahren werde. Er hatte damit in seinem boshaften Wahne gemeint, die Brandfackel der Zwietracht in das ohnehin schon so geistig bewegte und aufgeregte Deutschland hineinzuschleudern, und konnte er auch kaum hoffen, daß die über Luther ausgesprochene Reichsacht und die Censur aller Druckschriften allgemeine Befolgung finden

werde, so war doch eben schon durch die damit entzündete Zwietracht viel gewonnen für das Pabstthum. Allein auch diese Erfolge sollten ihm verkümmert werden; denn schon zu sehr hatte die allgemeine Aufklärung in Deutschland feste Wurzel geschlagen, um sich noch durch Machtsprüche hemmen zu lassen. So wenig wie der einst so mächtige Bannstrahl des Pabstes und die dreifache Verfluchung Luthers durch päbstliche Bullen jetzt noch von den Fürsten und von dem Volke beachtet wurde, ebenso wenig konnte die kaiserliche Reichsacht mehr den Geächteten zum minder Geachteten machen, und der damalige Kardinal Medicis, nachmaliger Pabst Clemens VII., klagte nicht ohne Grund: „Jenes Edict kam in Vergessenheit, ehe noch die Dinte, womit es geschrieben, trocken worden war.“

Aber noch einen andern teuflischen Zweck hatte dieses Edict. Konnte es nicht zu einer allgemeinen Geltung und Anerkennung gebracht werden, so war es doch möglich, damit irgend einen der erhitzten Fanatiker zum Meuchelmord gegen den von der Kirche verfluchten Ketzer aufzuregen, sobald nur die Meinung verbreitet werden konnte, daß gegen Luther die Reichsacht und Aberacht vom Kaiser und den Ständen auf dem Reichstage rechtsgiltig erlassen sei; denn ein Geächteter war vogelfrei, wer ihn tödtete, blieb straflos; und war er zugleich in den päbstlichen Bann gelegt, so war die Ermordung eines so geächteten Ketzers ein verdienstliches Werk, das eine Stufe im Himmel erwerben konnte, nach der Lehre der Pfaffen.

Heinrich IV. hatte später seinen Ravaillac gefunden; sollte Luther, der in Frieden seines Weges zog, vertrauend auf Gott und seines Kaisers Geleitsbrief, nicht auch seinen von Pfaffenwuth und Glaubenswahn erhitzten Mörder finden können?

Um mindestens diesen Erfolg zu bereiten, beging der päbstliche Legat noch dazu das Verbrechen einer Fälschung, indem er das Edict, das am 25. Mai erst erlassen war, vom 8. desselben Monats datirte, als noch alle Reichsstände in Worms versammelt waren. Und so groß war der Eifer dieses fanatischen Priesters, daß er sogleich zwei Ausfertigungen desselben, die eine in lateinischer, die andere in deutscher Sprache, machen ließ und sie am folgenden Morgen schon dem Kaiser zur Unterschrift vorlegte, als dieser sich — denn es war Sonntag — in der Kirche befand. Und der Kaiser unterzeichnete diese ungesetzliche und ungerechte, selbst im Datum verfälschte Achtserklärung während der Messe, indem er glaubte, mit dieser schlechten, verbrecherischen Handlung dem höchsten Wesen, dem er seine Devotion bezeugte, einen Dienst zu erweisen.

Heimtückisch lachend ging Aleander davon und sorgte für die schleunigste Verbreitung dieses schmählichen Edicts.

Aber Luther damit zu schaden gelang ihm nicht. Der allgemeine Unwille deutscher Rechtlichkeit erhob sich dagegen; keine Hand bewaffnete sich, ihn zu tödten, Fürsten und Völker bewiesen ihm ihre Achtung und Ehrerbietung, und selbst die so illegal angeordnete Büchercensur konnte damals noch nicht wirklich ins Leben treten; sonst hätte

wahrlich der freigeistige Ulrich von Hutten nicht drucken lassen dürfen, was er an seinen Freund, den berühmten Willibald Pirkheimer, Rathsherrn in Nürnberg, schrieb: „Welch einen Jammer hat jegliches deutsche Herz über den elenden Ausgang dieses Reichstages empfunden! Daß Luther nicht widerrufen, das ist genug gewesen, den Mann Gottes aufs Höchste zu verdammen. Liebster Gott, wo will das noch hinaus? Ich glaube gänzlich, daß man zu diesen Zeiten sehen werde, ob Deutschland Fürsten habe, oder ob es von schöngekleideten Bildsäulen regiert werde; denn die Geistlichen beschließen über Luther nichts, als was alle Gottlosigkeit und Bubenstücke übertrifft. Ich habe über seinen letzten Brief an mich das Weinen nicht lassen können, weil er mir geschrieben, wie unbillig und übel man mit ihm verfahren. Darunter auch dieses war, daß er endlich seinen Abschied bekommen, mit dem Verbot, unterweges das Wort Gottes nicht zu predigen. O gräuliche Büberei, o Bosheit, die einen unversöhnlichen Zorn Gottes verdient, das Wort Gottes zu fesseln, einem evangelischen Lehrer den Mund zu verstopfen! Sehet die christlichen Fürsten! Was werden die Auswärtigen dazu sagen? Ich schäme mich meines Vaterlandes!“

Siebentes Hauptstück.

Luther auf der Wartburg.

„Eine feste Burg ist unser Gott!"
Luthers Lied.

Die Nonnen im Kloster zu Nimtsch. — Der neue Prediger des Lichts. — Guideon gewinnt an Aufklärung und geistiger Freiheit. — Fortsetzung der Heimreise Luthers. — Sie wird zum Triumphzug. — Seine Gefangennehmung. — Luthers Leben auf der Wartburg als Junker Jürgen. — Seine brieflichen Aeußerungen darüber. — Sein Unwohlsein und trübe Stimmung. — Teufeleien. — Luthers Spaziergänge. — Auf der Jagd. — Seine Thätigkeit. — Seine Schriften und Briefe. — Er erklärt die Klostergelübde für auflöslich, die Priesterehe für zulässig, die Privatmessen für mißbräuchlich. — Sein kräftiges Schreiben an den Erzbischof zu Mainz. — Dessen demüthige Antwort. — Luthers Sehnsucht nach Wittenberg. — Seine Reise nach Jena. — Die drei Dominikaner. — Guideon zerreißt sein Mönchsgelübde. — Luther wird erkannt und verfolgt. — Luther nnter seinen Freunden in Wittenberg. — Bibelübersetzung. — Seine Rückkehr nach der Wartburg.

Im Kloster Nimtsch bei Grimma saß Frau Ursula, die neue Priorin, im Gefühl ihrer Würde auf einem mit weichen Kissen belegten Lehnsessel. Zwei junge Nonnen standen an ihrer Seite mit langen Wedeln aus Pfauenfedern gemacht, um ihr die lästigen Fliegen zu verscheuchen, die in der warmen Augustsonne durch das geöffnete

Fenster hereinschwirrten. Eine dritte lag vor der Gewaltigen zur Pönitenz auf den Knieen und las mit einer weinerlichen, von der Anstrengung fast erschöpften Stimme die Legende der heiligen Elisabeth. Ueber dieser Beschäftigung war die gestrenge Beherrscherin des Klosters, die früher als Novizmeisterin sehr gefürchtet gewesene Schwester Ursula, eingeschlafen, und kaum hatten diese Wandlung die jungen Nonnen bemerkt, so fingen sie untereinander an zu flüstern, und während die Vorleserin im leiernden Tone des Vorlesens anhob zu reden: „Das ist nicht mehr auszuhalten hier im Kloster, seitdem dieser alte Drache regiert. Ich wollte zehn Jahre meines Lebens darum geben, wäre ich weit weg von hier, im schönen Salzburg. O, wachte sie doch niemals wieder auf und läge fest in tiefer Gruft, diese schreckliche Papistin! — O, käme doch Einer und wollte uns erlösen von der strengen Regel, die diese Schreckliche eingeführt hat."

„Hast Du Martin Luthers Schrift von der babylonischen Gefangenschaft des Pabstes gelesen, Schwester Hedwig?" fragte Katharina von Bora die Knieende.

„O Gott, nein," seufzte diese im Tone des Vorlesens; „aber ein schwerer Traum hat mich geängstigt; Martinus sei, vom Reichstage zu Worms zurückkehrend, in die babylonische Gefangenschaft des Pabstes gerathen."

„Wenn es nur nicht wahr ist," entgegnete jene sichtbar geängstigt; „Deine Träume sind Visionen, die immer in Erfüllung gehen, und dieser Doctor Luther, dessen schöne Bücher meine Brüder mir zustecken, ist der Heilige meiner

Seele; ich könnte mich todtgrämen, so ihm Uebles widerführe."

„Wer weiß?" versetzte Hedwig und legte den Finger auf den Mund, denn eben knarrte das Pförtlein der Zelle, die Schwester Pförtnerin trat ein, rasselnd mit dem großen Schlüsselbunde an ihrer Seite, und die gestrenge Oberin erwachte. Die knieende Hedwig las weiter.

„Schweig, abtrünnige Tochter!" gebot die Priorin, und fragte die Pförtnerin, unwillig über die Störung ihrer Mittagsruhe: „Nun, was giebt es schon wieder?"

Diese aber überreichte ihr mit äußerster Demuth einige Briefschaften, und berichtete, daß ein junger Predigermönch unten vor der Pforte harre und Einlaß begehre, indem er wünsche, nächsten Sonntag, als den 8. post Trinitatis, in der Klosterkirche zu predigen. Damit man erkenne, wer er sei, wolle er diese Briefschaften vorlegen.

„Der Bruder ist sehr kühn, um solche Gunst zu bitten, die schon älteren terminirenden Mönchen abgeschlagen ist; doch laßt sehen."

Damit nahm sie die auf Pergament geschriebenen Briefe und erkannte den einen sogleich für ein päbstliches Breve in lateinischer Sprache, das sie ehrfurchtsvoll an die Lippen drückte und zu lesen versuchte; allein die hohe Oberin war dieser Sprache nicht mächtig, und auf weitere Umfrage zeigte es sich, zu nicht geringer Verwunderung der Nonnen, daß Leonhard Kaisers Töchterlein die Einzige im Kloster war, die diese Sprache lesen und verstehen konnte. Sie erhielt daher Auftrag, das Breve zu über-

setzen. Dies geschah, und zu nicht geringer Verwunderung der Nonnen, aber noch größerer Erbauung der Priorin, wurde darin einem Pater Dominikus vom Dominikanerorden gestattet, aller Orten in Städten, Dörfern und Klöstern zu predigen, zugleich wurden alle Obern der Mönchs- und Frauenklöster Deutschlands angewiesen, ihm sowohl den Beichtstuhl als das Innere ihrer Pforten zu öffnen, damit er dort die strauchelnden und wankenden Seelenschäflein aufsuchen und sie von den Verirrungen der neuen Lehre zurückführen könne auf die rechte Bahn des heiligen apostolischen Stuhls; sintemalen Bruder Dominikus durch die Gnade Gottes vom heiligen Geiste durchdrungen sei, und als ein wahrer Prediger in der Wüste, als ein Bischof unter Heiden die umsichgreifende Pest des ketzerischen Lutherthums heilen werde, wo er den Giftstoff dazu finde, in welcher Hinsicht jede Dispensation, selbst von der strengsten Ordensregel, die zu solchen Zwecken für diensam erachtet werden würde, ertheilt und gestattet wurde.

Beigefügt war der offene Brief des Ketzermeisters Hochstraaten, worin insbesondere allen Oberinnen der Frauenklöster empfohlen wurde, diesem Bruder Dominikus den Zutritt zu allen Nonnen und selbst alleinige Zwiesprach mit denselben, ohne Aufsicht einer ältern Schwester zu gestatten, da er sich bereits um die Ausrottung der Lutherschen Lehre sehr verdient gemacht habe und eines so frommen, gottseligen und tugendhaften Wandels sei, daß eine Gefahr dabei nicht zu besorgen sein werde u. dgl. m.

„Der Herr ist groß, der Herr ist gnädig!" rief die

Priorin; „wo die Noth am höchsten steht, ist seine Hilfe am nächsten; der Name des Herrn sei gelobt, Amen! — Er möge kommen, dieser rett nde Engel. Ihr Beide aber — so wendete sie sich gegen Katharina von Bora und Hedwig Kaiser — sollet hinabgehen in den Klostergarten und dort in sittiger Demuth den neuen Propheten empfangen und anhören, zuvor jedoch vor dem Bilde der heiligen Maria den Rosenkranz beten, auf daß die Barmherzigkeit Gottes Euch beistehe und der heilige Geist Euch erleuchte."

Die beiden Nonnen warfen sogleich ihre Schleier über die zarten, engelschönen Gesichter, denn sie fühlten, wie sie erglühten, und nun eilten sie, dem Gebot der strengen Oberin zu genügen, um alsdann noch einige Augenblicke zu gewinnen, sich gegenseits ihre Bemerkungen darüber mitzutheilen. — Die dritte Nonne aber wurde von der Priorin in ihre Clausur verwiesen, wo sie fast sterben wollte vor Neugier, und sie hatte nichts Eiligeres zu thun, als ihre Schwestern von dem höchst wichtigen Ereigniß in Kenntniß zu setzen. Der ganze Convent war darüber außer sich. Nicht blos die Neugier hatte ihren Antheil an der allgemeinen Bewegung, sondern auch die Empörung der Gemüther darüber, daß die ohnehin schon viel zu gestrenge Oberin an diesem Dominikaner gleichsam noch eine Hilfe gewonnen habe, um jede geistige Freiheit zu unterdrücken; denn der Umstand, daß Katharina von Bora von ihrem in Wittenberg studirenden Bruder Luthers Schriften gegen das Pabstthum auf heimlichen Wegen mitgetheilt erhielt, und daß dieser brieflich in hochbegeisterter

Stimmung Luthers Leben und Treiben und die Mißbräuche des Pabstthums schilderte, die Bannbulle als ein Blendwerk des Teufels darstellte, und deren feierliche Verbrennung durch Luther rühmte, hatte die so leicht erregbaren Gemüther der übrigens von der profanen Welt streng abgeschlossenen Nonnen auf das Aeußerste bewegt und mit Leib und Seele für die neue Lehre gewonnen.

Unter den jüngern Nonnen ward eine Vertraute nach der andern in den Kreis der Mitwissenden gezogen, und da Jede, was sie wußte, vor der strengen Oberin geheim hielt, so konnte diese gegen den eintretenden jungen Mönch nur im Allgemeinen über den schlechten Geist des ganzen Nonnenconvents klagen, und daß die Schlimmsten und Verführerinnen desselben jene beiden jungen Schwestern seien, von denen die Eine die Tochter eines zu Passau verbrannten Ketzers sei, die Andere sich dadurch verdächtig gemacht habe, daß ein Brief ihres Bruders voll der abscheulichsten ketzerischen Grundsätze aufgefangen worden. Diese beiden Schwestern wolle sie also zunächst damit seiner väterlichen Sorgfalt empfehlen; denn würden erst diese beiden Verirrten in den Schafstall des Herrn zurückgeführt sein, so würden die Andern von selbst folgen.

Zum Glück war die Priorin eine von den Frauen, die durch ihre gebietende Stellung die Gewohnheit angenommen haben, nur sich selbst reden zu hören und keinen Andern zu Worte kommen zu lassen. Und so hätte es dem jungen Mönche sogar an Gelegenheit gefehlt, mit offener Wahrheitsliebe entgegengesetzte Glaubensmeinungen

zu enthüllen; auch benutzte er wohl absichtlich die Redseligkeit der Oberin, womit diese über die Pest der Neuerung und Abtrünnigkeit von der römisch-katholischen Kirche klagte, um nicht durch unzeitige Enthüllung die Absichten, weshalb er ins Kloster gekommen war, selbst zu vereiteln. — So hatte er denn noch kein Wort gesprochen, als die Priorin ihm schon die Erlaubniß ertheilt hatte, am nächsten Sonntage in der Klosterkirche zu predigen, und ihn ersucht hatte, sich sofort in den Klostergarten zu begeben, um den beiden jungen Schwestern, die er dort treffen werde, recht ordentlich ins Gewissen zu reden. In ihrem Glaubenseifer hatte sie gar nicht bemerkt, daß der junge Dominikanermönch zu den schönsten Männern seiner Zeit gehörte, daß also eine vorsichtige Oberin geglaubt haben würde — wie das bekannte Volkssprichwort sagt — „einen Bock zum Gärtner zu bestellen."

Dagegen war den am eng vergitterten Fenster des Kreuzganges im Kloster lauschenden Nonnen derselbe gefährliche Umstand keineswegs entgangen. „Wie schön er ist," seufzte die Eine; „ein Engel," die Andere; „sein Mund zum Küssen" — „sein großes, dunkles Auge voll Feuer und Seele" — „seine hohe Gestalt" — „Gott, welch ein Mann!" — „wer so schön ist, hat auch ein gutes Herz!" — „Ein Engel ist er, den Gott gesandt hat, uns zu retten" — „ja, er wird uns retten, er muß uns retten von dieser strengen Oberin." — So durcheinanderredend zerstreuten sich die Nonnen und begaben sich in ihre Zellen. Hier und da gruppirten sich Vertraute und

flüsterten über die Schönheit des jungen Mönchs, wehklagten über ihre Abgeschiedenheit von der Welt, über die abscheuliche Strenge der Klosterzucht, die nicht mehr auszuhalten sei, seitdem der Teufel im Zorn diese Schwester Ursula, die strenge Novizmeisterin, zur Oberin gemacht habe. Andere suchten die Einsamkeit, um den Spielen einer aufgeregten Phantasie desto ungestörter Raum geben zu können; Alle aber, junge und alte Schwestern, die den schönen Mönch gesehen hatten, waren in ihn verliebt und beneideten die beiden sündigen Schwestern, Katharina und Hedwig, um das Glück, von ihm bekehrt zu werden. Die ihn noch nicht gesehen hatten, konnten kaum ihre Neugier beschwichtigen bis auf den Sonntag, wo sie ihn als Prediger auf der Kanzel sehen würden. In derselben Spannung befanden sich die beiden jungen Schwestern, die da Arm in Arm wandelten zwischen den hohen, geheimnißvollen Taxushecken im Klostergarten. Nur waren ihre Gesinnungen edler und weniger vom Geiste der niedrigen Neugier oder Verliebtheit der übrigen Nonnen durchdrungen.

„Und wenn er es wäre! Gott, welche Verirrung!" seufzte Hedwig; „wenn der unglückliche Wahn gegen diesen herrlichen Mann, der mich nur in krankhafter Verstimmung eines überreizten Nervenlebens ergriffen hatte, die ganze reflectirende Seele dieses Mannes durchdrungen hätte! Zwar scheiden uns kirchliche Gelübde, die keine Macht der Erde und des Himmels brechen könnte, aber nur, wie immer, jede leibliche Vereinigung unmöglich machen. Eine Seeleneinigung, ein geistiges Zusammenleben in einer

großen Idee, ein Wiederfinden in einer schönern Welt, wo keine irdischen Verhältnisse mehr scheiden — das war ja bis hieher mein einziger Trost im Erdenleben, meine Freude, meine Hoffnung, und das schöne Spiel der Phantasie — was ist es nun damit — wie leer und arm mein Leben, wie hoffnungslos und verkümmert!"

Und weinend lehnte sie sich an Katharinas schwesterlich fühlendes Herz und diese sprach ihr freundlich zu:

„Wie kannst Du Dich nur grämen, geliebte Seele? Ist er wirklich, wie jenes Breve bezeugt, ein blindes Werkzeug des päbstlichen Fanatismus gegen Luther und sein lichtvolles Werk, so ist er dieser Thränen nicht werth, und ich möchte selbst ihn nicht sehen, um mir das schöne Bild von ihm nicht zu zerstören, das Du mir von ihm gemalt hast, als Du noch glaubtest, daß er, wenn auch mit innerem Zwiespalt, doch wandle auf dem Wege der Aufklärung."

„Das ist es eben, holde Schwester," entgegnete Hedwig, „daß Du die Liebe nicht kennst und daher auch nicht fähig bist, meine Gefühle zu beurtheilen; denn welchen größern Schmerz gäbe es wohl im Leben, als die Täuschungen im Character eines geliebten Wesens; den Schmerz, einen Unwürdigen lieben zu müssen und die in der seinigen verwachsene Seele nicht losreißen zu können von ihm. Es ist noch viel schlimmer, als wären Zwillingsgeschwister an einander gewachsen und der Eine von ihnen gestorben, und der Andere müßte sich durchs Leben schleppen mit seiner verwesenden Leiche."

„Gräßliches Bild!“

„Ja wohl, gräßlich; aber schrecklicher noch ist es, einen Mann lieben zu müssen, der, wie dieser Guideon — wenn er es ist, den wir hier erwarten sollen — dieser Jüngling mit dem einst so großen und edlen Herzen, mit der klaren, frommen, Gott ergebenen Seele, nun so versunken ist im finstern Pabstthume, das sich mit dem Blute meines edlen Vaters befleckte, und nun darauf hinarbeitet, auch diesen großen, herrlichen Martin Luther auf den Scheiterhaufen zu bringen. Daß er sich dazu als Werkzeug gebrauchen läßt, das ist für meine Seele ein Schmerz der Täuschungen, der nie erlöschen wird.“

„Du sagtest eben,“ entgegnete Katharina von Bora mit niedergeschlagenen Blicken, „daß ich nicht wisse, was Liebe sei? Und doch weißt Du, daß ich diesen Martin Luther liebe, ohne ihn jemals persönlich gesehen zu haben. Seine Größe und Kraft mit so vieler rein menschlicher Milde vereinigt, seine geistige Klarheit und sein Gott vertrauender Muth — wer könnte Empfänglichkeit haben für das Licht Gottes, ohne den zu lieben, der es uns spendet?“

„Du irrest, liebe Schwester, indem Du Dich selbst täuschest,“ entgegnete Hedwig; „das ist nicht Liebe, das ist Bewunderung und Verehrung; aber es ist die tiefste, heiligste Quelle der höchsten, reinsten Liebe, die gewiß in Deinem Herzen erblühen würde, wenn Du jemals das Ideal Deines Lebens in der Wirklichkeit sehen solltest.“

„Still, man kommt!“ flüsterte Katharina, und ließ

den Schleier über das Gesicht fallen. Hedwig folgte ihrem Beispiele.

Es war die Priorin, die den beiden jungen Schwestern den schönen, jungen Mönch zuführte und vorstellte, und Hedwig erkannte auf den ersten Blick Guideon. Mit der redseligen Ermahnung an Jene, den Lehren des Bruder Dominicus ein aufmerksames Ohr zu schenken, ließ sie die Drei allein und Guideon nahm das Wort. Er ahnete, mit wem er sprach; doch konnte er sie unter dem dichten Nonnenschleier noch nicht erkennen.

Hedwig und Guideon waren in einer Bewegung des Gemüthes, die keine Feder beschreibt. Alle Kraft der Seelen boten sie auf, um nicht zu verrathen, was sie fühlten. Hedwig rang mit einer Ohnmacht und Guideon konnte sich kaum aufrecht erhalten. Doch sprach er gehalten und gemessen: „Ehrwürdige Schwestern! die Schriften, wodurch ich mich hier eingeführt habe, waren mir ertheilt in den Tagen meines fanatischen Wahns. Ich mußte sie vorzeigen, um Eingang hier zu finden, wo, wie ich höre, die neue Lehre unsers großen Reformators bereits eingedrungen ist in die stillen Zellen einiger frommen Schwestern. Ich folge daher nur einem höhern Berufe, wenn ich mich der Waffen bediene, welche die Feinde der Aufklärung selbst mir in die Hände gegeben haben, um das Licht des reinen Evangeliums zu verbreiten; denn wisset, ich bin von meinem Wahne geheilt, bin Luthers Bewunderer und Freund geworden.“

„O, dann auch der unsrige,“ rief Katharina von

Bora, den Schleier lüftend; „und dann ist und bleibt diese meine geliebte Schwester, die von gleichem Wahne genesen ist, Eure Freundin!"

Damit hatte sie Hedwigs errōthendes Antlitz enthüllt, und mit dem Ausrufe: „Meine Hedwig!" drückte Guideon ihre beiden Hände an sein Herz.

Beide fühlten jedoch im nächsten Augenblicke, daß sie sich der ihr ganzes Jugendleben durchdringenden Leidenschaft nicht hingeben durften, ohne an Gelübden untreu zu werden, die sie noch für unauflöslich hielten. In diesem Gefühle ließ Guideon ihre Hände los und Beide standen schweigend, mit gesenkten Blicken einander gegenüber. Diese Pause voll der peinlichsten Befangenheit unterbrach Katharina mit der Frage: Ob es wahr sei, daß Martin Luther, dessen kühnes Auftreten auf dem Reichstage zu Worms sie aus den Mittheilungen ihres Bruders schon kannte, spurlos verschwunden und gar in die Hände seiner Feinde gefallen sei?

„Wir müssen auf das Schrecklichste uns gefaßt machen," entgegnete Guideon mit Traurigkeit. „Ich habe das Glück gehabt, ihn von Worms aus auf seiner Heimreise begleiten zu dürfen. Hochstraaten selbst, den ich noch nicht gesprochen hatte, seitdem Luthers gewaltiger Geist mir den Wahn benommen hatte, als sei im Pabstthume allein alles Heil der Seele zu finden, hatte mir den Auftrag dazu gegeben, ihn zu beobachten und über sein Thun und Treiben zu berichten. So spiele ich freilich die traurige Rolle, Diejenigen betrügen zu müssen, welche die Welt

betrügen mit ihren Lügen; allein ich habe noch nicht die Kraft und Klarheit im neuen Lichte gewonnen, um offen gegen den Pabst und den Orden aufzutreten, und das war der Hauptgrund, weshalb ich mich an Luther anschloß, daß er durch seine belehrenden Reden und Schriften mich immer mehr befestige in der Erkenntniß der ewigen, göttlichen Wahrheit, die er im unverfälschten Geiste Jesu Christi lehrt. Gegen diesen großen Reformator habe ich aber weder falsch noch hinterlistig gehandelt. Ich habe ihm gesagt, welchen Auftrag ich hätte. »Nun dann gehe mit mir und beobachte mich — entgegnete er — wer recht thut, hat Niemand zu scheuen, und es soll mir sogar lieb sein, wenn Du den Papisten jedes meiner Worte berichtest; denn ich habe mein Leben daran gesetzt, ihnen die Wahrheit zu sagen und die Welt über die römische Glaubenstyrannei aufzuklären.«

„Und nun nahm er mich liebreich bei der Hand. Da ich erst in Oppenheim zu ihm getroffen war, so mußte ich mich ihm gegenüber in den Rollwagen setzen, und seine belehrenden Gespräche vollendeten, was sein von Gott begeisterter Muth in Worms begonnen hatte; ich überzeugte mich, daß das Streben der päbstlichen Hierarchie seit sechs Jahrhunderten auf nichts Anderes gerichtet war, als auch die weltliche Oberherrschaft zu gewinnen, in allen Staaten einen der weltlichen Macht nicht unterworfenen Kirchenstaat zu bilden, und unter dem Scheine des göttlichen Rechts, das sowohl historisch wie nach der Kritik der Vernunft unbegründet ist, jeder Einheit der weltlichen

Staatsgewalt feindselig entgegenzutreten, jede Fürstenmacht zu brechen und jeden Fortschritt in der Entwickelungsgeschichte der Menschheit zu hemmen. Mag die geistige Richtung, welche die Hierarchie in frühern Jahrhunderten genommen, damals ein nothwendiges Uebel gewesen sein, um die Rohheit der jugendlich=kräftigen Menschheit zu bekämpfen und die Anfänge der Civilisation zu entwickeln; so ist doch jetzt schon das Pabstthum durch die starre Consequenz, womit es in seiner Ausartung jenes Streben nach Alleinherrschaft verfolgt, der ärgste Feind jeder weltlichen Regierung sowie der Menschheit selbst, deren geistiger Entwickelung es hemmend entgegentritt; und wahrlich, je mehr die Welt aufgeklärt wird, je mehr der Organismus der Staaten sich ordnen wird, um so entschiedener und verderblicher wird dem Volks= und Staatsleben das starre Pabstthum entgegentreten. Der menschliche Geist ist nicht geschaffen, auf dem Standpunkte der vorigen Jahrhunderte stehen zu bleiben; das Pabstthum aber kann nicht bestehen ohne Stillstand der Ideen. Und hat es einst keine Macht mehr, der Aufklärung wie der Staatsgewalt offen mit Erfolg entgegenzutreten, so wird dieses heimlich geschehen, auf eine Weise, die um so gefährlicher wirkt, je schonender vielleicht eine der Hierarchie für Schwäche geltende Humanität und Toleranz solchen heimtückischen Angriffen des römischen Hochpriesterthums entgegentritt."

Die beiden jungen Nonnen hörten schweigend diese Herzensergießung des Neubekehrten an. Obwohl sie die ganze Wichtigkeit und Bedeutung der ausgesprochenen

gewitterschweren Gedanken weder erkennen noch fühlen mochten, so verfolgten sie doch mit großem Interesse eine Ansicht, die Luthers Größe und Verdienst um so höher stellen mußte, je bedeutender die Gefahr der Unterjochung aller weltlichen Staatsgewalt, sowie der Unterdrückung aller Aufklärung war, wenn Luther derselben nicht so entschieden, kraftvoll und erfolgreich als Reformator entgegengetreten wäre. In der That schien auch der junge Mönch mehr dem innern Drange, sich auszusprechen über das neue Licht, das ihm aufgegangen war und seine Seele bewegte, zu folgen, als hier ein Verständniß zu bewirken. Und um so lieber ließ er sich darauf ein, Luthers weitere Reise und sein räthselhaftes Verschwinden zum Gegenstand seiner ferneren Mittheilungen zu machen. Und dabei fand er die aufmerksamsten und bewegtesten Zuhörerinnen.

„Am ersten Tage seiner Heimreise — erzählte Guideon — war Doctor Martin Luther nach Oppenheim gekommen. Hier erst holte ihn der kaiserliche Herold Kaspar Sturm wieder ein, der von Worms einige Stunden später ausgeritten, als Luther in seinem Wittenberger Rollwagen abgefahren war. Da ich von dort aus abwechselnd in demselben Wagen mit ihm oder in einem folgenden fuhr, so hatte ich Gelegenheit zu sehen, mit welcher begeisterten Bewunderung überall das Volk, und mit welcher Ehrerbietung Personen vom höchsten Adel den vom Pabste in den Bann gethanen und vom Kaiser geächteten Mann empfingen. So tief ist schon in Deutschland das Ansehen jener Verfinsterungspartei gesunken, daß der einst so ge-

fürchtete Bannstrahl, vor welchem Kaiser und Könige gezittert hatten, nicht mehr zünden wollte.

„Am zweiten Tage seiner Reise erreichten wir Frankfurt am Main und am dritten — Friedberg. Hier schrieb Luther drei Briefe: einen an den Kaiser, einen andern fast gleichlautenden an die Reichsstände, und einen dritten an seinen alten Freund Lucas Kranach, den berühmten Maler zu Wittenberg*). In diesem freundschaftlichen Briefe ließ er seinen ganzen gemüthlichen Humor spielen und gab Andeutungen, die vermuthen lassen, daß ein späteres Ereigniß nicht ohne sein Vorwissen geschah."

Er schrieb nämlich: „Meinen Dienst, lieber Gevatter Lucas! Ich segne und befehle Euch Gott! Ich lasse mich einthun und verbergen, weiß selbst noch nicht wo? Und wiewohl ich lieber hätte von den Tyrannen den Tod erlitten, muß ich doch guter Leute Rath nicht verachten bis zu seiner Zeit. — Man hat sich meiner Zukunft zu Worms nicht versehen, und wie mir das Geleit ist gehalten, wißt Ihr Alle wohl aus dem Verbote, das mir ist entgegen gekommen."

Ueber die Erfolge des Reichstages spöttelte er fast in

*) Lucus Kranach war ihm durch seine satyrischen Holzschnitte befreundet worden, die er unter dem Titel: „Passional Christi und des Antichrists" herausgab, welche das edle, einfache Leben Christi dem eitlen Gepränge und den Thorheiten des Pabstes gegenüberstellte. Melanchthon fertigte dazu die Unterschriften. Auch verdanken wir ihm die besten und ähnlichsten Bildnisse Luthers und seiner nachmaligen Gattin, Katharina von Bora. D. V.

gutmüthiger Laune: „Ich meinte, kaiserliche Majestät sollte ein fünfzig Doctor haben versammelt und den Mönch endlich überwunden, so ist denn nicht mehr hier versammelt, denn soviel: Sind die Bücher Dein? — Ja. — Willst Du sie widerrufen oder nicht? — Nein. — So hebe Dich! O wir blinden Deutschen, wie kindlich handeln wir und lassen uns so jämmerlich von den Romanisten äffen und narren!"

Dann fuhr er gemüthlich heiter fort: „Sagt meiner Gevatterin, Eurem lieben Weibe, meinen Gruß, und daß sie sich dieweil wohl gehabe. Es müssen die Juden einmal singen: Jo, jo, jo, der Ostertag wird uns auch kommen, so wollen wir dann singen: Alleluja!"

Und nun bezeichnet er geheimnißvoll die Dinge die da kommen sollten, ohne mehr als nöthig war, um Vertrauen und Hoffnung rege zu erhalten: „Es muß eine kleine Zeit geschwiegen werden; ein wenig sehet ihr mich nicht, und aber ein wenig, so sehet ihr mich, spricht Christus. Ich hoffe, es soll jetzt auch so gehen. Doch Gottes Wille, als der allerbeste, geschehe hierinnen, wie im Himmel und auf Erden. Amen."

Dann erinnerte er sich mit der ihm eigenen liebenswürdigen Herzlichkeit seiner Freunde und die ihm Gutes gethan: „Grüßet mir Meister Christian und sein Weib; wollet auch dem Rathe meinen Dank sagen für die Fuhre. Ist Euch der Licentiat Feldkirch nicht genugsam, möget Ihr Herrn Amsdorf zum Predigen ersuchen, er wird's gern thun. Ade, hiemit allesammt Gott befohlen, der

Herr behüte Euer aller Verstand und Glauben in Christo für den römischen Wölfen und Drachen mit ihrem Anhang."

An den Kaiser und die Reichsstände hatte er in dem demüthigen Tone der schuldigen Unterwürfigkeit geschrieben; indem er für Schutz und Geleit dankte, wiederholte er seine frühere Erklärung, daß er nicht widerrufen könne, falls er nicht aus der heiligen Schrift widerlegt werde, und daß er sich zu diesem Zwecke vor unverdächtigen, gelehrten, freien und unparteischen Richtern überall stellen wolle, wobei er betheuerte, daß die Wohlfahrt des Reichs und der deutschen Nation ihm am Herzen liege.

Mit diesen beiden Schreiben, die er in einem Briefe an Spalatin, mit der Bitte um Besorgung derselben, einschloß, ließ er den kaiserlichen Herold am 29. April nach Worms zurückgehen, da er nun sich dem Hessischen nahete, wo er kaiserliches Geleit nicht mehr bedurfte, indem er vom Landgrafen von Hessen einen besondern Geleitsbrief hatte.

„Auch gegen mich," erzählte Guideon, „äußerte er sich über die Vorgänge zu Worms mit seiner gewohnten Freimüthigkeit: »Welchen Spott haben sie da eingelegt; ich hoffete, es würden mich daselbst Bischöfe und Doctoren recht versucht haben; so war die Meinung nur, ich sollte widerrufen. Gott gab Gnade, daß nicht alle Fürsten und Stände in solchen Fürhalt willigten, ich hätte mich sonst deutschen Landen zu Tode geschämt, daß es von päbstlichen Tyrannen sich so gar gröblich äffen ließ und narren.«*)

*) So sprach sich auch Luther später in seiner Vorrede zum 37. Psalm aus.

„Grünberg war die erste hessische Stadt, wo Luther auf seiner Rückreise von Worms übernachtete. Den folgenden Tag, den 30. April, langte er zu Hirschfeld an. Dort wurde er von dem gefürsteten Abt Crato, der einer der Reichsstände war, auf das Feierlichste und Ehrerbietigste empfangen. Der Abt hatte ihm seinen Kanzler schon auf eine Meile weit entgegen geschickt, und ließ ihn und seine Begleiter aufs Beste bewirthen. Bei Tafel bat er Luther dringend, in seinem Kloster eine Predigt zu halten. Anfänglich schützte Luther das Verbot des Kaisers vor, doch als der Abt dringender wurde, so gab er endlich nach mit den Worten: »Ich habe mir ja ohnehin vorbehalten, frei und öffentlich zu reden, und so kann und soll kaiserliches Mandat mir den Mund nicht verbieten.«

„Bei seinen ungemeinen Geistesgaben bedurfte es weiter keiner Vorbereitung, und am folgenden Tage frühmorgens 5 Uhr hielt er eine kräftige Predigt in der Klosterkirche, die allgemeine Begeisterung erregte, und der Sache des gereinigten Christenglaubens viele Anhänger aus dem Volke zuführte.

„Noch an demselben Tage reisete er weiter, und erreichte das Städtchen Berka an der thüringischen Grenze, wo das Stift Hirschfeld (oder Hersfeld) einige Gerechtigkeiten hatte, weshalb er und seine Begleiter auch dort auf Kosten und Befehl des Abts mit einem köstlichen Abendessen bewirthet wurden.

„Als er nun am folgenden Tage der Stadt Eisenach sich näherte, kamen ihm viele Bewohner derselben ent-

gegen und führten ihn wie im Triumphe ein in ihre Stadt.

„Einen Tag rastete er dort. Seine bisherigen Gefährten nahmen von ihm Abschied und fuhren in ihre Heimath zurück. Nur der Prediger Amsdorf und ich blieben bei ihm.

„Von Eisenach nahm Luther nicht den gewöhnlichen nächsten Weg über Gotha nach Erfurt, sondern wendete sich nach Möhra, dem freundlichen Dörfchen im Thüringschen, wo seine lieben Eltern vor seiner Geburt gewohnt hatten und noch jetzt einige seiner Verwandten wohnten. Unter diesen befand sich auch seine Großmutter und seines Vaters Bruder, die den gelehrten Doctor mit eben soviel Ehrerbietung als Liebe aufnahmen.

„Dort traf er auch seinen jüngern Bruder Jakob, einen Bergmann, den er in vielen Jahren, seit dessen Kindheit, nicht gesehen hatte und erst nicht wieder erkannte. Dann umarmte er ihn und freute sich des Wiedersehens mit der ihm eigenen herzlichen Gemüthlichkeit, darauf küßte er seiner lieben Großmutter, einer ehrwürdigen Greisin, die Hand, und diese segnete den berühmten Enkel — eine rührende Scene, kein Auge blieb trocken. — Am folgenden Tage schied er von ihnen mit bewegter Seele, und bestellte tausend herzliche Grüße an seine lieben Eltern und jüngeren Geschwister.

„Sein Bruder Jacob mußte sich ihm gegenüber setzen, und er ließ fast die ganze Reise hindurch dessen Hand nicht aus der seinigen, indem er ihn zärtlich anblickte.

„Es war am 4. Mai, als Luther von Möhra wieder abfuhr, und sich über Altenstein nach Waltershausen wendete, einem freundlichen Städtchen im thüringer Walde, nicht weit von Gotha.

„In der dortigen Gegend, nicht weit von der Stadt, ereignete sich ein Vorfall, der alle seine Begleiter mit dem größten Schreck erfüllte. Es war tief im dunkelsten und einsamsten Theile des uralten Eichenwaldes, als aus dem Gebüsche zwei schwer bewaffnete Reiter hervorsprengten, die, um nicht erkannt zu werden, alte eiserne Helme trugen mit niedergeklappten Visiren. Der Eine derselben fiel den Pferden in die Zügel, der Andere ritt an die Wagenthür, die er öffnete, und rief mit einer dumpfen, offenbar verstellten Stimme: »Martine! steige aus und reite mit uns, so Dir Dein Leben lieb ist.«

„Luthers Bruder, Jakob, war dadurch so in Furcht gejagt, daß er, ohne von dem muthigen Geiste des kühnen Reformators das Geringste zu besitzen, auf der andern Seite aus dem Wagen sprang und ohne Weiteres davon lief. Luther sah ihm wehmüthig nach und sagte dann: »Jener folgt seiner Natur, und ich der meinigen, und darum werde ich getrost Eurem Willen folgen; denn ich erkenne darin den Willen Gottes und ein Gebot der Vorsehung.«

„Amsdorf und ich sahen einander betroffen an. Wir beiden Mönche hatten nicht übel Lust gehabt, uns diesem gewaltsamen Angriffe zu widersetzen; aber wir waren unbewaffnet, und ein Blick auf Luthers heitere Ruhe brachte uns zum Schweigen. Er reichte Jedem von uns die Hand,

dankte für freundliches Geleit und ermahnte uns, keine Sorge um ihn zu haben, denn ohne des Herrn Willen falle kein Sperling vom Dache.

„Mit derselben heitern Ruhe bestieg dann der berühmte Doctor den frommen Klepper, den in einiger Entfernung am Saume eines dicht verwachsenen Unterholzes ein reisiger Knecht als Handpferd hielt; grüßte noch einmal freundlich gegen uns herüber, und bald waren sie verschwunden in der Richtung hin, wo das thüringsche Dorf Broterode liegt."

„Dann ist er verloren!" rief Katharina in Schmerz ausbrechend; „meine Ahnungen und Hedwigs Träume gehen in Erfüllung. Die Welt nahet ihrem Untergange, das Böse siegt, das Edle geht zu Grunde."

„Und wenn er verloren wäre," sprach Guideon, „so wird der Saame nicht verloren sein, den er ausgestreut hat; denn es ist die Saat der Aufklärung und die Quelle des Lichts."

Am folgenden Sonntage hielt er in der Klosterkirche eine Predigt im Geiste Luthers und der Reformation, welche die Priorin aufs Höchste erzürnte, aber die Nonnen auf das Aeußerste begeisterte. Von da an herrschte viel Zwietracht im Kloster zu Nimtsch, denn die Oberin und einige alte Betschwestern waren die eifrigsten Papistinnen; dagegen alle jüngern Nonnen die wärmsten Anhängerinnen Luthers und seiner Lehre.

Man kann sich vorstellen, zu welchen Reibungen und Mißhelligkeiten dieser Umstand Veranlassung gab. Die Oberin quälte die armen Nonnen von Luthers Partei mit

Pönitenzen und Bußübungen, und diese beschwerten sich darüber bei dem Bischofe, welcher strenge Visitationen anordnete und die Strafen, die die Priorin befohlen hatte, durch die härtesten Fastengebote noch erhöhte. Besonders hart traf der Zorn der Kirchenobern die arme Katharina von Bora und Hedwig, und es fehlte nicht viel, daß der Letztern der Prozeß gemacht wurde, in welchem Falle das Schreckliche, lebendig eingemauert zu werden — denn die Kirche vergießt kein Blut — keine ganz unerhörte Strafe im Innern der Klöster war. Dazu kamen die Spöttereien, Klatschereien und Aufhetzereien der ältern Nonnen, welche ihnen das Leben bis zur Unerträglichkeit verbitterten, und eine verdoppelte Wachsamkeit machte ihnen für lange Zeit jeden Briefwechsel und jede Verbindung nach Außen hin eben so unmöglich, als die Flucht.

Wer kennt nicht jene alte, ehrwürdige deutsche Burg, die sich, auf hohem Berge thronend, aus der Mitte der gesegneten Fluren des so schönen, und durch seine Sagenkreise und alten Burgruinen so romantischen thüringer Landes erhebt? Es ist die Wartburg, die einst Ludwig der Springer erbaute, wo die alten Meistersänger den romantisch-wilden Sängerkrieg führten, wo der fromme Ludwig und die heilige Elisabeth hauseten, und noch heute im hohen Söller das kleine Gemach mit dem weltberühmten Dintenflecke gezeigt wird, das damals den größten Mann seines Jahrhunderts, den kühnsten Streiter für Wahrheit und Licht, den Doctor Martinus Luther verwahrte.

Es war am 4. Mai 1521, spät Abends um 11 Uhr, als unten aus dem Thale ein Hifthorn erschallte. Gleich darauf gab oben von der Burgzinne der Thurmwart die Antwort, und mühsam klommen drei Männer in ritterlicher Kleidung und ein Reiterknecht den damals noch bewaldeten Burgberg hinauf, Jeder ein ermüdetes Roß am Zügel führend.

Der Eine von ihnen hatte ein geschorenes Kinn, und weil es ihm warm geworden war, hatte er den alten Eisenhelm und das Schwert über den Sattelknopf seines Gauls gehängt, und da sah man, daß aus dem Ritterkragen ein bis auf den Haarkranz kahl geschorenes Mönchshaupt herausschaute, mit einem Antlitze von breiter Form, mit starken, bieder-derben Zügen und kleinen, graubraunen Augen, die gar klug und entschlossen blinzelten. Jetzt aber, da er oben angekommen war auf der baumleeren kleinen Fläche vor dem Thore der Burg, blieb er stehen, um zu verschnaufen, und die Zügel seines Rößleins dem Knechte überlassend, faltete er die Hände und blickte hinauf gegen das funkelnde Sternenzelt, wo wir die Wohnung der Seligen suchen, und sprach mit tiefer Bewegung: „Bis hieher hat uns Gott geführt. Unsern Eingang segne der Herr, und unsern Ausgang gleichermaßen.“

Während im Innern des Thores die Ketten rasselten und draußen die Zugbrücke niederfiel, und oben in den wenigen Fenstern des alten Ritterhauses, welche die hohe Mauer überragten, Windlichter hin- und herirrten, trat die breite, markige Gestalt eines geharnischten Ritters —

einer von denen, die ihn hieher geführt hatten — zu ihm heran, schlug das Visir auf, und ein volles, bärtiges Antlitz mit treuherzigen Augen blickte ihn an.

„Seid hoch willkommen, gelahrter Herr Doctor, in meiner Behausung. Vor Euren Feinden, den Päbstlern und den Kaiserlichen, seid Ihr nun geborgen, und ehe sie an Euch kämen, müßten sie über meine Leiche hinwegschreiten.“

„Nun aber, guter Herr,“ sprach Martin Luther, der sich in seiner Verkleidung als Ritter sehr unbehaglich vorkam, „wer seid Ihr, wie heißt diese Burg, und habt Ihr auf Seiner Gnaden, unsers Herrn Churfürsten Geheiß so gehandelt, oder auf andern Antrieb?“

„Nun, meinen ehrlichen Namen kann und mag ich nicht verleugnen,“ sprach der Ritter, indem er mit einem behaglichen Selbstbewußtsein den breiten Bart über die Brust strich; „denn es ist keine Schelmenthat, einen Ehrenmann, wie Euch, gerettet zu haben, und der seid Ihr, wenn auch ein Gebannter und Geächteter — was Gott an Euren Feinden strafen wird. — Ich bin Hans von Berlepsch, Schloßhauptmann hier auf der Wartburg, und dieser unser guter Freund — auf den andern Ritter deutend, der schlanker und höher gewachsen und jünger war, als Jener — ist ein Herr von Antorf. Wir Beiden allein sind die Wissenden, denn Churfürstl. Gnaden will nicht wissen, ob Ihr hieher gebracht seid oder nach Antorf, um mit gutem Gewissen sagen zu können, er wisse nicht, wo Ihr Euch aufhaltet. Nun aber setzet Euren Helm

auf, und damit die Leute im Schlosse nicht merken, daß es ein hochgelahrter Doctor ist, oder gar ein Mönchlein, das wir bringen, gestattet, daß man Euch fortan den Junker Jürgen heißen dürfe, und haltet Euch hübsch zu Haus, denn die Päbstlichen gehen umher wie ein brüllender Leu und suchen, wen sie verschlingen möchten."

Nach diesen Worten schüttelte er ihm die Hand, und nachdem er ihn über die Zugbrücke und durch das dunkle Thor in den innern Schloßhof geführt hatte, sprach er nochmals laut: „Nun seid herzlich willkommen auf der Wartburg; laßt es Euch hier gefallen, Junker Jürgen, schlecht und recht, wie es ein deutsches Gemüth und ein wohlgefüllter Keller zu geben vermag."

Darauf führte ihn der Schloßhauptmann in die große Halle des Ritterhauses, und stellte ihn mit großem Ernste und mit vieler Würde der sich dort sammelnden Dienerschaft des Hauses vor, und den Leuten nannte er den Fremden, von dem er nicht wußte, ob er Gefangener oder Gast war, den Junker Georg oder Jürgen nach damaliger Aussprache.

Oben im alten Ritterhause der Wartburg zeigt man noch ein hochbelegenes Zimmer, dessen eines Fenster jetzt vermauert, das andere mit Eisenstangen vergittert ist. Das war vormals nicht der Fall, denn die kleinen Schiebfenster mit den in Blei gefaßten runden, grünen Glasscheiben durfte man nur öffnen, und die reichste, herrlichste Natur quoll gleichsam herein aus einer über alle Beschreibung reichen und wonnevollen Landschaft.

Hier saß Martin Luther am folgenden Morgen bald nach Sonnenaufgang, in einem mit Pelz verbrämten ritterlichen Hausrocke, die tief in den Nacken hinabgehende geschlitzte Sammetmütze auf dem Haupte tragend, um die den Mönch verrathende Tonsur zu verbergen.

Er hatte eben sein Morgengebet vollendet, und in der tiefsten Bewegung des Gemüthes, die ihm selbst noch nicht zur Klarheit gekommen war, saß er lange träumerisch da und schauete hinaus auf die weit geöffnete Landschaft, welche das Purpurlicht des Morgenhimmels vergoldete. Die weißen Nebel wichen immer weiter zurück und ein freundliches Dörfchen nach dem andern tauchte herauf. Es wurde immer sonnenheller und friedlicher in seinem Gemüthe; da auf einmal zerriß eine der rosenfarbenen Wolken, die noch bis dahin den fernen, duftigen Horizont verhüllt hatten, und die ihm so wohl bekannten Thürme von Eisenach wurden sichtbar.

Welche Gefühle ihn dabei durchdrangen, läßt sich mit Worten nicht beschreiben. Die Jahre seiner zartesten Jugend rollten sich vor seiner Seele auf, sein drangvolles Schülerleben zu Eisenach, das Choralsingen vor den Häusern auf der Straße, seine mütterliche Pflegerin, die gute Frau Cotta, und der ihm ewig unvergeßliche Jugendfreund, der treue, feinfühlende Alexius, dessen schreckliches Ende, indem er im einsamen Walde an seiner Seite vom Blitze erschlagen wurde, seinem ganzen Leben die geistliche ascetische Richtung gegeben hatte — das Alles wogte in ihm wie ein wallendes Meer unter dem Azurblau eines süd-

lichen Himmels, über welchem die Gebilde einer zarten Fata=Morgana schweben, reich und duftig, wie aus einer längst verklungenen poetischen Mährchenwelt. Und dann rankte sich die Erinnerung aus der Vergangenheit immer näher heran in die verhängnißvolle Gegenwart, und mit dem Bewußtsein der Größe der Gefahr erwachte, als sein erstes Gefühl auf der Wartburg, Dank für seine Rettung und Erhebung zur Andacht. Und da griff er zur Laute, seinem Lieblingsinstrumente, das man die Aufmerksamkeit gehabt hatte aus seinem Rollwagen mitzunehmen, als er gerettet wurde, schlug einige Accorde an und sang mit seiner schönen, volltönenden Stimme in die frische Morgenluft hinaus das herrliche, gottvertrauende Dank= und Loblied:

„Ein' feste Burg ist unser Gott,
Ein' gute Wehr und Waffen,
Er hilft uns frei aus aller Noth,
Die uns jetzt hat betroffen."

Und da kam wieder trübe über seine Seele der alte Teufelsglaube, indem er alles Böse, was über ihn und die Welt gekommen war, dem bösen Feinde der Menschheit zuschrieb, und er fuhr fort zu singen:

„Der alte böse Feind,
Mit Ernst er's jetzt meint,
Groß Macht und viel List
Sein grausam Rüstung ist,
Auf Erd' ist nicht sein's Gleichen."

Und im Gefühle menschlicher Ohnmacht gegen den bösen Geist der Hölle, sang er weiter:

„Mit uns'rer Macht ist nichts gethan,
Wir sind gar bald verloren."

Doch sich stärkend und erhebend durch Vertrauen auf den Welterlöser, fuhr er fort:

„Es streit't für uns der rechte Mann,
Den Gott selbst hat erkoren.
Fragst Du, wer der ist?
Er heißet Jesus Christ,
Der Herr Zebaoth —
Und ist kein andrer Gott;
Das Feld muß er behalten."

Und nun gestärkt durch den Glauben an unsern Erlöser und Weltheiland, sang er mit dem freudigen Muthe und kräftigen Willen, der ihn bisher durch das bewegte Leben geleitet hatte:

„Und wenn die Welt voll Teufel wär'
Und wollt'n uns gar verschlingen;
So fürchten wir uns nicht so sehr,
Es soll uns doch gelingen ꝛc."

Und endlich schloß er im tiefsten Dankgefühl gegen Gott:

„Preis, Lob und Ehr' dem höchsten Gott,
Dem Vater aller Gnaden,
Der uns aus Lieb' gegeben hat
Sein'n Sohn für unsern Schaden;
Dem Tröster, heil'gen Geist,
Von Sünden er uns reißt,
Zum Reiche Gottes heischt,
Den Weg zum Himmel weis't,
Der helf' uns fröhlich, Amen!"

Durch die Töne seiner Laute und den kräftigen Gesang nach der von ihm selbst componirten einfach schönen Weise, waren die in der Nähe schlafenden jungen Diener geweckt, denen die Sorge für seine Pflege und Bedienung anvertraut war. Erschreckend, als hätten sie schon

viel versäumt an der ihnen obliegenden Pflicht, eilten sie die schmale, steinerne Wendeltreppe hinab in das Kellergeschoß, und schon nach wenigen Minuten traten sie wieder ein in das kleine, freundliche Gemach des Junker Jürgen, vor dem die sonst so kecken Knaben großen Respect hatten, ohne zu wissen warum.

Es waren zwei blondgelockte Edelknaben mit feinen und zarten Gesichtszügen. Kindlich offenes Vertrauen und deutsche Treue und Ehrlichkeit las man in ihren blauen Augen und von der klaren, offenen Stirn. Der Eine brachte in einer großen zinnernen Kanne das duftende Warmbier zum Frühtrunk, und der Andere gutes Brot, Butter und Schinken zum kräftigen Morgenimbiß.

Sie grüßten mit einem: „Gelobt sei Gott!“ und setzten Frühtrunk und Imbiß auf den schweren Eichentisch, der an der Fensterwand stand. Dann wollten sie sich entfernen, aber Luther hielt jeden derselben bei der Hand zurück und redete sie freundlich an, nach ihren Namen und Herkommen fragend. Sie waren Beide Söhne sächsischer Edelleute, die Luther, als ihm gewogen und seinen Lehren zugethan, wohl kannte, und er sagte ihnen: „Eurer Dienste bedarf ich nicht, lieben Kinder, denn ich bin wohl gewohnt, mich selbst zu bedienen. Statt dessen aber seid fromm und leset fleißig im Evangelium Sanct Johannis, und Ihr werdet dem Herrn besser dienen als so Ihr mir dienen würdet, der ich selbst nur ein unwürdiger Knecht vor dem Herrn bin. Nun aber gehet hinab zu Eurem gnädigen Herrn Schloßhauptmann und saget ihm,

er möge sich wegen des Junker Jürgen nicht so viel Ungelegenheit und Umstände machen; er wisse selbst, wie ihm bis dahin Seelenspeise genüget habe, und wie er an leibliche Ueppigkeit und Pflege des Bauches nicht gewöhnt sei."

Die Knaben gingen hinab und bald darauf erschien der Schloßhauptmann von Berlepsch und setzte Luther mit freundlichem Ungestüm zur Rede wegen seiner Abwehr jeder anständigen Bewirthung. „Ihr seid mir auf die Seele gebunden, Herr Doctor," sprach er, „und so liegt mir ob, für Eures Leibes Pflege und Nothdurft zu sorgen."

„Schafft mir nur Bücher, Feder, Dinte und Papier, so viel ich bedarf," sprach Luther darauf mit dankbarem Handschlag, „und Ihr werdet Euch mehr als genügend verdient um mich und die Welt gemacht haben."

„Solches wird gewißlich geschehen," entgegnete der würdige Ritter, „und Ihr dürft nur aufschreiben, was Ihr an Büchern bedürft, und ich werde sie Euch durch einen sichern Boten von Wittenberg holen lassen; aber verrathet Euren Aufenthalt nicht, denn Ihr würdet Alles verderben, so es bekannt wäre, daß Ihr hier hauset."

„Ei, lieber Herr," sprach nun Luther oder Junker Jürgen, wie wir ihn jetzt nennen müssen, unwillig werdend: „Ich wollte lieber um der Ehre des göttlichen Wortes willen und sowohl Anderer als meiner eigenen Bekräftigung wegen auf glühenden Kohlen liegen, als allein halb lebend und leider fast todt stinken!" — Und so schrieb er auch später an Melanchthon.

Ueberhaupt fühlte er sich an jedem Tage unglücklicher

in seiner neuen Lage. Daß man ihn gastfrei hielt und täglich köstlich bewirthete, auch mit Wein und gutem Merseburger Bier versah, konnte ihm, wenn er auch den Freuden der Tafel nicht abgeneigt war, doch nicht trösten über seine thatenlose Einsamkeit. Bitter klagte er darüber, daß man ihn im Essen und Trinken zu gut halte, in einem Briefe an Spalatin: „Ich sitze hier den ganzen Tag da, müßig und trunken u. s. w." — Aber was er müßig nannte, erklärt sich aus den nachfolgenden Worten: „Ich lese die hebräische und griechische Bibel;" eine Beschäftigung, die nicht alle seine Geisteskräfte in Anspruch nahm, galt ihm schon für Müßiggang. In demselben Sinne schrieb er ein ander Mal wieder: „Ich bin der müßigste und geschäftigste Mensch; ich lerne Hebräisch, Griechisch und schreibe ohne Unterlaß." — Auch das „trunken sein" darf man nicht wörtlich verstehen; es sollte bedeuten, daß man ihn über die Maaßen wohl verpflege, wodurch der Geist in Schlaffheit und Thatlosigkeit versinken könne, und in der That war die ungewohnte, beständig sitzende Lebensart bei einer zu kräftigen Leibesnahrung, die er bei der Genügsamkeit seines frühern klösterlichen Lebens nicht gewohnt war, wohl geeignet, jene Unterleibskrankheit auszubilden, welche die Seele mit hypochondrischen Vorstellungen quält.

Getrennt von seinen Freunden, mit welchen er sonst alles Vorkommende zu besprechen pflegte, blieb ihm nichts übrig, als ein Briefwechsel mit ihnen, der, freilich etwas umständlich, nur durch Spalatins Hand gehen durfte,

damit man den Ort seines Aufenthaltes nicht errathe. In diesen Briefen legte er seine Gefühle und seine Verstimmung nieder, woraus sich wenig Freude über seine Rettung, aber eine große Sehnsucht, die Rolle eines Märtyrers zu spielen, ergab. Seine Aufregung während der Ereignisse zu Worms war zu lebhaft begeistert gewesen, um es nicht schwer zu empfinden, daß er sich in seiner jetzigen, so plötzlichen Abgeschlossenheit und Einsamkeit zu einer Thatlosigkeit verurtheilt sah, unter welcher er, mit quälendem Unmuth, fürchten mußte, für die Sache des Lichts und der Wahrheit nicht genug gethan zu haben.

„Ich fürchte sehr und werde geplagt in meinem Gewissen," schrieb er eines Tages an Spalatin, und auf ähnliche Weise pflegte er sich auch gegen den Schloßhauptmann zu äußern, „darum, daß ich, auf Deinen und der Freunde Rath weichend, in Worms meinen Geist gedämpft habe und jenen Götzen nicht den Elias gezeigt. Sie sollten etwas Anderes zu thun bekommen, wenn ich wieder vor ihnen stände."

„Oft," äußerte er auf solche Weise, „hat mich meine Demuth und Ehrerbietung gereut, daß ich mein Bekenntniß vor den Tyrannen nicht kräftiger abgelegt."

Und an seinen Freund Melanchthon schrieb er: „Betest Du nicht für mich, daß meine Flucht, die ich ungern zuließ, zu größerer Verherrlichung Gottes ausschlage? und ich wünsche gar sehr zu erfahren, wie sie Dir gefalle. Ich besorge, es möchte scheinen, als verließe ich das Schlacht-

feld; doch war kein Ausweg, den Rathenden und Zureden-den zu widerstehen. Ich wünsche mir nichts Besseres, als der Wuth meiner Feinde mit verhängten Zügeln mich ent-gegenzuwerfen."

Doch bald nahmen seine Unterleibsbeschwerden so über-hand, daß seine Stimmung in der Einsamkeit seines jetzi-gen Aufenthalts immer düsterer wurde, und es kein Wun-der wäre, wenn sein Glaube an den Teufel, dieser Wahn von der Existenz und Einwirkung eines bösen Geistes, den er von seiner Kindheit her aus dem Volksleben in die Gelehrtenstube mit herüber genommen hatte, den er mit den weisesten Männern seiner Zeit wie mit dem Volks-glauben seines Jahrhunderts theilte, sich mit der krankhaf-ten Verstimmung seiner Nerven und seines Seelenzustan-des bis zu der Lebhaftigkeit wahrer Visionen gesteigert hätte. Mag auch der Dintenfleck an der Wand der Lu-therszelle auf der Wartburg, den man noch heute zeigt, zehnmal neuerlich aufgefrischt sein; so ist doch nichts lächer-licher, als entweder das ganze, auf einer Sage seit Men-schengedenken beruhende Factum, daß Luther einst mit dem Dintenfaß nach dem Teufel geworfen habe, um sich seiner Anfechtungen zu erwehren, zu leugnen, oder es mit pedan-tischer Kritik für eine Fliege zu halten, die ihn beim Schreiben belästigt und dann sich an die Wand gesetzt habe, dort aber im Aerger von ihm für den Teufel ge-halten sei. — Warum sollte es nicht möglich sein, daß seine erhitzte Einbildungskraft am Ende wirklich geglaubt habe, den Teufel leibhaftig vor sich zu sehen? denn daß

er viel Anfechtungen von ihm gehabt zu haben vermeint, ergiebt sich aus mehrern seiner Briefe.

So schrieb er u. A. an Nicolaus Gerbel: „Glaubet mir nur, daß ich in dieser müßigen Einsamkeit tausend Teufeln vorgeworfen bin. Soviel leichter ist es, gegen den eingefleischten Teufel, d. i. wider den Menschen, als wider die bösen Geister unter dem Himmel zu streiten. Ich falle oft; aber die Rechte des Höchsten hält mich wieder." — Man sieht hieraus, daß er nach der gelehrten Dämonologie seiner Zeit unterschied den Teufel, der uns ins Fleisch gegeben ist, von der unsichtbaren Person des bösen Geistes, die er als die Wurzel alles Uebels in der Welt und die Quelle jedes bösen Willens betrachtete. Er glaubte aber auch, daß der Mensch gegen solche Anfechtungen kämpfen könne und müsse. Er hatte dabei die gewaltige Ermahnung Pauli an die Epheser (6, 12.) vor Augen, mit deren Uebersetzung er eben beschäftigt war, als er am St. Margarethentage des J. 1521 an Philipp Melanchthon schrieb: „Es beschämt und peinigt mich Eure treffliche Meinung von mir, da ich hier ganz unempfindlich und hart im Müßiggange liege, und leider wenig für die Kirche Gottes bete, gar nicht seufze, ja durch das große Feuer meines ungezähmten Fleisches entbrenne. Kurz, der ich brünstig sein sollte im Geiste, bin brünstig im Fleische, in Faulheit, Müßiggang und Schlafsucht. Und weiß ich nicht, ob sich Gott von mir gewandt, weil Ihr nicht für mich betet. Es sind nun acht Tage, daß ich nicht schreibe

und nicht bete, noch studire, theils von Versuchungen des Fleisches, theils durch anderes Aergerniß geplagt."

Auch an seinen Freund und Gönner Spalatin schrieb er um Martini desselben Jahres über solche Versuchungen: „Denn es ist nicht Ein Satan bei mir oder vielmehr wider mich, der ich allein bin, aber bisweilen nicht allein bin."

Seine Krankheit des Leibes und der Seele war immer noch im Zunehmen. „Es bewirthet mich der hiesige Hauswirth," schrieb er darüber am 10. Juni desselben Jahres an Spalatin, „weit besser, als ich werth bin. Die Krankheit ist aber noch nicht von mir gewichen, hat vielmehr zugenommen, daß ich fast an der Genesung zweifle. Der Herr sucht mich so heim, daß ich immer etwas Kreuz habe. Hochgelobet! Amen!"

So klagte er auch am Abend des St. Petritages über seine Krankheit, die ihn in Banden halte und welche noch zu etwas Aergerem ausbrechen möchte, wenn ihn Gott nach seiner Wahrheit schlagen wolle. Und am andern Tage nach Mariä Geburt beschreibt er seinem Freunde sein Uebel, welches seine Nächte schlaflos mache, und fügt hinzu: „Das schreibe ich nicht, daß Ihr Mitleiden habet, sondern Euch mit mir freuet und betet, daß ich würdig werde, brünstig im Geist zu sein. Denn es ist Zeit, aus aller Macht wider den Satan zu beten. Ich bin noch faul und schläfrig zum Beten und zum Widerstehen, daß ich mir selbst mißfalle und eine Last bin: vielleicht weil ich allein bin und Ihr mir nicht helfet. Ach! las-

set uns beten und wachen, daß wir nicht in Anfechtung fallen!"

Luthers Gemüths- und Körperleiden auf der hohen Wartburg wurden von der Art, daß sie dem ehrlichen Schloßhauptmann keine geringen Besorgnisse einflößten. Es war ihm zwar höhern Orts verboten, seinen verehrten Schützling aus dem Schlosse zu führen, denn sein Verschwinden hatte ungeheures Aufsehen gemacht, und die römische Partei setzte Himmel und Hölle in Bewegung, um ihn aufzufinden, und es war doch immer möglich, daß Meuchelmörder und Wegelagerer im nahen Walde auf der Lauer lagen; allein eben dieses ewige Stillsitzen mußte die Unterleibsbeschwerden des gelehrten Doctors noch erhöhen, und so übernahm er es denn auf seine Verantwortung, den kranken, bleichen Mann auf die Sommerseite des hohen Schloßberges zu führen, wo im kurzen Grase, unter niedrigem Gebüsch die rothen Pünktchen der schönsten Walderdbeeren schimmerten. Hier bückte er sich einigemal, solchen Nectar zu pflücken, und verglich es mit dem Sammeln des Manna von den Israeliten in der Wüste. — Bald aber stieg ihm bei dieser Beschäftigung das Blut zum Kopf, und er setzte sich an eine Stelle, von der aus man die wundervollste Aussicht auf das offen vor ihm daliegende Land genoß. Und die freundlichen Pagen stiegen umher und brachten ihm Erdbeeren in hohlen Blättern. — Am Saume des Waldes patrouillirten bewaffnete Knechte, um für seine persönliche Sicherheit zu wachen; der biedere Schloßhauptmann aber ging hinein, um persönlich

einen guten Labetrunk aus seinem Schloßkeller zu holen, und kehrte mit diesem und einem grünen Pokal zurück.

Indeß war Martin Luther, der da saß in der ihm ungewohnten ritterlichen Kleidung, nicht erheitert durch den Genuß der schönen, klaren Morgenluft und den Hinblick auf das freundliche, fruchtbare Thüringer Land. Seine trüben Augen suchten die Gegend, wo sein geliebtes Wittenberg lag, und an diesen Blick, der immer schwermüthiger wurde, knüpfte sich eine Menge trüber Gedanken, verbunden mit einem so sehnsuchtsvollen Heimweh, daß unvermerkt sich Thränen zwischen die Wimpern des sonst so seelenstarken Mannes drängten.

Diese Bewegung des Gemüths hinderte ihn aber nicht, mit dem Zartgefühl edler Seelen sich Sorge darüber zu machen, daß er doch wohl seinen gütigen Wirth allzuviel belästige durch die lange Dauer seines Aufenthalts. Denn als dieser mit der alten versiegelten Flasche des trefflichsten Rheinweins zurückgekehrt war, und ihm nun der belebende Duft des herrlichen Tranks im grünen Pokal entgegenwallte; da sprach er, ehe er trank: „Mein lieber Herr! Macht's auch nichts aus, wo ich sein mag; wenn ich nur Euch nicht beschwerlich falle; denn ich wollte nicht, daß irgend wer durch mich belästigt würde."

„O lieber Doctor!" rief der joviale Schloßhauptmann und ergriff mit biederer Treuherzigkeit seine Hand; „macht Euch doch darüber keine Sorgen; wer Euch beköstigt, wird dadurch nicht ärmer; zudem erhaltet Ihr ja mehr nicht, als des Leibes Nothdurft fordert."

*

„Und etwas darüber,“ entgegnete Luther, nachdem er an das Glas seines Pflegers und Freundes angestoßen und getrunken hatte; „und darum glaube ich ganz und gar, daß ich hier lebe auf unsers gnädigsten Churfürsten Kosten und Rechnung; sonst bliebe ich nicht eine Stunde länger hier, wo ich wüßte, daß ich Euer Gut aufzehrte, wiewohl Ihr mir gern und freudig Alles leistet.“

„Das weiß Gott, vom Herzen!“ rief der Schloßhauptmann feurig aus.

„Denn,“ fuhr Luther fort, „soll Jemandes Hab und Gut durchgebracht werden, so mag es am ehsten der Fürsten Gut sein; aber so ist meine Gesinnung, daß ich fürchte überlästig zu werden, auch wo ich vielleicht nicht überlästig bin, und auch diese Besorgniß muß ein wohlgesinntes Gemüth haben.“

In dieser Art schrieb er auch später an Spalatin, und fügte die Bitte hinzu: „Du wirst wohl thun, mir darüber sichere Auskunft zu geben, denn von diesem freigebigen Manne kann ich nichts erfahren, als daß er mich aus einem fürstlichen Beutel unterhalte.“

Da meinte der ehrliche Schloßhauptmann, dem immer trübsinnigen Junker Jürgen einmal ein ächt adliches Vergnügen zu verschaffen. Und am nächsten Dienstage ließ er auf den Feldern unter der Wartburg ein großes Treibjagen mit aufgestellten Netzen veranstalten. Aber dem Doctor Martinus, der auf eine Anhöhe gestellt wurde, wo er die ganze Jagd übersehen konnte, machte die Sache — wie er selbst in einem Briefe an seinen Freund Spalatin

schilderte — keinen erheiternden Eindruck. Er spöttelte darüber in seiner gutmüthigen Ironie: „Ich bin zwei Tage auf der Jagd gewesen, um auch jenes bittersüße Vergnügen der Helden kennen zu lernen. Wir haben gefangen zwei Hasen und einige Rebhühner; fürwahr, eine gar passende Beschäftigung für müßige Menschen!“

So machte er sich auch zwischen den Netzen und Hunden gar seltsame theologische Gedanken. — „So viel Lustbarkeit auch,“ sprach er zu seinem Begleiter, dem Schloßhauptmann, „mir dieses Schauspiel verschafft, so mengt doch das dahinter verborgene Mysterium Mitleid und Schmerz darunter. Denn was Anderes bedeutet dieses Bild, als daß der Teufel hinterlistig durch seine Gottlosen, Meister und Hunde, das ist: die Bischöfe und Theologen, nachjagt den unschuldigen Thierchen? Nur gar zu sehr tritt vor meine Seele das betrübte Mysterium von den einfältigen und gläubigen Seelen.“

Da brachten die Jäger ein eingefangenes Häschen, und zeigten es Luther, daß er Freude haben möge an der Jagd. Dann aber wollten sie es nach Gewohnheit todtschlagen, damit es als Braten zugerichtet werden könne. Da wurde sein Mitleid rege, und er bat, daß man dem armen Thierchen das Leben lassen und es ihm schenken möge. Und nun erhielt er es und steckte es in den weiten Aermel seines Mantels, wobei jedoch, da er weiter ging, die Läufe des Hasen herabhingen. Da aber schnupperten die Hunde an ihm herum, und ehe er es merkte, hatten sie dem armen Häschen einen der langen Hinterläufe abgebissen, und

dadurch wüthender geworden, schnappte einer der größten dieser Jagdrüden zu und biß es durch den Rockärmel hindurch todt.

„Ja, so wüthen der Pabst und der Satan," rief er aus, indem er das todte Thierchen auf die Erde fallen ließ; „daß sie auch die von mir geretteten Seelen wieder verderben und meine Mühe vereiteln!"

„Ich bin satt dieser Jagd," sprach er dann zu dem Schloßhauptmann, „und schmeckt mir die andere Art süßer, wo mit Wurfspießen und Pfeilen Bären, Wölfe, Eber, Füchse und andere gottlose Lehrer erlegt werden."

Und so redend stieg er krank und mühsam den hohen Berg der Wartburg wieder hinauf, um sich dort in seiner Zelle hinter seine lieben Bücher an den Schreibtisch zu setzen, wo ihm eigentlich doch am wohlsten war.

Die glücklichsten Stunden, die er dort genoß, waren, wenn er sich bei der ungeheuern, raschen Thatkraft, die ihm eigen war, mit der Uebersetzung der Bibel beschäftigte. Dann vergaß er Alles um sich her, und seine Gedanken hingen träumerisch an dem ewigen Lichte des gereinigten Evangeliums. Doch dann gedachte er wieder des trostlosen Zustandes der Kirche, des Kleinmuths und der Zaghaftigkeit so Vieler, die durch Aufklärung und Gelehrsamkeit berufen gewesen waren, am großen Werke zu helfen, und nun schwiegen, weil der sichtbare Führer und Vorkämpfer fehlte, und sie nicht den Muth hatten, sich allein gegen den Pabst und den Kaiser aufzulehnen.

„Ich sitze hier den ganzen Tag," schrieb er in der

Anwandlung einer solchen Bekümmerniß an Melanchthon, „stelle mir die Gestalt der Kirche vor Augen und spreche aus dem 39. Psalm: »Warum willst du Menschen umsonst geschaffen haben?« Herr Gott! welch ein schrecklicher Spiegel göttlichen Zornes ist das verdammte Reich des römischen Antichrists, und ich verfluche meine Herzenshärtigkeit, daß ich nicht ganz in Thränen zerfließe und meine Augen nicht Thränenquellen sind, zu beweinen die Erschlagenen meines Volkes; aber da ist Niemand, der sich aufmache und Gott halte, der sich zur Mauer mache für das Haus Israel in diesen letzten Tagen des göttlichen Zorns. Darum harre Du, als Diener des Wortes, indessen aus, und befestige die Mauern und Thürme Jerusalems, bis sie auch Dich anfahen. Du kennst Deine Berufung und Deine Gaben. Ich bitte einzig und allein für Dich, wenn anders, woran ich nicht zweifle, mein Gebet etwas vermag. Thue Du das Gleiche für mich; so wollen wir gemeinschaftlich jene Last tragen. Wir stehen allein noch auf dem Plan; Dich werden sie nach mir suchen."

Bei allen diesen zahllosen Gemüthsstörungen war doch seine Thätigkeit so ungeheuer, so unglaublich, daß auch nicht ein Tag vergangen sein kann, an welchem seine Krankheit ihn gehindert hätte, mit einer Kraft, einem Feuer und einer Schnelligkeit zu arbeiten, welche ihm nicht leicht einer der Begabtesten unter den Gesunden nachahmen wird.

Die wichtigsten Schriften und Briefe gingen in dieser

Zeit aus seiner Feder hervor, und dadurch litt weder sein Studium der griechischen und hebräischen Sprache, noch die Uebersetzung der heiligen Schrift, eine Arbeit, welche die ganze Lebenszeit eines andern Menschen in Anspruch genommen haben würde.

Sein kräftiger, freudiger Geist überwand alle Hindernisse und Störungen. Er konnte scherzen über seine hohe Wohnung, die er bald sein Pathmos, bald seine Wüstung oder auch Region der Vögel nannte. Fast täglich hielt er seinen Hausgenossen und den vertrauten Freunden seines Wirths eine kräftige, erbauliche Predigt, und schrieb unermüdet an seine Freunde und gegen seine Feinde.

Auf der Höhe seiner einsamen Burg war sein Geist freier geworden, und kräftiger, rücksichtsloser die Sprache, worin er sich ausdrückte.

Dort schrieb er das Büchlein von der Beichte, worin er gegen den Mißbrauch der Ohrenbeichte protestirte, das er dem Herrn Franz von Sickingen widmete; ferner eine Kirchenpostille oder Erklärung der Epistel, welche er sein liebstes Buch nannte; die Erklärung des 22. Psalm; eine Anweisung zum Taufen und mehrere Schriften gegen das Pabstthum; ferner eine scherzhafte Abfertigung der Pariser Theologen, die er in seiner kräftigen Sprache „Pariser Esel" nannte; dann gegen Ambrosius Katharinus: „die Offenbarung des Antichrists." Auch die Emser Theologen bestritt er in vier derben Schriften, und viele andere, deren Titel aufzuführen hier zu weitläufig sein würde.

Neue Gegenstände kamen gerade nicht zur Sprache;

aber die bereits aufgeregten Streitfragen wurden weiter ausgeführt und besprochen.

Von dem Tone, wie er sich aussprach in seinem Unwillen, nur einige Proben.

Die Pariser Theologen, auf die er so viel Vertrauen gesetzt hatte, hatten ihm Unrecht gegeben in der Sache der Leipziger Disputation gegen Eck und Carlstadt, und zwar in einer groben, unartigen Sprache. — „Ich sehe wohl,“ sagte Luther darauf in seiner Nachrede zu ihren Beschlüssen, „ich muß mit der Bauernart über die groben Blöcke kommen und sie waldrechten. Ich will mit den Buben unverworren sein, die ihren Herrn verlassen in Nöthen, nicht um Gottes willen.“

Die berüchtigte Bulle des Pabstes: „Coena Domini“, worin der Bannfluch gegen alle Ketzer ausgesprochen ist, von welcher Luther treffend sagte: „Alle Buchstaben wüthen und toben wider christliche Liebe, Hoffnung und Glauben,“ parodirte er in der scherzhaften Form eines Neujahrsglückwunsches an den Pabst, unter dem Titel: „Wider den falschen geistlichen Stand des Pabstes und der Bischöfe.“ — „Wohlan, weil es gilt, die Hörner aufrichten und mit lauter Gewalt fahren, muß ich meine Hörner auch aufsetzen und meinen Kopf für meinen Herrn wagen.“ — Ernsthafter schloß er jedoch: „Meine Lehre unterwerfe ich von nun an keinem Richterstuhle mehr, denn sie ist Gottes und nicht mein.“ — Mit den stärksten Ausdrücken eiferte er gegen die geistlichen Großen. Die Bischöfe schilderte er als habgierige, rohe, unwissende, sittenlose Ver-

führer und Lüstlinge mit den schärfsten Worten, und bricht endlich aus: „Nun höret zu, Ihr Bischöfe, ja Ihr Teufelslarven: Doctor Luther will Euch auch eine Bulle und Reformation lesen, die Euch nicht wohl lauten wird u. s. w." — Er sprach ihnen nach den Worten der Schrift alle Befugniß ab, weltliche Herren zu sein: „Wer hat die Bischöfe zu Fürsten gemacht?" sprach er; „Christus hat ihnen verboten, sie sollen nicht Fürsten sein, da er sie von den Fürsten sondert und sagt: Die weltlichen Fürsten sind Herren ꝛc. Ihr nicht also!"

Ja, in seinem Eifer, die Kirche zu reformiren, ging er noch weiter in weltliche Verhältnisse hinein, als es in unsern Tagen je ein Liberaler gewagt hat. Um den Einwurf zu beseitigen, die Bisthümer und hohen Kirchenpfründen seien nothwendig, um die jüngern Söhne fürstlicher und adlicher Häuser zu versorgen, schrieb er: „Warum thut man nicht, was im Volk Israel geschah, da nur Einer immer König blieb? Seinen Brüdern gab man etwas und ließ sie den Andern im Volk gleich sein; müssen denn Alle Fürsten und edel bleiben, die als Fürsten und edel geboren sind? Was schadete es, ein Fürst nähme eine Bürgerin und ließe ihm begnügen an eines ziemlichen Bürgers Gut? Es wird doch die Länge nicht tragen, eitel Adel mit Adel heirathen."

Eine andere Richtung seiner Thätigkeit bestand in einer lebhaften Correspondenz mit seinen Wittenberger Freunden. Dort hatte seine Lehre schon so kräftig Wurzel geschlagen und so eifrige Anhänger gefunden, daß auch die Entfer-

nung des herrlichen Meisters die Fortschritte derselben nicht aufhalten konnte. Allein seine vertrautesten Freunde wagten am wenigsten etwas ohne seinen Rath zu thun, während Andere rascher zugriffen und umstürzten, als er selbst billigen konnte.

Dadurch entstand nun viel Noth und Verlegenheit für den Churfürsten, Melanchthon und andere Gleichgesinnte, und diese konnten sich nicht anders helfen, als daß sie immer fort und fort ihre Zuflucht zu dem Verbannten auf der Wartburg nahmen.

Es ist rührend zu lesen, mit welcher liebenswürdigen Bescheidenheit und zugleich unverkennbarem Heimweh sich Luther gegen die Vorstellung, daß er unentbehrlich sei, verwahrte, und zugleich den Muth seiner Freunde aufzurichten und die Sache des Lichts zu fördern suchte.

So schrieb er an Melanchthon: „Ihr herrschet ohne mich, und ich sehe nicht ein, warum Ihr so gar heftig meiner begehret, oder warum Ihr meiner Dienste gar benöthigt seid? Mir scheint, Du machst Dir darüber unnöthige Gedanken, da es doch besser steht, wenn ich fern, als wenn ich bei Euch bin. Du liest, Amsdorf liest, Jonas liest. Ich beschwöre Euch, wollt Ihr denn, daß Euch allein das Reich Gottes verkündigt werde? Soll das Evangelium nicht auch zu Andern kommen? Ich sage Dir, obwohl ich gar gern bei Euch wäre, würde ich doch nicht darüber murren; weil Ihr ja schon reich seid, nach Erfurt oder Cöln oder sonst wohin zu gehen, wo mich der Herr zum Dienst des Wortes brauchen wollte. Ach Gott,

wie groß ist überall die Ernte und keine Arbeiter! Ihr aber Alle seid Arbeiter. Nicht auf uns, sondern auf unsere Brüder, die überall zerstreut sind, lasset uns sehen, damit wir nicht uns selbst leben, d. h. dem Teufel, sondern in Christo.

Noch über viele andere Angelegenheiten wurde Luther zu Rathe gezogen, und nie erscheint er milder, weiser und ehrwürdiger, als in seinen Antworten auf solche Anfragen. Er zeigte dabei eine gewissenhafte und redliche Erwägung aller Umstände, einen so sichern praktischen Blick fern von aller Schwindelei, die er ernstlich widerrieth, und gab sein Gutachten mit so verständiger Milde und Rücksicht auf die Ueberzeugung eines Jeden, selbst auf die Vorurtheile der Schwachen.

Hier war es auch, auf der Höhe dieser einsamen Burg, wo sich fern vom Weltgetümmel alle seine Ansichten freier entwickeln konnten, wo ihm Veranlassung gegeben wurde, über zwei der wichtigsten Fragen für das kirchliche Leben der Geistlichen nachzudenken: über die Aufhebung der erzwungenen Ehelosigkeit der Priester und die Lösbarkeit der kirchlichen Gelübde.

Ueber beide Fragen kam er jedoch damals noch nicht zum völligen Selbstbewußtsein und zur vollständigsten Klarheit. Es war fast mehr das Ahnen des Richtigen und Wahren, als das bestimmte Erkennen desselben.

Die Veranlassung war folgende:

Mehrere Priester hatten die Zeit der kirchlichen Wirren und die Auflockerung aller Bande der Anhänglichkeit an

das Pabstthum benutzt, um sich, dem römischen Cölibatgesetz zum Trotz, zu verheirathen. Unter diesen befanden sich der Probst zu Lemberg und der Pfarrer zu Hirschfeld, die darüber viel Anfeindungen zu erdulden hatten. Es war dringend nothwendig, darüber ins Klare zu kommen, denn schon wurde dafür und dawider viel gestritten und verhandelt.

Unter denen, die sich für die Abschaffung des Cölibats erhoben, befand sich auch jener Doctor Carlstadt, der mit ungezügeltem Eifer in der Sache der Reformation Alles überstürzen wollte, und dadurch mehr verdarb als gut machte. Er hatte zwar versucht, das Cölibat mit Gründen der heiligen Schrift zu bekämpfen; allein für Luthers durchdringenden Geist viel zu unklar und ungenügend. Er schrieb darüber u. A. an Spalatin: „Die Sache, die er unternimmt, ist wichtig und sein Versuch gar löblich, aber ich wünschte auch einen vorzüglich geschickten und glücklichen Verfechter dazu. Wir, die wir das Schauspiel der Welt sind, müssen uns sonderlich angelegen sein lassen, daß unser Wort untadelhaft sei. Was ist gefährlicher, als einen großen Schwarm zum Heirathen aufrufen, bei so unzuverlässiger und zweifelhafter Schrift, daß sie nachher von unablässiger Pein der Gewissen und schlimmer als jetzt gequält werden! Auch ich wollte gern, daß die Ehelosigkeit frei würde, wie das Evangelium verlangt; aber wie ich das zu Wege bringe, weiß ich selbst noch nicht.“

Ohne Lösung der Gelübde war die Einführung der Priesterehe nicht möglich. Vom Pabste war keine Lösung

derselben zu erwarten, und daß derjenige, der sie freiwillig geschworen hatte, sie selbst lösen könne, widerstrebte seinem ehrlichen Gemüthe. Alle Gründe, die Melanchthon u. A. dafür aufstellten, schienen ihm noch ungenügend und eitle Dialectik, womit man redlichen Mannes Wort und Gottesschwur lösen zu können vermeine. Doch hatte seine innere Stimme sich schon gegen diese erzwungene Ehelosigkeit entschieden.

Indem er dem Rechtsgelehrten Gerbel Glück wünschte zu seiner Verheirathung, sprach er seine damaligen Ansichten über den Ehestand und das Priestercölibat aus.

„Dulde getrost," schrieb er vom Ehestande, „was diese von Gott eingesetzte Lebensweise Schlimmes mit sich bringt, und sei Deinem Gott gefällig. Der unglückselige Cölibat von Jünglingen und Jungfrauen offenbart mir täglich so Gräuliches, daß nichts meinem Ohr verhaßter tönt, als der Name einer Nonne, eines Mönchs oder eines Priesters, und mir der Ehestand auch in großer Dürftigkeit wie ein Paradies dünkt." –

Für seine Person dagegen war er noch weit entfernt von dem Gedanken, aus dem ehelosen Leben zu treten, und verwahrte sich ausdrücklich gegen alle solche Zumuthungen.

Man sieht daraus, wie ungerecht der Vorwurf seiner Feinde war, daß er, nur um heirathen zu können, die ganze Ordnung des Kirchenwesens umgestürzt habe.

Er fühlte ganz richtig, daß das Cölibat, auf einem freiwillig abgelegten Klostergelübde beruhend, nicht aufge-

hoben werden könne, wenn nicht diese Gelübde selbst lösbar seien. Und nun schrieb er zur Untersuchung dieser letztern Frage ein Büchlein unter dem Titel: »Schlußreden von den Gelübden und geistlichen Leben des Klosters, ein Bedenken und Unterricht von den Klöstern und allerlei geistlichen Gelübden.« In der anziehenden Zueignung dieser Schrift: »An seinen lieben Vater Hans Luther zu Mansfeld« beginnt er die Grundlage seiner ganzen jetzigen Ansicht voraufzustellen: „Und daß ich damit anfahe, will ich Euch nicht bergen, daß Euer Sohn nun so weit gekommen ist, daß er nun deß ganz gewiß ist, daß nichts heiliger, nichts fürnehmer, nichts geistlicher zu halten sei, denn das Gebot und Wort Gottes.“

Mit rührender Pietät fährt er fort: „Es geht jetzt fast in das 16. Jahr meiner Möncherei, darein ich mich ohne Euer Wissen und Willen begeben. Dennoch zuletzt habt Ihr gewichen und Euren Willen Gott heim gegeben, aber dennoch nicht weggelegt Eure Furcht und Sorge um mich. Denn ich denke noch allzuwohl, da es wieder unter uns gut war und da ich Euch sagte, daß ich mit erschrecklicher Erscheinung vom Himmel gerufen wäre; und gleich daselbst sagtet Ihr: »Gott gebe, daß es nicht Betrug und teuflisch Gespenst sei.« Das Wort, gleich als hätte es Gott durch Euren Mund geredet, durchdrang und senkte sich bald in den Grund meiner Seele. Aber ich verstopfete und versperrte mein Herz soviel ich konnte, wider Euch und Eure Worte. Dazu redet Ihr noch ein ander Wort, daß ich mein Lebenlang kaum von einem Menschen

ein Wort gehört habe, das kräftiger mir eingegangen und behaftet; denn dieß waren Eure Worte: »Ei, hast Du nicht auch gehört, daß man Eltern soll gehorsam sein?« — Eigentlich war mein Gelübde nicht eine Schlehe werth, denn ich zog mich damit aus dem Willen und der Gewalt der Eltern, die mir von Gott geboten war. Nun wohlan! Wollt Ihr mich noch aus der Möncherei reißen? Denn Ihr seid ja noch Vater, so bin ich Sohn, und alle Gelübde sind gewiß nichts! Aber damit Ihr nicht dürft rühmen, ist Euch Gott zuvorgekommen, und hat mich selbst herausgenommen; denn was thut's dazu, ob ich Kappe oder Platten trage oder ablege? Mein Gewissen ist frei und erlöset, das denn die höchste und größte vollkommene Freiheit ist. Darum bin ich nun ein Mönch, und doch nicht Mönch, und eine neue Creatur, nicht des Pabstes, sondern Christi. Der mich aus der Möncherei genommen, hat mehr Recht über mich als Euer Recht ist; derselbe hat mich gesetzt nicht in losen, erdichteten, gleißnerischen Gottesdienst der Möncherei, sondern in einen wahrhaften Gottesdienst, dem weichen soll der Eltern Gewalt."

So sprach Luther in dieser Vorrede den Grundgedanken aus, daß ein Gelübde nichtig sei, wenn es höhere Pflichten und Gebote Gottes verletze.

Darauf fortbauend, untersuchte er in der Schrift selbst, was wahrhafte Gelübde seien und was unechte? Als unechte werden solche bezeichnet, die nicht in Gottes Wort begründet sind, was auch die echten Mönche anerkannt haben. Die drei Hauptgelübde (der Ordensgeistlichen) —

sagt er — sind lauter Dichtung und Trug: der Gehorsam, statt allen Menschen dienstfertig zu sein, wird nur dem Prior geleistet; die Armuth hat eine Menge Güter und Schätze an sich gebracht, und die Keuschheit ist zum Spott worden durch menschliche Schwachheit. Die Gelübde sind ohne das Wort Gottes wider den Glauben, wider die christliche Freiheit, die Liebe und die Vernunft. Was der Vernunft, die doch schwach und blöde, zuwider ist, das muß noch vielmehr der göttlichen Wahrheit zuwider sein. Die Mönche selbst halten einige Gelübde für beweglich und dispensabel, andere für unbeweglich und indispensabel, ohne für diese Unterscheidung einen giltigen Grund anführen zu können. Daraus folgt: „So besteht dieser Beschluß, daß Klostergelübde nicht sollen und können ewig sein, darum sind alle Gelübde zeitlich und nicht ewig, darum mag man sie lassen und verändern.“

Es ist rührend zu sehen, wie sich Luther nun erst als Familienglied betrachtete, nachdem er die unnatürlichen Bande zerrissen hatte, die ihn bis dahin fern davon gehalten hatten. Das ist eben der Fluch des Cölibatgesetzes jenes herrschsüchtigen Pabstes Gregors VII., und das ist der faule Fleck aller Möncherei und Ordensgelübde, daß dadurch die heiligsten Bande der Natur zerrissen, alles Familienleben zerstört wird, und der Pabst sich den unbedingten Gehorsam einer Armee von Priestern in fremden Staaten sichert, welche, indem sie von der Kanzel und im Beichtstuhle die Gewissen der Menschen beherrschen,

dort eine höhere Macht und Herrschaft begründen, als jede weltliche Regierungsgewalt jemals gewinnen kann. Wehe dem Lande, worin zahlreiche Klöster und ehelose Priester das monarchische Prinzip der Regierung tiefer untergraben, als es das tollste Demagogenthum nur immer vermag. Der ehelose Priester will herrschen im Staate durch die Gewissensbeherrschung der Familie mit einem Herzen, das weder dem Staate noch einer Familie angehört. Sein König ist ihm nichts, als der natürliche Feind seines Herrn, des Pabstes, der seit Jahrhunderten nach Alleinherrschaft strebte. Um dem Pabste zu dienen, wird er ungehorsam dem Gesetze, unter dessen Schutze er lebt, und beraubt den Monarchen der Herzen, die ihm gehuldigt haben. Mit der Aufhebung des Priestercölibats und der Auflöslichkeit der Mönchsgelübde hat jede Möglichkeit weltlicher Uebergriffe der päbstlichen Hierarchie ein Ende. Und daher war dieser Angriff Luthers auf das Cölibat und das Mönchsgelübde einer der zerstörendsten Schläge, die er nur immer gegen die weltliche Herrschsucht der Päbste führen konnte. Ohne das Priestercölibat würden auch die heutigen kirchlichen Wirren, wegen der gemischten Ehen, nicht möglich gewesen sein.

Aber noch von einer andern Seite sollte der geächtete und gebannte Luther von seiner hohen Wartburg herab dem Pabstthum einen empfindlichen Schlag beibringen. Durch zahllose Seelenmessen, welche die Gläubigen tüchtig bezahlen mußten, hatte die zahlreiche Priesterschaft die Mittel gewonnen, sich den ehelosen Stand durch ein üppiges,

schwelgerisches Leben angenehm und erträglich zu machen, und von den reichen Einkünften der Meßopfer strömten fort und fort die bedeutendsten Summen, unter den verschiedensten Benennungen und Vorwänden nach Rom. Auch diesem Mark- und Blutzapfen wollte der freie Geist, hoch aus der Region der Vögel, ein Ende machen.

Zuerst eiferte er gegen das mißbräuchliche Wesen der Privatmessen.

„Auf dem Schlosse hier," schrieb er an Spalatin, „ist ein Priesterlein, der täglich Messe hält, ich sorge, mit großem Götzendienste, wo nicht noch Schlimmeres dazu kommt. Wenn doch diese und alle Privatmessen wenigstens vermindert würden, dafern sie nicht auf einmal ganz könnten abgeschafft werden. Das Unrecht an der Messe ist, daß sie Privatmesse ist, da doch ihr Name auf Versammlung und Gemeinschaft hinweiset."

Schon hatten auf Luthers Veranlassung die aufgeklärten Augustiner in Wittenberg die Winkelmesse aufgegeben, und freudig bewegt darüber, widmete er ihnen sein »über den Mißbrauch der Messen« geschriebenes Buch.

„Man kann für keinen Andern Messe halten," heißt es dort in Beziehung auf die Todten- oder Seelenmessen. „Ein Jeglicher muß seinen Glauben zu der Verheißung haben, daß er in seinem Herzen dafür halte, es werde ihm widerfahren, wie Gott verheißen oder versprochen hat, welches keinem Andern geschehen kann. Ich kann nicht für Dich glauben, also Du auch für mich nicht."

Und wie er nun einmal das Messelesen verworfen hatte, da meinte er denn auch, in dem kindlichen Wahne seiner Zeit befangen, nur darum habe er vom Teufel so viele Anfechtungen erdulden müssen, weil er 15 Jahre lang Messe gehalten.

In diese Zeit fiel auch der Versuch des Erzbischofs Albrecht von Mainz, Luthers Abwesenheit zu benutzen, um in Halle aufs Neue den Ablaß predigen zu lassen, und den einträglichen Handel mit solchen Sündenbriefen wieder zu beginnen. Da erließ Luther an ihn einen gewaltigen Strafbrief, worin die kräftigsten Wahrheiten in der freimüthigsten Sprache vorkommen, in einem Tone, der nach Luthers sonstiger Weise und für damalige Zeiten noch für bescheiden gelten konnte.

Es heißt darin unter Anderm: „Es hat Ew. Churfürstl. Gnaden zu Halle wieder aufgerichtet den Abgott, und damit frei und öffentlich bekannt, wie alle ungeschickte Tadel durch den Tetzel geschehen, nicht sein allein, sondern des Bischofs von Mainz Muthwill gewesen. Es denkt vielleicht Ew. Churfürstl. Gnaden, ich sei nun von dem Plan, will nun für mir sicher sein und durch kaiserliche Majestät den Mönch wohl dämpfen. Das lasse ich geschehen. Aber noch soll Ew. Churfürstl. Gnaden wissen, daß ich will thun was christliche Liebe fordert, nicht angesehen auch die höllischen Pforten, schweige denn Ungelahrte, Päbste, Kardinäle und Bischöfe. — Ist derohalb an Ew. Churfürstl. Gnaden meine unterthänigste Bitte,

Ew. Churfürstl. Gnaden wollten das arme Volk unverführt und unberaubt lassen."

Sodann erinnert er ihn, welch ein „gräulich Feuer aus dem kleinen, verachteten Fünklein worden ist, da alle Welt so sicher dafür war und meinete, der einige arme Bettler wäre dem Pabst zu gering und nehme unmöglich Ding für.

„Noch hat Gott das Urtheil getroffen, dem Pabst mit all den Seinen übrig genug zu schaffen gegeben, wider und über alle Welt Meinung das Spiel dahin geführt, daß dem Pabst schwerlich wieder zu bringen ist. Wird auch täglich ärger mit ihm, daß man Gottes Werk hereingreifen mag. Derselbige Gott lebt noch, da zweifle nur Niemand an; kann auch die Kunst, daß er einem Kardinal von Mainz widerstehe, wenn auch viel Kaiser ob ihm hielten. Er hat auch sonder Lust, die hohen Cedern zu brechen und die hochmüthigen, verstockten Pharaones zu demüthigen. Ew. Churfürstl. Gnaden denken nur nicht, daß Luther todt ist. Er wird auf Gott, der den Pabst gedemüthigt hat, so frei und fröhlich pochen, und ein Spiel mit dem Kardinal von Mainz anfahen, deß sich nicht viel versehen.

„Darum sei Ew. Churfürstl. Gnaden redlich und schriftlich angesagt: wo nicht der Abgott wird abgethan, muß ich Ew. Churfürstl. Gnaden wie den Pabst öffentlich antasten und aller Welt anzeigen, welch ein Unterschied sei zwischen einem Wolf und einem Bischof. Danach mag sich Ew. Churfürstl. Gnaden wohl zu wissen und halten."

Auch benutzte er diese Gelegenheit, den Erzbischof und Churfürsten zu ermahnen, die Priesterehen nicht zu hindern. „Zum Andern," sagte er, „bitte ich Ew. Churfürstl. Gnaden, wollten sich enthalten und die Priester mit Frieden lassen, die sich, Unkeuschheit zu meiden, in den ehelichen Stand begeben haben oder wollen, nicht sie berauben das ihnen Gott gegeben hat. Was hilft doch Euch Bischöfe, daß Ihr so frech mit Gewalt fahret und die Herzen über Euch erbittert. Wisset Ihr nicht, Ihr armen Leute, daß Frevel und Tyrannei nicht mag lange bestehen? Wie eilet Ihr zu Eurem Unfall, als die Unsinnigen, der Euch selbst zu früh kommen wird! Ew. Churfürstl. Gnaden sehe darauf: wird Solches nicht abgestellt, wird ein Geschrei aus dem Evangelio sich erheben und sagen, wie fein es den Bischöfen anstünde, daß sie ihre Balken zuvor aus den Augen rissen und billig wäre, daß die Bischöfe zuerst ihre H.... von sich trieben, ehe sie fromme Ehemänner von ihren Eheweibern scheideten.

„Ich bitte, Ew. Churfürstl. Gnaden wollten sich selbst behüten, mir Gunst und Raum lassen zu schweigen. Mir ist nicht Lieb noch Lust in Ew. Churfürstl. Gnaden Schande und Unehre; aber doch, wo nicht Aufhören ist, Gott zu schänden und seine Wahrheit zu unehren, bin ich und alle Christen schuldig, an Gottes Ehre zu halten, obgleich denn alle Welt, schweige denn ein armer Kardinal, darob müßte zu Schanden werden."

Hierauf bittet er den Churfürsten, binnen 14 Tagen zu

antworten, widrigenfalls sein Büchlein »wider den Abgott zu Halle« ausgehen würde.

Was würde wohl heutiges Tages einem armen Gelehrten geschehen, der aus hohem Dachkämmerlein in diesem Tone und mit solchen Ermahnungen und Drohungen an einen weltlichen oder geistlichen Fürsten schreiben wollte? Festung oder Tollhaus wäre das Wenigste, was ihn träfe; damals aber, als es noch keine Liberalen, keine Demagogen und keine Constitutionsspielereien gab, als man Revolutionen kaum dem Namen nach kannte, da gab es eine noch höhere Macht als alle geistliche und weltliche Herrschaft — das war die der öffentlichen Meinung; und diese wendete sich dahin, wo das Licht der ewigen Wahrheit leuchtete, wo die Kraft der Wahrheit sich erhob, und mit der Macht des göttlichen Wortes alle geistliche Tyrannei und pfäffische Habsucht zu Boden geschlagen wurde. Und dieser Macht der Wahrheit beugte sich auch der mächtigste aller geistlichen und weltlichen Fürsten Deutschlands. Die Antwort, die der Churfürst von Mainz dem gebannten und geächteten Mönche zugehen ließ, der aus seinem unbekannten Verstecke so kräftige Worte — zündend wie ein Blitz des Himmels und erschütternd wie der Donner des unsichtbaren Gottes — gegen ihn geschleudert hatte, war, merkwürdig genug, ein Muster von Demuth und Unterwürfigkeit.

„Lieber Herr Doctor!“ entgegnete der mächtige Churfürst, Kardinal und Erzbischof dem Gebannten, „ich habe Euren Brief empfangen und gelesen, und zu Gnaden und allem Guten angenommen, versehe mich aber gänzlich, die

Ursache sei längst abgestellt, so Euch zum Schreiben bewegt hat. Und will mich, ob Gott will, dergestalt halten und erzeigen, als einem frommen Geistlichen und christlichen Fürsten zustehet, als weit mir Gott Gnade, Stärke und Vernunft verleihet, darum ich auch treulich bitten und bitten lassen will. Denn ich von mir selbst nichts vermag, und bekenne mich, daß ich bin nöthig der Gnade Gottes; wie ich denn ein armer sündiger Mensch bin, der sündigt und irret, leugne ich nicht. Ich weiß wohl, daß ohne Gnade Gottes nichts Gutes an mir ist, und sowohl ein unnützer st..kender K.th bin als irgend ein Anderer, wo nicht mehr. — — Brüderliche und christliche Strafe kann ich wohl leiden; hoffe, der barmherzige, gütige Gott werde hierin fürder Gnade, Stärke und Geduld verleihen, seines Willens in dem und Anderem zu leben."

Was könnte schlagender beweisen, welche gefürchtete Macht bereits Luthers Wort gewonnen hatte, zu welcher Ohnmacht dagegen die Bannflüche des Pabstes bereits herabgesunken waren, wie vollständig damals bereits der Sieg L u t h e r s ü b e r d a s P a b s t t h u m erfochten gewesen sein mußte, als diese demüthige Sprache des mächtigen Kirchenfürsten gegen die gewaltigen Strafreden, Drohworte und Ermahnungen eines vom Pabste in den Bann gethanen, vom Kaiser in die Reichsacht erklärten Mönchs, von dem Niemand wußte, wo er sich aufhielt; der unsichtbar, wie ein gewaltiges, unbeugsames Geschick, die geistige Welt regierte, dem Pabste und dem Kaiser trotzte, und Fürsten und Kardinäle wie Schulbuben behandeln durfte!

Welche ungeheuere Bewegung der Geister, welche große, erhabene, nie wiederkehrende Zeit!

Sollen wir ihre Früchte uns wieder rauben lassen?

Unter solchen Beschäftigungen übermannte den Doctor Martin Luther auf der Höhe seiner Wartburg nicht selten die Sehnsucht nach seinen Freunden. „Ach, wenn ich doch in Wittenberg wäre!“ seufzte er oft. Es war ihm so einsam geworden auf der Wartburg, daß er vor Weh und Leid sich oft nicht zu lassen wußte. Es gab so viel zu ordnen und zu berathen in der großen Angelegenheit, der er sein ganzes Leben gewidmet hatte, und schriftlich, zumal auf so weiten Umwegen, ließ es sich gar schlecht disputiren, und auf viele seiner stärksten Zuschriften blieben die Antworten aus, so daß er nicht wußte, ob sie an Ort und Stelle gelangt wären, und das beunruhigte ihn; mehr jedoch noch eine gewisse Lauheit und Furchtsamkeit, die er bei seinen Wittenberger Freunden zu bemerken glaubte. Keine Vorstellung mehr vermochte ihn auf der Wartburg zurückzuhalten. „Bin ich denn Gefangener? — rief er — daß man mich nicht einmal ausreiten lassen will, damit ich mit eigenen Augen sehe, wie sich das Licht in der Welt verbreitet, oder wo es Noth thut, mit der Macht des Wortes schlage die Feinde und Dunkelmänner, die es hemmen wollen.“

Da endlich nahm es der Schloßhauptmann auf seine eigene Kappe, daß er ihm ein Pferd gab und einen klugen und verschwiegenen Knecht zu seiner Begleitung; und nun

machte Luther als Junker Jürgen öfter Ausritte nach Eisenach, Gotha, Jena und Erfurt.

Ueberall erkannte er, wie Noth es that, daß er wieder persönlich auftrete und die zaghaften Gemüther kräftige. Seine Schriften hatten überall in ganz Thüringen und Sachsen gezündet und das Licht verbreitet; aber es fehlte der Muth und die Kraft, gegen die Anhänger des Pabstes offen die Meinung eines Mannes zu vertreten, von dem Niemand wußte, wo er sich aufhielt. Und die es thaten, gingen wieder zu weit und machten ihm dadurch neue Sorgen.

Um seine Rolle als ein fremder, unbedeutender Junker fest zu halten und sein verdecktes Spiel nicht zu verrathen, mußte er überall glimpflich auftreten und schweigen, wo er gern mit dem Schwerte des Wortes drein geschlagen hätte.

Eines Tages, als schon die Sonne im Westen sich senkte und es flammte am Himmel wie mit Purpur und Sonnengold angehaucht, und die östlichen Berggelände im warmen Abendlicht ruhten, die westlichen im tiefen Schatten dämmerten, da hielt Martin Luther auf seinem treuen Rößlein am Saume der Waldeshöhe, von welcher sich die Landstraße hinabzog in die Tiefe eines breiten, fruchtbaren Thalkessels. In der Mitte desselben ruhte still, wie ein Bild, eine mittelgroße Stadt, von deren hohen Giebeldächern der weiße abendliche Rauch kerzengrade aufstieg. Darüber hinaus ragten die hohen und spitzigen Kirchthürme empor, und gaben der von hohen bewaldeten Bergen

umgebenen Landschaft etwas abendlich Feierliches, das ganz wundersam die Seele bewegte.

Der Doctor Luther hielt an und überließ sich einige Augenblicke Gefühlen, die keine Worte beschreiben möchten.

„Herr!" unterbrach ihn endlich der Reitersmann, „es wird Abend und wir haben noch weit hinunter bis Jena. Die Nacht aber ist keines Menschen Freund, am wenigsten aber der Eurige; denn der böse Feind ist wach und der gute Engel schläft."

„Hast recht, treuer Konrad!" entgegnete Luther aus seiner Träumerei erwachend, und fing an mit den bestiefelten Beinen zu baumeln, um den etwas trägen Rothschimmel zum Weitergehen anzutreiben; „mit Sinnen und Träumen ist nichts gemacht, und darum wollen wir eilen, mit dem Worte drein zu schlagen, wo es Noth thut."

„Junker Jürgen!" ermahnte der alte Knecht, „vertrauet diesmal der Erfahrung des Alters und der scharfen Beobachtung des treuen Knechts. Daß die Päbstler und Römlinge dem berühmten und hochgelahrten Doctor Martin nachspüren und ihn spießen, braten oder hängen, oder lebendig einmauern lassen würden, so sie ihn hätten, ist gewißlich wahr, denn ich habe es von vielen verständigen Leuten gehört, die Euch wohlwollen; so Ihr aber in jeder Herberge über die Bücher herfallet statt über die Schüsseln, und Euch um die langen Degen an der Wand und um die Knebelspieße in der Ecke nicht kümmert; so Ihr nicht trinkt wie ein Junker, und flucht wie ein frommer Landsknecht, so möchten sie Euch schwerlich für den echten und

rechten Junker Jürgen halten und bald Verdacht schöpfen, daß Ihr der Rechte seid, den sie suchen."

„Wenn es des Herrn Wille wäre und der Sache helfen könnte," sprach Luther, „so würde ich mich nicht verbergen und verstecken, und wenn tausend Tode mich treffen sollten; ich hätte doch das ewige Leben um des Wortes Gottes willen, das ich verkünde. Da es aber nach seinem höchsten Willen noch nicht an der Zeit ist, hervorzutreten und offen zu reden, so mögest Du mich warnen, so ich Gefahr laufen sollte, zu verrathen, wer eigentlich in dieser junkerlichen Löwenhaut stecket."

Und mit diesen Worten setzte er sein rothgesprenkeltes Rößlein in Bewegung und ritt langsam von der Waldanhöhe hinab der fernen Stadt zu, und Meister Konrad, der treue Reitersmann, mit Wehr und Waffen wohl gerüstet, folgte ihm.

Zu derselben Zeit, oder noch etwas später gegen den Abend hin, saßen viele und mancherlei Gäste in der großen Trinkstube der dazumal viel bekannten Herberge zum Bären, außerhalb eines der Thore von Jena.

Die weiten, dämmernden Räume dieses Gemachs waren durch drei gemauerte dicke Pfeiler unterbrochen, welche das niedrige, schwere Gebälk der Decke trugen.

So tief auch die Dämmerung dort bereits herrschte, so unterschied man doch außer mehreren einzeln sitzenden Personen zwei Gruppen, die einiger Aufmerksamkeit werth waren. — Die Eine, aus drei Mönchen bestehend, deren weißwollene Dominikanerkutten sie als dem Orden an-

gehörig verrieth, der zu den unversöhnlichsten Feinden der freigeistigen Augustiner, und besonders jenes Wittenberger Mönchleins gehörte, welcher es wagte, dem Pabste und dem Kaiser, wie den Aussprüchen der Sorbonne zu Paris zu trotzen. Sie gehörten dem Orden an, welcher Spanien seine Inquisitoren, dem Kaiser seine Beichtväter, dem Pabste die Rathgeber und Häscher, und Deutschland die grausamen Ketzermeister lieferte, dem Orden, der, obwohl die Kirche kein Blut trinken darf, doch schon viele Tausend unglückliche Schlachtopfer des Glaubenswahns dem Scheiterhaufen überliefert hatte, dem Orden, der jener Zeit zugleich die Tiger und die Jesuiten ersetzte.

Zwei derselben waren bereits ältere Männer, glatt geschoren und kahlköpfig bis auf den schmalen Haarkranz, der ihre mönchische Tonsur umgab. Der Eine war eine hohe, magere, schon etwas gebeugte Gestalt, aber von stolzer, gebietender Haltung, dessen straffanliegende, gelblich gebräunte Haut und die großen, dunklen, tief unter der Stirnhöhle liegenden Augen graue, buschige Brauen überschatteten. Dabei verrieth ein römisch=edles Profil eben sowohl seine höhere Bedeutung im Orden, als auch seine italienische oder wallonische Abkunft. Der Andere, eine kleinere, rundbäuchige, vollwangige, echt behagliche Mönchsfigur, mit kleinen, fast zugeschwollenen Augen, die aber listig funkelten, war gegen jenen so submiß und immer einstimmend in dessen Meinungsäußerung, daß man leicht auf ein sehr untergeordnetes Verhältniß desselben gegen den Andern schließen durfte. Der Dritte war eine schöne,

schlanke Jugendgestalt, dessen edlen Gesichtsformen mit den großen dunklen Augen man allerdings auch die italienische Abstammung ansehen konnte; indeß lag doch viel deutsche Gemüthstiefe in seinen sinnenden Blicken, und bei der befangenen Zurückhaltung, womit er sprach, verrieth sich das Schwärmerische, Leidende seiner Seele aus der etwas dunkeln Farbenlosigkeit seiner Wangen, und einem gewissen still-begeisterten und doch irren und unklaren Ausdruck seiner Blicke.

Ihre Unterredung führten sie mit gedämpfter Stimme lateinisch, theils weil es die Sprache der Gelehrten und Mönche war, theils auch wohl, um von einer andern Gesellschaft, die mehr den verschiedenen bürgerlichen Ständen anzugehören schien, nicht verstanden zu werden.

Diese Männer saßen um einen schweren Eichentisch unter den schmalen, tief durch die Mauer gehenden Fensteröffnungen des Gemachs, durch welche einzelne Streiflichter auf ihre zum Theil grotesken, breitschultrigen und oft bärtigen Gestalten fiel. Diese Gruppe, die in ihrem ganzen Wesen viel derbe Gemüthlichkeit verrieth, hatte große hölzerne Schleifkannen mit schäumendem Merseburger Bier vor sich stehen. Während des lebhaften Disputirens wurde daraus mancher lange Zug gethan, der mit sichtlichem Behagen nie enden zu wollen schien.

„Er lebt.“ — „Er lebt nicht.“ — „Er ist frei.“ — „Er ist gefangen!“ — hörte man durcheinander reden.

„Die Achtserklärung des Kaisers gilt,“ schrie ein dünnleibiger Schneider; „denn der Kaiser ist unser Ober-

herr!" — „Sie gilt nicht," entgegnete mit einem donnernden Faustschlage auf die Eichentafel ein alter Vorsteher der Bäckerzunft, vollwangig und dickbäuchig, mit weißem, eingepuderten Gesicht und Haar, — „so habe ich mir von einem gelahrten Doctor der Rechte sagen lassen; denn die Stände des Reichs haben sie nicht genehmigt." — „Aber er ist vom Pabst in den Bann gethan und als Ketzer und Irrlehrer verflucht!" schrie der spindeldürre Schneider, und stützte sich mit beiden Händen, vorgebeugt und langhalsig auf den Tisch. — „Daß der Teufe Dich durch ein Nadelöhr jage, verdammter Ziegenbock!" schrie ihn ein kirchrother Fleischermeister mit grauen, glotzenden Augen an; „die Bannbulle ist hier nicht angeschlagen, und so hat sie für Jena keine Kraft." — „Streitet doch nicht um des Kaisers Bart, ehe Ihr ihn beim Schopf habt!" lachte ein dünnleibiger Weber mit eingedrückter Brust, von einem hektischen Husten unterbrochen; „der Doctor Martin Luther — he — der Teufelsbraten und Hexenmeister, vor welchem Kaiser und Reich Nasen und Mäuler aufgesperrt haben, ist verschwunden — ist todt. Der Pabst hat Zauberer darum befragt, seinen Aufenthalt zu erforschen, und Mönche und italische Banditen sollen aller Herren Länder durchziehen, um ihn aufzusuchen und todt und lebendig an das nächste Ketzergericht abzuliefern."

„Ob etwas daran ist an seiner Entführung, oder ob sie es den Päbstlichen nur aus Haß nachreden?" fragte ein bedachtsamer Bürger, der bis dahin ruhig sein

Krüglein getrunken und kein Wort zu all dem Gerede und Gekläff gesagt hatte.

Da wendete sich gegen ihn ein freundlicher Mann im rothen Mantel mit hohem Spitzhute, Kinn- und Knebelbart, Spitzenkragen und Gnadenkette über dem schwarzen Sammtrock, der bis dahin wenig bemerkt, in der Nähe dieser Gesellschaft gesessen hatte, und aufstehend sprach er mit bescheidener Würde: „So Ihr es mir vergönnt, liebe Herren und Meister, daß ich auch mein Wort drein gebe, kann ich Euch sagen, wie mir am Freitage vor Pfingsten für gewiß berichtet worden, daß man Martin Luther so verrätherisch gefangen hätte: denn da ihm des Kaisers Karol Herold mit dem kaiserlichen Geleit war zugegeben, dem ward vertraut; aber sobald ihn der Herold brachte bei Eisenach in ein unfreundlich Ort, sagte er, er bedürfe sein nicht mehr und ritt von ihm. Alsbald waren 10 Pferde da, die führten verrätherlich den verkauften, frommen, mit dem heiligen Geiste erleuchteten Mann hinweg, der da war ein Nachfolger des wahren christlichen Glaubens, und lebt er noch, oder haben sie ihn gemördert, das ich nicht weiß, so hat er das gelitten um der christlichen Wahrheit willen, und um daß er gestraft hat das unchristliche Pabstthum, das da strebt wider Christus Freilassung mit seiner großen Beschwerung, das unser Blut und Schweiß also beraubt und ausgezogen, und so schändlich vom müßiggehenden Volk der Pfaffen lästerlich verzehret wird."

Der treuherzige Redner, der in seinem Wesen viel reichsstädtische Biederkeit und geniale Begeisterung hatte,

war einige Male durch den Ausruf: „Schändlich! — Entsetzlich!“ unterbrochen.

„Das ist mir aber noch absonderlich das Schwerste bei Luthers Gefangennehmung,“ fuhr er fort, „daß uns Gott vielleicht noch unter der blinden und falschen Lehre des Pabstes will lassen bleiben, die durch die Menschen, die sie Kirchenväter nennen, erdicht und aufgesetzt ist, dadurch uns das göttliche Wort an viel Enden fälschlich ausgelegt wird, oder für gar nichts gehalten.“

„Herr, wer seid Ihr, daß Ihr so schön redet!“ rief einer der Bürger, seine Hand ergreifend. „Ja, saget an, wer Ihr seid,“ schrien Andere, „damit wir wissen, was wir von Eurem Worte zu halten haben.“

„So das Wort nicht für sich überzeugend redet,“ entgegnete der Fremde, „so wird es der Name allein nicht thun; darum aber lasset uns für ihn beten, lieben Meister und Freunde! Für diesen Mann, der da klarer geschrieben hat, denn Keiner seit 140 Jahren gelebt, dem du einen solchen evangelischen Geist gegeben hast, bitten wir dich, o himmlischer Vater, daß du deinen heiligen Geist wiederum Einem gebest, der da deine heilige christliche Kirche allenthalben wieder versammele, auf daß wir allein und christlich wieder leben, daß aus unsern guten Werken alle Ungläubigen, als: Türken, Heiden, Calacuten, zu uns selbst begehren und christlichen Glauben annehmen.“

„Aber Herr!“ fuhr er mit frommen, begeisterten Blicken fort, „du willst, ehe du richtest, wie dein Sohn Jesus Christus von den Priestern sterben muß und vom

Tode erstehen, und darnach gen Himmel fahren, daß es auch also gleichförmig ergehet seinem Nachfolger Martino Luthero, den der Pabst mit seinem Gelde, verräthlich, wider Gott um sein Leben bringt, den wirst du erquicken; und wie du darnach, mein Herr, verhängst, daß Jerusalem zerstört ward, also wirst du auch diese eigene, angenommene Gewalt des römischen Stuhls zerstören. Ach Herr, gieb uns darnach das neugezierte Jerusalem, das vom Himmel herabsteigt, davon Apokalypsis schreibt, das heilig-klare Evangelium, das nicht mit menschlicher Lehre verdunkelt sei. Darum sehe ein Jeder, der da Martin Luthers Bücher liest, wie seine Lehre so klar und durchsichtig ist, so er das heilige Evangelium führt; darum sind sie in großen Ehren zu halten und nicht zu verbrennen, es wäre denn, daß man seine Widerpart, die allezeit der Wahrheit widerfochten, ins Feuer würfe mit allen ihren Opinionen, die aus Menschen Götter machen wollen."

Und da diese Rede von den Bürgern mit frommer Aufregung angehört wurde, fuhr er fort mit einer von Wehmuth fast erstickten Stimme: „O Gott, ist Luther todt, wer wird uns hinfort das heilige Evangelium so klar fürtragen! Ach Gott, was hätte er uns noch in 10 oder 20 Jahren schreiben mögen! O, Ihr alle frommen Christenmenschen, helft mir fleißig beweinen diesen gottgeistigen Menschen und ihn bitten, daß er uns einen andern erleuchteten Mann sende. Siehe, was vermag der Ungerechten Tyrannei, der Weltlichen Gewalt, die Macht der Finsterniß? O Erasme von Rotterdam, wo willst

du bleiben? Höre, du Ritter Christi, reit' hervor neben den Herrn Christus, beschütz' die Wahrheit, erlange die Märtyrerkrone! Aber wo wird er bleiben? Luther ist todt! — Luther ist von den Päbstlichen gemördert! — Beweinet ihn — er ist todt!"

Ein tiefes Schweigen folgte dieser Rede. Der Fremde hüllte sich in seinen Mantel und ging hinaus. Nach wenigen Minuten sah man ihn, von mehreren Dienern begleitet, vorüberreiten, und der feiste Wirth trat an den Tisch der Bürger und sprach: „Wißt Ihr, Meister, wer das war? Der Herr hat große Ehren gebracht über mein Haus; es war ein hochberühmter Nürnberger Maler, der nach den Niederlanden ziehet."

„Sein Name?" riefen Mehrere ungeduldig.

„Albrecht Dürer."*)

„Albrecht Dürer? Gott segne ihn, den frommen Maler!" riefen die Bürger, setzten sich wieder auf ihre Bänke, tranken schweigend aus ihren Krügen, und manche Thräne eines deutschen Biedermannes fiel in den starken deutschen Gerstentrank. Sie waren so bewegt die braven Bürger von Jena, daß sie nicht Worte hatten für ihre fromme, wehmuthsvolle Trauer um den großen Luther,

---

*) Diese ganze Klage um Luthers Verlust ist wörtlich aus Albrecht Dürers Tagebuch über seine Reise in die Niederlande genommen, und diese absichtslose Herzensergießung eines Nichttheologen beweiset, wie tief damals schon Luthers Werth und Bedeutung in das deutsche Gemüth und Volksleben eingedrungen war. D. V.

dessen Werth und Bedeutung sie nie so erkannt gehabt hatten, als jetzt aus der Rede des frommen, berühmten Meisters der edlen Malerkunst.

Aber es war noch Einer unter den Anwesenden, der noch tiefer von diesen herrlichen, gemüthreichen Worten und frommen Gefühlen durchdrungen war.

Dieser war der jüngere unter den drei Dominikanermönchen, der in der Mitte der beiden ältern Patres am Pfeilertischchen saß.

Der dickleibige und vollwangige Wirth, in seinem schwerfälligen Phlegma, hatte sie mit einer besondern Devotion bedient, soviel verriethen auf den ersten Blick die silbernen Prunkgefäße von reicher getriebener Arbeit, worin er ihnen den alten Rheinwein credenzt hatte, dessen Arom ihre nächsten Umgebungen mit köstlichem, belebendem Duft erfüllte; allein ihre Stimmung war zu ernst, um für heute daran Genuß finden zu können. Nur der kleine runde Dominikaner mit dem vollwangigen, fast jovialen Antlitz that bisweilen einen Desperationszug aus dem Becher, um eine gewisse Aengstlichkeit über die Stimmung und Aeußerung der Bürger herabzuspielen in den immer durstigen Schlund. Der ältere, hagere Mönch, mit dem stolzen strengen Wesen, sah aus, als hätte er gern mit Feuer und Schwert drein geschlagen, doch schien es ihm nicht gerathen, dergleichen jetzt zu wagen. Dagegen hatte diese Scene auf den jüngern der Mönche einen so begeisternden, so exaltirenden Eindruck gemacht, daß er Mühe hatte, unter

dem gewohnten Drucke der Obedienz die bewegteste Aufregung aller seiner Seelenkräfte zu verbergen.

Jetzt erst, nachdem eine Pause eingetreten war, begann der lange Dominikaner sich gegen den jungen Mönch auszusprechen über den wichtigen Gegenstand seiner Mission, die ihn, wie sich bald zeigen sollte, weither von Cöln in diese Gegend geführt hatte.

Ein langbärtiger, breitschultriger Junker mit der Eisenhaube, im eisernen Brustharnische über dem Ledergoller, schlaffhängende Reiterstiefel mit großen Sporen und Stulpen, den langen Raufdegen mit großem Stichblatte im Wehrgehänge tragend, und in der Eisenfaust den kurzen, mit Nägeln am Schafte beschlagenen Knebelspieß, der so eben eingetreten war und sich hinter einen Weinkrug auf die Ofenbank niedergelassen hatte, wurde von den Mönchen kaum beachtet. Der lange Dominikaner warf ihm einen verächtlichen Blick über die Achseln zu, und da er sah, daß es nichts weiter war, als ein dummer Landjunker, wie er meinte, der kein Wort Lateinisch verstehe, so setzte er, unbekümmert um diesen Zeugen, seine lateinisch begonnene Rede fort.

„Siehe," sprach er, gegen den jungen Mönch gewendet, „so hast Du das Vertrauen des heiligen Vaters und der Kirche getäuscht, daß Du, anstatt gehorsam Deinen Obern, den gebannten und verfluchten Erzketzer aufzusuchen und zu verfolgen, mit schändlichem Mißbrauche der päbstlichen Breven und meiner Empfehlungsschreiben,

in die Frauenklöster dringest und dort die unschuldigen Seelenschäflein verführest."

„Hochwürdiger Pater Ketzermeister!" rief der junge Mönch entrüstet.

„Nun, nun," entgegnete Jener mit ironischem Lächeln, „wir meinen es hier nicht fleischlich, sondern geistig, durch Ausbreitung der verdammten Lehre Luthers; indeß wollen wir es nicht untersuchen, wie weit Du in Amoribus vorgeschritten sein magst; thut auch gar nichts zur Sache, denn kleine Carnalia können vergeben werden, nicht aber die schweren Spiritualia, deren Du Dich schuldig gemacht. Daß Du für Letztere als abtrünniger, ungehorsamer Mönch die Strafe des Einmauerns, als heilloser Ketzer aber die des Scheiterhaufens vollkommen verdient hast, wird Dir nicht fremd geblieben sein, da Du die Statuten unsers Ordens kennest. Um desto größer ist die Huld und Gnade Seiner Heiligkeit, wenn er Dir aus höchster Machtvollkommenheit des Statthalters Christi für diese Verbrechen Dispens ertheilt, und dem reumüthig Zurückkehrenden den Gnadenschooß der heiligen Kirche öffnet. Und nicht genug, Dir damit den Weg des Heils wieder aufgeschlossen zu haben, hat Dich der Pabst aus persönlichen hohen Rücksichten zu den höchsten Würden zu befördern geruhet. Ich habe daher Auftrag, Dir zu verkünden, daß Dich das heilige Consistorium, noch unbekannt mit Deinem Verbrechen, bei der letzten Creation zum Kardinal erhoben hat."

„Zum Kardinal?" rief der junge Mönch außer sich.

„Ja, Ew. Eminenz,“ sprach der lange braune Mönch aufstehend, mit einer so seltsam schauerlichen Devotion, daß man kaum wußte, ob es ein grimmiger Ernst oder eine höhnende, ungeheure Ironie damit war. „Aber — fuhr er fort — damit versteht es sich von selbst, daß Du sogleich mit uns nach Rom zurückkehrest und Dich dem heiligen Vater zu Füßen werfest; des Abschwörens Deiner Irrthümer bedarf es nicht, da solche Deine Sünden von Seiner Heiligkeit ignorirt, und durch die Gnade der Kirche eo ipso getilgt worden. Gott sei mit Dir.“

„Zum Kardinal creirt?“ rief der junge Mann ganz außer sich und schlug die Hände über den Kopf zusammen. „Du scherzest wohl, hochwürdiger Vater!“

„Hast Du jemals gehört, daß der Ketzermeister Hochstraaten gescherzt hat?“ fragte dieser mit einer höhnenden Ueberhebung. „Oder meinst Du, daß, um mit einem Abtrünnigen Scherz zu treiben, ein Mann von meiner Bedeutung in der Kirche die weite Reise von Cöln hierher machen würde, um Dich aufzusuchen und mit Lügen zu unterhalten?“

„Wenn Du Ernst machst, Hochwürdigster!“ rief der junge Dominikaner aus, mit dem Blicke des Entsetzens, „so gilt es einen Scheiterhaufen zu errichten. Eingeweihet in die Grundsätze unsers Ordens, weiß ich, daß man in majorem Dei gloriam List gebrauchen dürfe, wo mit Gewalt nichts zu erreichen steht. Du selbst hast mir den Köder der Creation zum Kardinal hingeworfen, damit ich anbeiße und wie ein Fisch an der Angel zappelnd, in den

Kerker der Inquisition gesperrt werde. — Oh! so dumm bin ich nicht; bedenke, daß ich ein schlechter Zögling der Dominikaner sein würde, ließe ich mich durch solche Verspiegelung, die nur ein Wahnsinniger glauben könnte, ins Netz locken."

„Wohl gesprochen, Eminenz!" rief der kleinere der Mönche mit heiserem Lachen und that einen großen Zug aus dem Weinbecher; „für das Wohl des neuen Kardinals — wie er mit einer seltsam quirlichen Verneigung hinzufügte — geredet, wie es einem klugen Bruder des heiligen Dominikus geziemt, und mit einer Sagacität und Schlauheit gezweifelt, die ihn würdig macht, die höchsten Ehren und Würden der Kirche zu empfangen. Ha — Du wärest nicht der erste Nepot des Pabstes aus dem Hause Medici, der den heiligen Stuhl bestiegen und den Fischerring nebst der dreifachen Krone des Pontificats empfangen hätte. — Darum aber mußt Du mit nach Rom, Bruder Dominice! — he, he — da trinkt man den ächten Falerner des Vater Horaz und die feurigen Lacrymä Christi von der Höhe des monte Vesuvio!"

Der junge Mönch war wie sinnverworren. Er wußte nicht, ob er wache oder träume, wahnsinnig sei oder seines Verstandes mächtig. In dieser Stimmung faßte er nur einzelne Gedanken aus dem großen Phantasiestücke auf, das man ihm vorgehalten hatte.

„Aus dem Hause Medici?" rief er im Tone des Ungläubigen.

„Ja," sprach der Ketzermeister Hochstraaten — der war

der hohe Mönch — mit langsamer Betonung und ernstem Nachdruck; „denn Du bist Kind der Liebe einer Colonna und einer der nächsten Nepoten des Pabstes, und dieser ist, wie Du weißt, ein Medici; auf sein Verlangen hat Dich der jetzt regierende Herzog dieses Hauses als Sohn adoptirt — hier lege ich Dir Ungläubigen die Adoptionsurkunde vor.“

Damit zog auf seinen Wink der kleinere Mönch zwei mit Siegeln behangene Pergamentrollen aus der spitzen Kappe seines Ordensgewandes und rollte die eine auf vor den Blicken des bis an die Grenzen des Wahnsinns erstaunten jungen Mönchs; „und hier —“ indem er die andere Urkunde aufrollte . . . . . .

„Das päbstliche Breve,“ unterbrach ihn der Ketzermeister mit Bedeutung und Würde, „welches Deine Creation zum Kardinal enthält. — Wirst Du nun glauben und den heiligen Willen des Pabstes verehren?“ Damit hielt er dem jungen Mönche das päbstliche Schreiben zum Küssen vor die Lippen.

„Gestattet mir wenigstens einige Tage Bedenkzeit,“ bat der Betroffene. „Soll ich würdig das Geschenk empfangen, so dürfen weltliche Vortheile mich nicht blenden. Ihr wißt und scheltet mich darüber, daß mein Geist vom Lutherthum befangen und angesteckt ist; so muß ich doch wenigstens mit mir selbst darüber zu Rathe gehen und sehen, ob und wie ich es von mir abthun möchte und könnte. So ich es aber nicht kann, werden alle die ho-

hen Würden und Vocationen mich nicht locken; das sei Euch zuvor gesagt."

„Woran hängst Du denn noch mit Deinem Aberwitz, Unglücklicher!" sprach der Ketzermeister. „Der, an dem Du hangest, ist gefangen und, wo nicht getödtet, doch in der Gewalt des Pabstes und so festgesetzt, daß er den Hahn nicht wieder krähen hören wird. Luther ist todt, sage ich Dir, und seine Irrlehre hat der Wind verweht."

„Luther ist nicht todt und seine Lehre wird ewiglich bestehen, denn sie stammt von Gott," sprach der bis dahin unbeachtet gebliebene Junker aufstehend, und schien, wie ein zürnender Gott, nicht übel Lust zu haben, den frevelnden Predigermönchen tüchtig den Text zu lesen.

„Was ist das?" fragte Hochstraaten, ihn starr anblickend, befremdet von der Stimme, die ihm bekannt zu sein schien. „Wer seid Ihr, der sich hier so unberufen einmischt und eine Sprache der Gelehrten und Mönche versteht, die Euch Kriegsleuten sonst fremd zu sein pflegt."

„Herr, die Rosse schlagen sich im Stalle!" rief ein alter Reitersmann, besorglich hinzutretend und den Junker ängstlich am Aermel zupfend.

„Dir aber," fuhr dieser, unbekümmert darum und ohne des Dominikaners Frage zu beantworten, fort: „sage ich, laß Dich nicht irren durch höllisches Blendwerk; der Teufel bedient sich allerlei Gestalt, um unschuldige Seelen zu verlocken. Erinnere Dich, wie er den Herrn auf die Tempelzinne von Zion geführt und gesprochen: siehe hier alle Reiche der Welt, sie sollen Dein sein, so Du mich

anbetest; aber der Herr und Weltheiland sprach: Apage Satanas! — hebe dich, Versucher! — und das Blendwerk verschwand."

„Wer bist Du?" donnerte Hochstraaten ihn noch einmal an.

„Du kennst mich und ich kenne Dich; Du bist der Teufel."

„Herr, die Pferde im Stalle," rief der Knecht mit steigender Unruhe, bemüht, ihn am Aermel fortzuziehen; „sie schlagen sich einander todt!"

„Sogleich," entgegnete der Junker und wendete sich noch einmal zu dem jungen Mönch, den er sogleich erkannt hatte: „Laß Dich mit Lügen nicht bewirthen, Guideon; und ehe Du Dich entscheidest, lies mit Aufmerksamkeit des Doctor Luthers Schrift von der Ungültigkeit der kirchlichen Gelübde, und glaube nicht, daß Dein Mönchsrock Dich hindern wird, Deinem Herzen zu genügen. Du wirst mich verstanden haben — in Wittenberg sehen wir uns wieder."

Damit ging der Junker rasch zur Thür hinaus und Hochstraaten rief erstaunt: „War das nicht Martinus Luther — so war es der Teufel!"

Der junge Dominikus aber sprach erbleichend in sich hinein: „Ja bei Gott, das war Martinus Luther — ich habe seine Schrift gelesen und könnte meine Gelübde lösen — den sendet mir der Herr zur Hilfe, daß ich mich nicht blenden lasse vom höllischen Glanz — — o Gott! o Hedwig!"

Träumerisch sank er auf den hölzernen Schemel zurück, ohne zu wagen, den wunderlichsüßen Gedanken, der ihn in diesem Augenblicke durchschwirrte, weiter auszudenken.

Wenige Minuten später ritt aber auch schon Martin Luther mit dem treuen Knechte unter dem Fenster vorüber. Denn denen in Jena war nicht allzu viel zu trauen.

„Da reitet er hin!“ rief Hochstraaten der andern Trinkgesellschaft zu.

„Wer?“

„Der Gebannte, der Ketzer, der Geächtete, Doctor Martin Luther!“ rief Jener. „Im Namen der Kirche und des Pabstes, Ihr gewappneten Männer, verfolgt den Verfluchten!“

„Luther? Luther!“ schrieen die Bürger durcheinander aufspringend. „Wo ist er? Wo ist er? Daß wir seine Hände küssen! Bei ihm ist das Licht, bei ihm die Wahrheit. Ihr aber, Henkersknechte, hebet Euch hinweg, wenn Ihr nicht geschlagen sein wollt.“

„Ich bin keiner der Ihrigen mehr!“ schrie Guideon, wild aufspringend, in das Getümmel hinein, und während die beiden andern Mönche, von der tobenden Menge gedrängt, zur Thür hinausstürzten, zerriß er von oben bis unten sein weißes Gewand und erschien in dem schwarztuchenen Studentenrock mit geschlitzten und gepufften Aermeln, wie es damals Sitte war — in der Kleidung, die er sich in den Tagen seines Zweifelns heimlich angeschafft hatte und unter seinem Mönchsrocke trug.

„Hiermit zerreiße ich,“ rief er dabei, „das letzte Band

des Gehorsams gegen den Orden, entsage dem Pabstthum, fluche der Irrlehre der Päbste und Concilien, verachte ihre Kardinals= und Fürstenhüte als Lockungen des Teufels und weihe mich dem Lichte des Evangeliums und der heiligen Schrift. Amen!"

Die Bürger umringten ihn und nahmen den Neubekehrten in ihren Schutz. Das that aber auch Noth, denn beim Rathe zu Jena hatte der Pabst noch vielen Anhang. Hochstraaten und sein Gefährte hatten glücklich das Dominikanerkloster erreicht. Und von hier aus veranstalteten sie sogleich, daß die Bannbulle gegen Luther und das kaiserliche Edict, wodurch er in die Acht erklärt war, an die Kirchthüren angeschlagen wurde. Fanatische Banden rotteten sich bald zusammen und Häscher des Raths durchzogen die Stadt, um den abtrünnigen Mönch zu suchen, und andere bewaffnete Ausreiter wurden vom Rathe aus den Thoren der Stadt geschickt, um auf Luther zu fahnden; während dessen Schriften auf dem Markte verbrannt wurden. Die Aufregung darüber in Jena war ungeheuer. Parteien bildeten sich für und wider und das Toben der Menge währte die ganze Nacht.

Indeß hatten die klugen und verständigen Beschützer des jungen abtrünnigen Mönchs diesen in der Dunkelheit der Nacht aus einem Ausfallpförtlein durch die Stadtmauer in Sicherheit gebracht, und am folgenden Tage, mit Reisegeld versehen, wanderte der junge Mann — der sich von jetzt an, zum erstenmale in seinem Leben, frei, begeistert und glücklich fühlte — durch den schönen Wald,

der die umgebenden Höhen bekränzte, in der Richtung nach Wittenberg hin.

Einige Tage später saß Luther in seiner hochgelegenen Zelle im Ritterhause auf der Wartburg. Er war sehr mißmüthig von seiner Reise zurückgekehrt und arbeitete an der Uebersetzung des neuen Testamentes, die fast vollendet vor ihm lag. Da legte er die Feder nieder und gedachte sehnsuchtsvoll seiner Freunde in Wittenberg, und es war ihm sehr schmerzlich, daß er auf mehrere wichtige Briefe keine Antwort empfangen hatte, und unwillkürlich seufzte er halb laut auf: „Ach, wer zu Wittenberg wäre!"

Und im Winkel des Gemachs regte es sich zwischen den alten Folianten, wovon der kleinere der Pagen, ein blondgelocktes, rothwangiges Büblein, in aller Stille ein Stübchen um sich her erbaut hatte, und mit dem Engelstimmchen, das Luther so gern hören mochte, antwortete er kindlich dreist: „Ei Herr, so ziehet hin nach Wittenberg; es ist Gottes Stimme, die Euch ruft."

„Du sagst es," entgegnete Luther freundlich; „aber Kinder und Narren reden die Wahrheit, und darum werde ich thun, wie Du sagest."

Nun eilte der Knabe hinunter zum Schloßherrn und dann in den Stall zu dem alten Ausreiter, um zu verkünden, was der gelehrte und schwermüthige Junker Georg so eben gesprochen. Beide aber entgegneten nichts, schüttelten die Köpfe und zuckten die Achseln. Als aber Luther darüber mit dem Schloßhauptmann sprach, entgegnete die-

ser: „Herr, Ihr seid nicht Gefangener auf der Wartburg, und wenn Gott ruft, muß menschliche Stimme schweigen.“

Zur Reise war der gelehrte Junker mit seinen wenigen und einfachen Bedürfnissen bald gerüstet, und schon am folgenden Tage — es war winterlich kalt, schon gegen Ende Novembers — trat Martin Luther in derselben ritterlichen Verkleidung, mit lang gewachsenem Bart und ungeschorenem Haupthaar, seine Reise nach Wittenberg an. Abermals war jener alte Ausreiter sein treuer und verschwiegener Geleitsmann. Dort aber, in der lebhaften Universitätsstadt Wittenberg war bald darauf eine stille, aber große Herzensfreude. In dem Hause des Stadtpredigers Nicolaus von Amsdorf war der theure, verehrte Gast eingekehrt. Von einem Vertrauten zum andern ging die Kunde: „Doctor Martinus ist da.“ Der blasse, geistreiche Philippus Melanchthon war der Erste, der ihn in die Arme schloß. Beide Freunde hatten Thränen in den Augen. Am Abend zu Tische sammelten sich die andern Freunde, die der redliche Amsdorf im Stillen eingeladen hatte, um den seltsam verwandelten Luther, den erst Niemand kannte mit dem Bart und Ritterwams. Hier drückte ihm Justus Jonas die Hand, da erinnerte ihn Hieronymus Schurf an den Reichstag zu Worms, da sprach der gelehrte Johann Dolz von der Nothwendigkeit, das Messelesen im ganzen Lande abzuschaffen; dagegen erklärte der wackere Johann Bayer, Professor und Bürgermeister zu Wittenberg: „Der Churfürst, unser gnädiger Herr, ist allezeit bereit, wie es einem christlichen Fürsten

geziemt, das zu fördern, was dem heiligen Glauben zur Stärke und dem göttlichen Worte zur Ehre gereicht; doch solle man sich vor Uebereilungen hüten, und warten, bis auch Andere die Wahrheit erkennen, damit die Veränderung desto nachdrücklicher vor sich gehe."

„Das ist schon der Fall!" rief ein kleiner lebhafter Mann mit braunem, gefurchtem Antlitz, der in diesem Augenblicke mehr hereingestürzt als geschritten kam. „Bei Gott, es geht Alles zu langsam!" schrie er mit seiner heisern, krächzenden Stimme; „gleichwie unser Herr und Heiland die Wechsler und Zöllner mit der Geißel aus dem Tempel gejagt, so wollen auch wir die Tempel reinigen von allen Pfaffen, Meßgewändern und Bildern, und dazu wolle Gott uns helfen! — Aber wo ist unser Doctor Martinus — wo ist Martin Luther — unser großer Kämpfer für das Licht und die Wahrheit?"

Mit dieser Frage sich umdrehend wie ein Quirl, stand der kleine Doctor Carlstadt vor dem großen Reformator, ohne ihn zu kennen. Erst als Luther ihn anredete: „Die Sache ist wohl gut, aber das Eilen ist zu schnell;" rief er, die Arme ausbreitend, in lateinischer Sprache: „Bist Du es, Held von Jericho? O, sei willkommen unter den Philistern; schlag' drein mit dem Eselskinnbacken, damit Alles besser werde!"

Doch Luther suchte ihn mit ernster Ermahnung zu beruhigen, und Carlstadt versprach, nicht vorschnell zu handeln, wenn man ihn nicht zur Gegenwehr zwingen werde.

Es wurde über diesen Gegenstand noch viel geredet;

da setzten sich die Freunde des Lichts zusammen um den Tisch und die silbernen Becher mit Wein gingen von Hand zu Hand.

Es kam die Rede auf Priester-Cölibat und Gelübde, und Carlstadt erklärte, daß er heirathen werde trotz seiner priesterlichen Weihen, und fragte Luther, was er davon halte.

„Es ist besser heirathen als Brunst leiden," entgegnete dieser in der kräftigen Weise seiner Tischgespräche, die für jene Zeiten nichts Unziemliches hatte.

„Ei, wer sagt Euch denn," rief Carlstadt, „daß ich es darum thue? Meine Braut heißt Anna von Mochau, ist eines Edelmannes Tochter, ein feines, zierliches Mägdlein; aber ich will verdammt sein, wenn ich in sie verliebt bin und es nicht thue aus Trotz gegen den Pabst und zum Umsturz des unnatürlichen Cölibatgesetzes der Päbste. Und damit es wie ein Wetter dreinfahre — seht hier diese Druckschrift, die ich in alle Welt versendet habe; wodurch ich alle Fürsten und Herren zu meiner Hochzeit einlade, und erkläre: Bin ich erst damit im Reinen, so will ich alle Pfaffen, groß und klein, mit Worten und mit der That vornehmen und angreifen, wenn sie wollten Köchinnen halten und doch nicht in ehelichen Stand treten."

„Es wäre besser, Du thätest solches aus innerem Beruf," entgegnete Luther, „und um der Liebe willen, als aus Trotz und geistlichem Hochmuth, was zu keinem guten Ziel und Ende führt."

„Wenn sie aber uns trotzen mit ihrer Tyrannei!" entgegnete Carlstadt lebhaft. „Da haben zwei Pfarrer hier

in der Gegend, die sich zur Wittenberger Schule halten, der Jacob Seidler auf der Glashütte und Pastor Bernhardi von Kemberg, sich von den Pflichten des Cölibats losgesprochen und in den Stand der Ehe begeben — aber was geschah von römischer Tyrannei? sie wurden vom Erzbischof von Mainz und Magdeburg zur Verantwortung gezogen, und erklärten laut, die Päbste und Synoden hätten nie das Recht gehabt, die Kirche mit einer Satzung zu beschweren, die Leib und Seele gefährde. Seidler, der im Gebiet des Herzogs Georg wohnte, wurde der geistlichen Gewalt ausgeliefert und starb im Gefängnisse — das ist doch bei Gott arg genug!"

„Um so schöner ist es," entgegnete der Bürgermeister Johann Bayer, „von unserm gnädigsten Churfürsten und Herrn, daß er den andern, den Pfarrer Bernhardi, auszuliefern verweigert hat, mit den Worten: »Ich will mich nicht zum Schergen dieses Erzbischofs von Magdeburg gebrauchen lassen.«"

„Wenn alle Fürsten so antworteten," bemerkte Luther, „würde das Cölibat bald untergehen."

„Aber was sagt unser Doctor Martinus," rief Carlstadt feurig dazwischen, „zu den neuen Ablaßkrämereien in Halle, die dort noch immer ungescheut getrieben werden. Dazu schweigen, heißt den Frevel billigen; Ihr habt aber darüber geschwiegen, wie über die Verhandlungen wegen Abschaffung der Privatmessen. O Luther, großer Luther, bist Du eingeschlafen auf Deinem Pathmos?"

„Und habe ich nicht geredet und geschrieben?" rief

Luther; „seid Ihr so fremd in meinen Schriften, daß Euch die wider den Abgott in Halle und über den Unfug der Messen fremd geblieben?“

„Welche Schrift? welche Schrift?“ fragten Alle; und bei näherer Umfrage zeigte es sich, daß der gute, besorgte Spalatin diese und mehrere andere in den stärksten Ausdrücken abgefaßten Briefe und Schriften Luthers zurückbehalten hatte, anstatt sie zum Druck zu befördern. Da entbrannte er im edelsten Zorn, erhob sich vom Tisch und schrieb sogleich an Spalatin, dem er in ehrerbietigen Ausdrücken, doch im Tone der tiefsten Kränkung Vorwürfe darüber machte, daß er aus Menschenfurcht die göttliche Wahrheit unterdrücke.

„Ich habe an Dich,“ schrieb er, „nebst Briefen, Schriften geschickt von Gelübden, Messen und gegen den Mainzer Tyrannen; welches Alles, wie ich hoffte, sollt' eingehändigt werden denen, für die es gehörte; nun aber, da ich es ganz anders finde, muß ich mir allerhand Gedanken machen. Denn ich fürchte, sie möchten entweder auf dem Wege aufgefangen oder sonst durch den Boten verloren gegangen sein. So ich aber wüßte, daß sie an Dich gelangt sein und bei Dir gefangen liegen, würde mich jetzt nichts in der Welt mehr verdrießen, da ich dabei besonders beabsichtigt habe, daß es sobald als möglich herauskäme. Wenn Du es nun bei Dir hast, so mach', daß Du Deiner Bescheidenheit und Klugheit, um welcher willen Du mir verdächtig bist, ein Ziel setzest, denn wider den Strom kannst Du bei mir nicht rudern. Ich will, daß

herausgegeben werde, was ich geschrieben habe, wo nicht in Wittenberg, doch sonst. Sind aber die Exemplare verloren oder hast Du sie zurückbehalten, so wird mein Geist erbittert werden, daß ich im Verlauf der Zeit mich nur viel heftiger hierüber herauslasse. Denn wer todte Papiere vertilgt, kann darum den Geist nicht dämpfen."

Und dann zeigte er ihm an, daß er nach Wittenberg gekommen sei und unter den süßesten Ergötzlichkeiten mit seinen Freunden diesen einzigen Wermuth gefunden habe, nämlich, daß Keiner von den Büchern oder Brieflein etwas gesehen oder gehört habe.

„Du wirst selbst urtheilen," schloß er, „wie schmerzlich wehe mir dies gethan hat. Es gefällt mir Alles sehr wohl, was ich sehe und höre. Der Herr stärke den Geist derer, die uns wohl wollen. Das Weitere ein ander Mal. Dem durchlauchtigsten Fürsten empfiehl mich. Vor ihm wolle meine Reise nach Wittenberg geheim halten; aus welchen Gründen, wirst Du selbst einsehen. Lebe wohl! — Wittenberg, bei meinem Philippus, in Amsdorfs Hause."

Dadurch, daß er sich ausgesprochen hatte, mehr beruhigt, kehrte er zu der Gesellschaft zurück und hörte mit steigendem Antheil die verschiedenen Nachrichten von der großen Ausbreitung seiner Lehre und der Ohnmacht seiner Feinde.

Da erzählte der Eine, das Wormser Edict sei zwar überall in Deutschland verbreitet und der Pabst habe den

Bischöfen bei Strafe des Bannes geboten, Keinen zu absolviren, der der Lehre Luthers anhänge; allein das Edict habe gerade die entgegengesetzte Wirkung gehabt, die man beabsichtigt, und Luther überall Freunde statt Feinde gewonnen.

„Ja, das ist wahr!“ rief Nicolaus Schurf; „der Kaiser Carolus, der jetzt Deutschland verlassen, glaubte selbst so wenig an die Kraft und Wirkung seiner Achtserklärung und der päbstlichen Bannbulle, daß man ihm das ironische Lächeln angesehen, wenn er bei so einem Feuer, worin man ihm zu Ehren Luthers Schriften verbrannt hat, vorüber geritten ist. — Denn nirgend in Deutschland, als wo der Kaiser persönlich gegenwärtig gewesen, hat man solches so leicht gewagt.“

„Auch hat ja der gelehrte Zasius in die Welt hinein geschrieben und es drucken lassen,“ bemerkte Amsdorf: »je mehr man Luthers Lehre einschränkt, desto mehr breitet sie sich aus«, und selbst in Freiberg, wo doch die päbstliche Partei die mächtigste war, hat es der Churfürst von Mainz nicht gewagt, den Minoriten die Erlaubniß zu geben, gegen Luthers Lehre zu predigen.“

„Und was hat das nichtige Censuredict geholfen?“ jubelte der fromme, begeisterte Justus Jonas; „sind nicht eine Menge Flugschriften seitdem gegen den Pabst und dessen Anhang erschienen? Hat nicht der herrliche, freigeistige Ulrich von Hutten es gewagt, mit seines Namens Unterschrift geradezu den Nuntius des Pabstes, jenen elenden Aleander, den feilen Verfasser des Wormser Edicts,

anzugreifen? »Glaubst Du denn,« fragte er ihn in jener weitverbreiteten Schrift, »mit einem einzigen Edictchen, das Du einem jungen Fürsten listig abgepreßt, Religion und Freiheit zu unterdrücken? — gleich, als vermöchte ein kaiserlicher Befehl etwas gegen das unwandelbare Wort Gottes?«"

„Auf der andern Seite," ergänzte der treffliche Philipp Melanchthon mit seiner sanften, herzgewinnenden Stimme, „hat das hier in Wittenberg angebrochene Licht der evangelischen Wahrheit seine göttlichen Strahlen über mehrere Städte Sachsens verbreitet und ist selbst in die entferntesten Länder gedrungen. Wie herrlich hat sich Zwickau hervorgethan, wo der treffliche Gelehrte Friedericus Mycomius (Mekum) und Nicolaus Hausmann wirken? — Und Freiburg, Halberstadt und vorzüglich Erfurt — welche herrliche, kühne Männer haben dort die Bahn gebrochen!"

„Zu Erfurt die beiden berühmten Professoren Erban Hesse und Joachim Camerarius," ergänzte Luther mit stiller Begeisterung; „o, ich kenne und liebe diese Träger des Lichts und der evangelischen Wahrheit!"

„Auch Euridicus Codrus!" rief der ehrenfeste Hieronymus Schurf, „und die gelehrten Franziskaner Dr. Joh. Culsamer, Aegidius Mechler und Konrad Kling."

„Selbst einige von den Predigermönchen, was mich Wunder nimmt," ergänzte Luther; „die Patres Zeltner, Anton Musa und Johann Rötelstein, und die Augustiner Nicolaus Fabri und Andere sind auf unserer Seite."

So wurden noch Viele genannt, die aufgestanden waren, das neue Licht zu verbreiten, selbst in den Orden, die dem Pabstthume am eifrigsten anhingen, und viele Städte in Baiern — namentlich Nördlingen, wo der Rath einen evangelischen Prediger von Luther begehrt hatte — in Böhmen, in Pommern, in Friesland, in Dänemark, am Rhein, besonders zu Straßburg, in den Niederlanden, namentlich zu Antwerpen, in Brügge und Bremen und an andern Orten, war durch ausgezeichnete Männer der Geist des Evangeliums erwacht und das Ansehn des Pabstes gesunken.

„Ja wahrlich, Gott hat Großes gethan durch geringe Werkzeuge!" rief Luther aus; „und" fügte er mit liebenswürdiger Bescheidenheit hinzu, indem er seinem Freunde Philipp Melanchthon über Tisch die Hand reichte, „das verdankt die Welt nächst Gott besonders Deinen Schriften, lieber Philippus, die ich darum auch lieber auf dem Platze sehe, als die meinen. Ich bin dazu geboren, daß ich mit den Rotten und Teufeln muß kriegen und zu Felde liegen; darum meine Schriften viel stürmisch und kriegerisch sind; ich muß die Klötze und Stämme ausreuten, Dornen und Hecken weghauen, die Pfützen ausfüllen und biedergrobe Mahldrechte der Bahn brechen und zurichten. Du aber, Philippus, fährst fein säuberlich und still daher, hauest und pflanzest, säest und begießest mit Lust, nachdem Gott Dir seine Gaben reichlich gegeben hat.

„Soll ich aber einen Fehler haben," fuhr er fort, „so ist es mir lieber, daß ich zu hart rede und die Wahrheit

zu heftig herausstoße, als daß ich irgend einmal heuchle und die Wahrheit inne behielte."

„Und denselben Fehler tadelst Du an mir!" rief Carlstadt voll Feuer; „darum sage ich immer, es geht Alles zu langsam; es muß alles Pabstthum überstürzt werden, wenn das neue Licht glänzen soll."

„Du aber übertreibst es," sprach Luther, „und schadest der guten Sache mehr als daß Du nützest. Darum lobe ich die Schriften unseres sanftmüthigen Philippi. — O! welch ein Schatz sollt' es aller Welt gewesen sein vor zwanzig Jahren, wo man ein solches Büchlein hätte haben mögen, als Dein neuestes Werk: »der Entwurf der evangelischen Glaubenslehre«; dieses Buch, das bei den Gelehrten großen Ruf gewinnen wird, denn die Universitäten können es als trefflichen Leitfaden bei den Vorlesungen über Glaubenslehre benutzen." *)

Melanchthon dankte mit Bescheidenheit für das hohe Lob, das nicht ihm gebühre, sondern Gott, dessen geringes Werkzeug er sei, und brachte die Rede auf die Uebersetzung

*) Bekanntlich war dieses Werk, das von eben so großer Gelehrsamkeit als ächt religiösem Sinn und geschmackvoller Darstellungsgabe Melanchthons zeugt, und selbst bei den Gegnern Luthers die ehrenvollste Anerkennung gefunden hatte, die Frucht seiner verschiedenen Vorlesungen über den Brief Pauli an die Römer. Es enthielt die in demselben liegenden Hauptsätze der christlichen Lehre in logischer Ordnung. Luther stellte es fast der heiligen Schrift gleich, und in Wahrheit enthielt diese Schrift die wissenschaftliche Begründung seiner eignen Lehre und erwarb dieser viele Anhänger unter den Gelehrten jener Zeit.

des neuen Testamentes, womit Luther in der Stille seiner hohen Wohnung, in der Region der Vögel — wie er sich ausdrückte — beschäftigt war.

„Ich habe," sprach Luther, „von Johann Lange vernommen, daß dieser berühmte Gelehrte gleichfalls Willens sei, das neue Testament zu übersetzen, und habe ihn in diesem Vorsatz bestärkt. Wollte Gott, es hätte jede Stadt einen Dolmetsch für dieses Buch, und es befände sich in Aller Mund, Hand, Augen, Ohren und Herzen! — Indeß will ich fortfahren, die Bibel zu übersetzen, wiewohl ich damit eine Arbeit übernommen habe, die über meine Kräfte geht. Ich finde nun, was übersetzen heißt und warum es bis jetzt noch von Niemand unternommen worden ist, der se-nen Namen dazu gesetzt hätte. Das alte Testament aber werde ich nicht anrühren können, wenn Ihr nicht dabei seid und mit helft. Ja, wenn ich bei Euch etwa ein heimliches Zimmer haben könnte, wollte ich gleich wieder kommen und mit Eurer Hilfe das Ganze vom Anfang an übertragen, daß es eine Uebersetzung würde, welche von Christen gelesen zu werden verdiente; denn ich hoffe, wir würden unserm Deutschland eine bessere Uebersetzung geben, als die Lateiner haben. Es ist ein großes Werk und würdig, daß wir Alle daran arbeiten, wie es denn allgemein sein und zur allgemeinen Wohlfahrt gereichen soll."

Alle erboten sich lebhaft, Luther aufzunehmen, und baten ihn, sogleich hier zu bleiben. Er aber entgegnete mit Wehmuth: „Noch ist es zu früh. Ich sehe ja auch,

die Sache kann ohne mich wohl bestehen. Nie ist ja unsere Universität so blühend gewesen, so zahlreich besucht von Schülern aus aller Herren Ländern. — Gott gebe ferner seinen Segen," schloß er, „ich kehre wehmuthsvoll aber auch voll Hoffnung zurück in meine hohe Wüstung, und so ich wieder unter Euch trete, wird es, so Gott will, nicht anders sein, als mit der deutschen Bibel in der Hand. Amen!"

Achtes Hauptstück.

Die tolle Zeit in Wittenberg und Luthers Rückkehr von der Wartburg.

„Bewahre uns der Himmel vor unsern Freunden; mit unsern Feinden wollen wir wohl fertig werden."

Aufregung in Wittenberg. — Guideons Predigt gegen Klostergelübde und Cölibat. — Dreizehn Augustiner verlassen das Kloster. — Carlstadt und die Sectirer. — Vertreibung der Messepriester vom Altar. — Die Gemeinde erhebt sich gegen den Rath. — Zurückhaltendes Benehmen des Churfürsten. — Carlstadt führt einen neuen Ritus bei Ertheilung des Abendmahls ein. — Die Propheten aus Zwickau. — Bilderstürmerei. — Sonstiger Unsinn. — Luthers Meinung darüber. — Seine Rückkehr. — Scene im schwarzen Bären zu Jena. — Rückkehr nach Wittenberg. — Er beruhigt die erhitzten Gemüther. — Seine Bibelübersetzung.

Wittenberg war in Aufregung. Auf dem Marktplatz standen die Studenten zu Hunderten. Alles in lebhaftem Durcheinanderreden. Andere Hunderte strömten hinzu aus

den Hörsälen. „Habt Ihr den neuen Prediger des Evangeliums schon gehört?“ fragten die Aufgeregtesten. „Wo? wo?“ schrieen Andere. — „In der Klosterkirche der Augustiner, wo unser Doctor Martinus zuerst aufgetreten war.“ — „O, wäre er noch hier!“ — „Er ist hier gewesen, wie man sagt.“ — „Ja, ja, Brüder, in Amsdorfs Hause — als Rittersmann — ich habe ihn selbst gesehen!“ — „Ich auch, ich auch, mit langem Bart und Raufdegen!“ — „Was für Zeiten? Was müssen wir erleben?“ — „Und in Zwickau und andern Orten sind neue Propheten aufgestanden, die das Wort predigen aus unmittelbarer Eingebung Gottes.“ — „Nicht möglich!“ — „Aber wahr!“ — „Und unser Doctor Carlstadt ist ganz des Teufels vor Tollheit gegen das Pabstthum.“ — „Des Teufels? Nein, von Gott begeistert — er will Alles niederreißen — die Bilder stürmen, die Priester von den Altären jagen!“ — „Ho ho, wir sind auch dabei!“ — „Prächtigen Scandal muß das geben — und zur Ehre Gottes das!“ — „Horcht! die Kirchenglocke der Augustiner!“ — „Fort, fort, daß wir noch einen Platz bekommen!“

Und damit stürmten sie fort, die so durcheinander geredet hatten. Es war ein Haufe Studenten und junger Bürger. Die kleine Augustinerkirche war so überfüllt mit Menschen aus allen Ständen, daß das Eindrängen dieser aufgeregten Rotte einige Störungen veranlaßte. Andere stiegen auf Leitern an den Kirchenfenstern hinan und vor den aufgesperrten Thüren stand die Menge, so weit man

die Stimme des Predigers von der Kanzel nur hören konnte. Nachdem der erste durch die Bewegung des Zudrängens unvermeidliche Tumult gestillt war, wurde es wieder ruhig und bald so still, daß selbst den Entferntesten kein Wort entging. Welche herrliche, sonore Stimme! Welche Kraft der Wahrheit und Ueberzeugung; jedes Wort ein zündender Blitz; jeder Ton der Stimme ein erschütternder Donner. Und die ihn sehen konnten, den begeisterten Prediger im schwarzen, einfachen Talar, erstaunten über seine Schönheit und Jugend, über das große, dunkle Auge, welches von Begeisterung glühte.

Wir dürfen nicht zweifeln; es war Guideon, der, nachdem er die Fesseln des Pabstthums und Mönchswesens abgeschüttelt hatte, wie das so geht, von einem Aeußersten auf das andere übergesprungen war. Daß er Alles übertrieb und sich von Carlstadt und andern Exaltirten hatte hinreißen lassen, alle Mönchsgelübde nicht blos, wie Luther selbst, für auflöslich, sondern geradezu für sündlich zu erklären, war eine jener Folgen aller geistigen Aufregung, die nie ausbleiben, wo es noch Geister giebt, die ohne innere Klarheit und Ruhe vom Gefühl sich fortreißen lassen. — Es war eine hinreißende, Alles überstürzende Beredtsamkeit, womit dieser junge Exdominikaner das ganze Mönchswesen angriff, und es nicht allein für erlaubt, sondern auch für nothwendig, für die heiligste Pflicht sogar erklärte, sich von allen Mönchsgelübden loszusagen. „In der Kutte kann man nicht selig werden — rief er — denn die Mönchsgelübde sind gegen Gottes Gebot. Zu

Christi Zeiten hat es keine Mönche gegeben. Ist es Bestimmung des Menschen, Nichts zu thun, als den Bauch zu pflegen und gedankenlose Gebetformeln zu plärren? Nein, arbeiten soll der Mensch, im Schweiße seines Angesichts sein Brot essen; so ist es Gottes Gebot, seitdem er nach dem Sündenfalle Adam und Eva aus dem Paradiese vertreiben ließ durch den Engel mit dem feurigen Schwerte; die Mönche aber sind die gegen den Willen Gottes in das Paradies ihres Klosters zurückgekehrten Sünder, harrend dort auf dem Faulbettlein, daß ihnen die gebratenen Tauben ins Maul fliegen. — Ihre Gelübde sind überall zur Lüge geworden. Die angelobte Armuth verkehrt sich bei ihnen in Reichthum und Schwelgerei; der Gehorsam, den sie allein Gott und den Gesetzen schuldig sind, wird von geistlichen Obern gefordert, um die weltliche Herrschaft der Päbste zu fördern, und die Keuschheit gelobt haben, schwelgen in heimlichen Ausschweifungen, halten sich Concubinen und beflecken den Beichtstuhl. — O, pfui über die Heuchler und dreifachen Sünder, die den Deckmantel der Religion gebrauchen, um der Faulheit und Ueppigkeit zu fröhnen. Und selbst die im frommen Wahn den Leib kasteien mit Fasten und Enthaltsamkeit, sie irren sehr, indem sie wähnen, daß sie damit einen Gott wohlgefälligen Wandel führen. Was nützen sie der Welt damit? — nicht so viel, als ich hier vom Nagel blase. Sind sie Menschen, die Gott geschaffen hat nach seinem Ebenbilde — Menschen mit Leib und Seele begabt, die höher streben sollen, den Geist zu bil-

den, das Herz zu veredeln, die Welt aufzuklären, Gott ähnlich zu werden? — Nein, Murmelthiere sind die Mönche und Klosterbrüder, gedankenlos an ihren Tatzen saugend im dämischen Geisterschlafe. Die Mönche erfüllen entweder ihre Bestimmung und dann sind sie staatsgefährlich; denn sie sind die heimlichen Soldaten des Pabstes und einer herrschsüchtigen Clerisei, welche die Herrschaft der Kirche im Staate, die Obermacht des geistlichen Staats im weltlichen begründen helfen wollen; — oder sie erfüllen die Absicht der fanatischen Stifter der Mönchsorden nicht, und dann sind die Mönche unnütze Schwämme, die sich vollsaugen vom Mark des Volks. Die Güter der Klöster können nützlicher verwendet werden auf Volksschulen und höhere Bildungsanstalten. Wo aber auch Mönche verschiedener Orden, besonders die emsigen Benedictiner, sich einschleichen mögen, unter dem Vorwand, die Jugendbildung übernehmen zu wollen, wo scheinheilige Nonnen Töchterschulen und Pensionate anlegen, oder graue Schwestern sich der Krankenpflege unterziehen; da könnt Ihr immer gewiß sein, daß für die spärliche Aussaat des Guten die böse Frucht des Mysticismus und falscher Frömmelei geerntet wird. Es sind gefährliche Aerzte, die den Leib heilen und bilden und die Seele verderben. In der Bibel, diesem ächten Worte Gottes, steht kein Wort von Mönchen und Nonnen, von Ordensgelübden und dem behaglich beschaulichen Leben jener geistlichen Müßiggänger. Gott reinige und bewahre die Christenheit vor diesen summenden Schmeißfliegen, die nicht sind wie die fleißigen

Bienen der andern Menschen, die Wachs und Honig sammeln und eintragen; sondern Gewürm erzeugen im faulenden Fleisch der Menschheit. Und was ist das Streben aller dieser Orden? Die Dominikaner wollen Könige und Fürsten als Beichtväter beherrschen, und sind Mörder durch Scheiterhaufen und Kerkerleiden an denen, die der geistlichen Herrschaft widerstreben und menschlichen Satzungen nicht Glauben schenken können. — Die Franziskaner senden Bettelmönche im Reiche umher u. s. w."

Darauf kam er auf das Priestercölibat und sprach: „Den Ehestand aber hat Gott eingesetzt. Es ist eine Heiligung der großen Bestimmung der Natur. Es ist die einzige moralische und gesetzliche Form der Fortpflanzung des Menschengeschlechts. Ohne die Ehe würde die Menschheit aussterben oder verwildern. Kein Staat, keine gesetzliche Ordnung wäre möglich ohne Familienbande. Die Familie ist das erste Glied in der großen Kette der Staaten, welche die Völker umschlingt und die Menschheit verbindet. Den Ehestand hindern heißt Anarchie predigen, und das Cölibatgesetz ist ein Mord an der werdenden Menschheit. Es ist wahr, Keuschheit ziert den Menschen und heiligt den Priester, denn sie ist das Erzeugniß der höchsten sittlichen Würde; aber den Begriff hat man mißverstanden. Die Umarmung der angetrauten keuschen Gattin bleibt Keuschheit, denn sie bleibt sittlich und mit Gottes ewigen Gesetzen vereinbar, Unkeuschheit aber ist immer Unsittlichkeit. — Und wiederum ist es Wahn, daß der ehelose Seelsorger, dessen Herz an keinem Herzen schlägt,

dessen Brust nie an eines liebenden Weibes Brust geruht, der Versöhner und Mittler im Familienleben sein könne. Wer kein Familienglück empfunden hat, wie kann der die zartesten Saiten menschlichen Herzens verstehen, die dort nur anklingen? — Darum sage ich Euch: das Verbot der Priesterehe ist eine der stärksten Versündigungen gegen die Natur, gegen die Gottheit und gegen die gesammte Menschheit, die jemals das Pabstthum, um seiner Herrschsucht zu fröhnen, begangen hat. Mögen daher Priester und Mönche, die das Heil ihrer Seelen fördern und Gott wohlgefällig leben wollen, jene heillosen Klöster verlassen, in das bürgerliche Leben zurückkehren, jene tyrannischen Bande einer starren Hierarchie lösen und sich mit der Menschheit wieder befreunden und mit Gott versöhnen, indem sie sich in den Stand der Ehe begeben und, von Familienbanden umschlungen, aus nutzlosen Faullenzern fleißige Bürger, aus fremden Tyrannenknechten nützliche Mitglieder eines Staates werden, unter dessen Schirm und Schutz sie fortan beglückter und beglückender leben werden, als bisher in ihren öden, trostlosen Klostermauern!"

Unbeschreiblich war die Wirkung dieser Predigt auf alle Gemüther. Im Chor der Augustinermönche war die meiste Bewegung. Sie standen Alle auf einmal auf und es entstand ein lebhaftes Durcheinanderreden.

„Mönche, löset die gottlosen Gelübde — werdet Christen!" riefen mehrere Stimmen.

„Werdet Bürger; wir nehmen Euch mit offnen Armen auf!" riefen Andere.

„Nehmt Weiber und werdet Familienväter; wir geben Euch unsere Töchter und redliche Mitgift!“ schrieen Andere.

Da rief ein Mönch vom hohen Chor herab: „Wir werden thun, was uns Gott geboten. Unserer dreizehn entsagen dem Klostergelübde; wollt Ihr uns aufnehmen und herbergen, bis wir selbst unser Brot verdienen können?“

„Wir wollen, wir wollen!“ schrie es von allen Seiten; „steigt herab und kommt in unsere Arme.“

Und das eiserne Gitterthor des hohen Chores öffnete sich und dreizehn Augustinermönche stiegen herab, zerrissen, zum Zeichen ihres Austritts aus dem Orden, ihre schwarzen Mönchskutten und warfen sich in die Arme der Bürger. Wer von diesen einen der abtrünnigen Augustinermönche in sein Haus einführen konnte, fühlte sich hoch geehrt und beglückt. Aber schon der folgende Tag ergab, daß sie nicht gewillt waren, von den Bürgern sich ernähren zu lassen. Der eine von ihnen, Bruder Urbanus, ein blühend schöner und kräftiger junger Mann, der in frühern Verhältnissen das Tischlerhandwerk gelernt hatte, bat um das Bürgerrecht, wurde ein wackerer Meister der Tischlerzunft und verheirathete sich mit der schönen Anna, der sechzehnjährigen Tochter seines freundlichen Wirths. Andere wieder halfen sich als Lehrer der Jugend durch das Leben oder wurden christlich-evangelische Prediger in andern Gemeinden. Nach Jahresfrist waren fast Alle verheirathet und bildeten eben so viel glückliche Familien, als sie früher einsame, freudenlose Mönche gewesen waren.

Schon am folgenden Tage betrat Carlstadt die Kanzel.

Der Zulauf war wo möglich noch größer. Er predigte drei Tage hinter einander, nur noch viel wilder und wüthender gegen das Mönchsthum, die Gelübde und erzwungene Ehelosigkeit. Aber er ging noch weiter. Er dehnte Luthers Grundsätze gegen das Sacrament der Messe noch mehr aus, als dieser jemals beabsichtigt haben konnte. Nicht blos die Anbetung des Meßopfers, sondern auch die demselben zum Grunde liegende mystische Idee eines Gott dargebrachten Opfers erklärte er für heidnisch; die sogenannte Privatmesse, wohin alle Seelenmessen für Einzelne gehören, erklärte er für sündhaft und behauptete, die Priester müßten zur Kirche hinausgejagt werden, die sich solcher Sünde theilhaftig machten.

Die Sensation dieser Predigten war so ungeheuer, daß der Prior des Augustinerklosters, um noch größeres Unheil zu vermeiden, die Privatseelenmessen einstellen ließ. Diese Nachgiebigkeit wirkte noch stärker in der Stadt und Universität. Nun erklärte Carlstadt jede Messe, auch die öffentlich gesungene, für verdammlich, und als dennoch der Stadtprediger es wagte, am 31. December (1521) in der Pfarrkirche eine öffentliche Messe singen zu lassen, war Alles in der wildesten Aufregung auf dem Marktplatz, Studenten und Bürger durcheinander. Der kleine schwarzbraune Doctor Carlstadt, auf einem Ecksteine stehend, schrie mit durchdringender Stimme gegen den Baalsdienst des heidnischen Meßopfers so laut, daß die Stimme oft überschlug und fast krächzend wurde. Aber es gelang ihm leicht, die ohnehin erregte Menge so zu erhitzen, daß im

tollsten Fanatismus ein Haufe Studenten und junger Bürger durcheinander in die Kirche stürzte und mit langen gezückten Messern, die sie unter den Mänteln getragen hatten, die messesingenden Priester vom Altar und die Gemeinde aus der Kirche jagten.

Dieser ungeheuere Frevel weckte endlich den Magistrat der Stadt aus seiner behaglichen Ruhe. Augenblicklich sammelten sich die Rathsmänner und Bürgermeister auf dem Rathhause und sandten Stadtsöldner und Häscher aus, die Kirchenschänder zu verhaften. Das gelang auch noch an demselben Abend, denn Keiner von den jungen Leuten, die nach ihrer Meinung als Glaubenshelden gehandelt hatten, wollte sich dem Märtyrerthum entziehen.

Unter den Verhafteten befand sich Guideon. Er war einer der Ueberspanntesten für die neue Lehre, welche Carlstadt gepredigt hatte, gewesen. — Mit dem menschlichen Geiste ist es wie mit den Wellen des Meeres: einmal bewegt, schlagen sie lange hin und zurück, bis sie endlich Beruhigung finden.

Kaum hatte man aber die ärgsten Schreier gegen das Messelesen und die tollsten Frevler an dem Frieden der Kirche in das Stadtgefängniß gebracht, um ihnen den Prozeß zu machen, so rotteten sich ihre Freunde und Gleichgesinnte zusammen, rückten vor das Rathhaus und verlangten mit tobendem Geschrei die Freilassung ihrer Freunde, oder es solle in Wittenberg kein Stein auf dem andern bleiben.

Zu ihnen gesellten sich auch Viele der Verständigen

in der Gemeinde und von den Zünften, die, wenn sie auch den Unfug nicht billigten, doch zur Ehre Wittenbergs nicht wollten, daß irgend Jemand des Glaubens wegen verfolgt werde. Die Freiheit der Meinung hielten sie für das höchste Gut, das ihnen Luther im Lichte der Zeit errungen habe. Doch bald nahm dieser Auflauf unter Mitwirkung der Zünfte die Gestalt einer ordentlichen Berathung an. Die Gemeinde versammelte sich immer zahlreicher und bildete einen Ring auf dem Marktplatze; den erhitzten Wortführern wurde Ruhe geboten, die Ueberspannten wurden zur gesetzlichen Ordnung verwiesen und Besonnene traten auf, tadelten in den stärksten Ausdrücken die vorgefallenen Excesse, beschlossen aber, zum Schutz der Meinungs= und Lehrfreiheit die Freilassung der jungen Frevler zu fordern. Sie ernannten sogenannte Ambasaden (Abgeordnete), welche sich in die inzwischen zusammengetretene Rathsversammlung begab und dem Rathe, als Beschluß der Gemeinde, Artikel vorlegte, in welchen die Loslassung der Gefangenen gefordert wurde.

Unter diesen Umständen blieb dem Rathe der Stadt nichts Anderes übrig, als nachzugeben, und Guideon mit seinen gleichgesinnten Genossen erhielt die Freiheit wieder.

Die Aufregung blieb aber nach wie vor. Die jungen Brauseköpfe glaubten einen Sieg errungen zu haben und rühmten sich dessen öffentlich. Ihr Haß war gegen alle Mönche gerichtet, besonders gegen die Bettelmönche, die sie eine Landplage — das Ungeziefer Aegyptens nannten. — Das Barfüßerkloster mußte Nachts mit Wache umgeben

werden. Von den Kapuzinern durfte sich selbst am Tage Keiner auf die Straße wagen.

Der Churfürst, an den die Sache zur Entscheidung gebracht wurde, wagte nach seiner vorsichtigen Weise nicht selbstständig einzugreifen. Ehe er sich für oder wider die Neuerer entschied, wollte er erst die Meinung von sachverständigen und urtheilsfähigen Personen hören. Deshalb ließ er zuerst einen Convent der Augustiner aus den Provinzen Meißen und Thüringen nach Wittenberg zusammenberufen. Aber die ehrwürdigen Väter waren der Meinung Luthers. Seine Sache erklärten sie für die ihrige. Carlstadt und Guideon — der unter dem Namen des Bruder Gabriel aufgetreten war — waren nach ihrer Meinung zu weit gegangen. Die Klostergelübde erklärten sie keineswegs für sündlich; aber sie wollten sie auch nicht mehr für bindend halten. „Alle Kreatur — hieß es in ihrer Erklärung — ist dem Worte Gottes unterworfen und braucht sich nicht mit menschlichen Satzungen beschweren zu lassen; Jedermann steht es frei, das Kloster zu verlassen oder darin zu bleiben. Wer da geht, muß nur die Freiheit nicht nach dem Gelüste des Fleisches mißbrauchen; wer es vorzieht, zu bleiben, möge auch die Kutte behalten und seinen Obern aus Liebe Gehorsam leisten." — Zugleich entschlossen sie sich, nicht mehr zu betteln und die Votivseelenmessen für Geld abzuschaffen.

Auch die Universität war von dem Churfürsten aufgefordert, ihr Gutachten darüber abzugeben. Man überwies die Berathung dieses Gegenstandes einer Commission, deren

bedeutendstes Mitglied Philipp Melanchthon war. Diese entschied sich, in Luthers Geiste, für die Abschaffung der Messe nicht blos in Wittenberg, sondern auch im ganzen Lande, es möge daraus entstehen was da wolle. Als aber dieser Beschluß dem Plenum der Universitätscorporation vorgelegt wurde, so trug die Mehrheit Bedenken, denselben zu genehmigen. Man wich einer entscheidenden Erklärung aus, mit der Entschuldigung: sie seien viel zu geringe, um die Kirche reformiren zu dürfen. — Hier fehlte offenbar Luthers energischer Geist; denn die zu viel forderten, konnten auch das Mindere nicht erreichen, und schadeten durch ihre Ueberspannung mehr, als die Gemäßigten wieder gutmachen konnten.

Unter diesen Umständen war auch der Churfürst nicht weiter zu bringen.

„Wenn schon die Universität zu Wittenberg — erklärte er — sich nicht vereinigen kann, wie ungleich würde die Welt über jede Aenderung urtheilen! Möge man von der Sache lesen, predigen und disputiren nach Belieben, aber indeß bei dem alten Gebrauche bleiben.“

So war mit der gesicherten Lehr- und Meinungsfreiheit, bei völliger Freiheit der Presse, schon viel gewonnen für die Sache des Lichts, und der spätere Erfolg zeigt, daß bei völliger Freiheit sich auszusprechen am Ende die gesunde Vernunft siegt.

Zwar genügte diese Erklärung den erhitzten Gemüthern keinesweges. Dem fürstlichen Befehle zum Trotze erklärte Carlstadt öffentlich, er werde zum Feste der Beschneidung

Christi die Messe nach einem neuen Ritus feiern und das Abendmahl genau nach den Einsetzungsworten Christi austheilen. Schon früher, im October, hatte er eine stille Abendmahlsfeier, jedoch im engern Kreise und genau nach dem Vorbilde Christi, mit zwölf Theilnehmern gehalten. Da es aber schien, als würde man ihm Hindernisse in den Weg legen, so wartete er nicht bis auf den vorgeschriebenen Tag. Schon am Christtage des Jahrs 1521 predigte er in der Pfarrkirche von der Nothwendigkeit, das Sacrament in beiderlei Gestalt zu empfangen. Sodann trat er vor den Altar und sprach die Messe, jedoch ohne die Worte des katholischen Ritus, die sich auf die Idee des Opfers beziehen, sowie ohne die Ceremonie der Erhebung der Monstranz. Darauf theilte er zuerst das Brot, dann den Wein, den der katholische Priester für Alle genießt, an die Mitglieder der Gemeinde aus mit den Worten: »Das ist der Kelch meines Blutes des neuen und ewigen Testaments.«

Obgleich dieses nicht der Ritus war, den später Luther einführte, so wagte doch Niemand zu widersprechen. Guideon war einer der Ersten, der das Abendmahl nach dieser neuen Weise empfing und sich dadurch erhoben und gereinigt fühlte, und Carlstadt wiederholte diese Feier schon am Neujahrstage, den Sonntag darauf, und später öfter. Fast sonntäglich erschien er auf der Kanzel, predigte auch Freitags, um seinen Lehren Eingang zu verschaffen.

Da es an jedem kräftigen Gegengewichte fehlte, so

gelang es ihm, die Gemüther hinzureißen und immer mehr zu verwirren.

Carlstadt gehörte zu jenen energischen Naturen, die mit angeborenem Tiefsinne wenig Klarheit des Verstandes verbinden, und mit weniger Geist und Kenntniß die feurigste Thatkraft und den rücksichtslosesten Muth. Mit solchen Eigenschaften begabt, hatte er sich durch die neue Lehre Luthers angeregt und begeistert gefühlt, ohne jedoch Schärfe des Verstandes genug zu besitzen, das milde tiefe Wesen derselben gehörig in sich aufnehmen zu können. So gerieth er auf die merkwürdigsten Abwege und verfolgte jeden derselben mit der leidenschaftlichsten Hitze. Bis hieher hatte ihn indeß die überlegene Geisteskraft Luthers beherrscht. Jetzt aber sah er sich dadurch nicht mehr gehemmt. Die Bahn der Ehre stand ihm offen. Ein begeistertes Publikum umgab ihn. Diese Erfolge erhoben ihn über sich selbst und die Begeisterung gab dem kleinen sonnenverbrannten Menschen eine so feurige, hinreißende Beredsamkeit, wie man sie dem Manne nie zugetraut hatte, der bis dahin nur unklar und kaum verständlich sich ausdrücken konnte. Jetzt war es eine übersprudelnde Fülle tiefsinniger Ideen, die wie ein Strom seiner Rede entquoll, eine neue Welt der Ideen, die sich ihm aufschloß und Jedermann hinriß.

Keiner aber war mehr davon begeistert, als Guideon, der sich wie ein Schiff ohne Masten und Steuer im Sturm einer bewegten Zeit treiben ließ, und nach menschlichen

Berechnungen verloren zu sein schien für das ruhige, besonnene Leben.

In Wittenberg wurde es immer toller. Es war für Carlstadt und seinen Anhang noch Hilfe von Außen gekommen. Eines Tages, gegen Ende Dezembers (1521), war abermals viel Auflauf und ein Zusammenströmen der Volksmenge nach dem Markte zu. Es hieß: „Die Propheten von Zwickau sind angekommen!“ — „Was ist es damit?“ fragte man hier und dort, und wer es wußte, erzählte es den Andern, daß von den vertriebenen Hussiten mehrere im Erzgebirge sich angesiedelt und dort die Lehre von der Abänderung des Ritus bei der Messe fortgepflanzt hätten. So habe denn nach und nach ein schwärmerischer Tuchmächer Claus Storch eine Secte gebildet, die sich zu den auffallendsten Neuerungen bekannt, und für unmittelbar von Gott inspirirt gehalten hätten. Der Mittelpunkt ihres mystischen Treibens sei Zwickau gewesen; da es aber dort an einer leicht erregbaren Jugend gefehlt, so hätte sie der Magistrat ausgetrieben. Einige derselben hätten sich nach Prag, Andere nach Wittenberg gewendet. Von Jenen habe man schon Nachricht, daß es ihnen dort nicht besser ergangen; diese aber hätten mit Carlstadt schon länger in Verbindung gestanden, und würden hier gewiß begeisterten Anhang finden.

In der That sah man auf dem Marktplatze eine Menge Einwanderer von seltsamen Aussehen, Männer, Weiber und Kinder, Hunde, Ziegen und Lastthiere, Alles durcheinander. Das Gepäcke hatten sie in der Mitte zu-

sammengelegt, Weiber und Kinder saßen darauf; Andere trugen auch große Packe auf dem Rücken. Die abgetriebenen Thiere standen zur Seite am Brunnen und ließen die Köpfe hängen. Ebenso machten es die Schwärmer, die bestäubt, ermüdet, hungrig und durstig waren, aber gläubig hofften, daß der Herr, der die Lilien auf dem Felde kleide und die Raben unter dem Himmel speise, auch sie kleiden und speisen, und ihnen, gleich den Israeliten, das Manna des Himmels senden werde. Und so geschah auch. Mitleidige Bürger brachten ihnen Speise und Trank. Und da die Frömmsten mit den Händen nicht zugriffen, weil sie meinten die Auserwählten zu sein, denen der Herr die gebratenen Tauben in das offenstehende Maul fliegen lassen werde, so waren die Leute gutmüthig genug, ihnen Beides vor den Mund zu halten.

Begreiflich sammelte sich eine Menge Menschen, um diese neue Erscheinung anzustarren. Da erhob sich von Zeit zu Zeit einer dieser Propheten, faltete die Hände und sprach mit zum Himmel gewendeten Blicken, eintönig und hohlklingend Worte der Weihe, die ihnen, wie sie erklärten, von Gott eingegeben seien. — Es herrschte die tiefste Stille.

„Was kann es helfen, spricht der Herr,“ so redete der Eine, „daß wir an die Bibel uns halten? Zur wahren Unterweisung des Menschen, spricht der Herr, ist sie doch unkräftig!“

Nach diesen Worten kauerte er sich nieder auf sein Reisegepäck, und ein Zweiter erhob sich und sprach in

gleicher Monotonie: „Denn der Mensch — so spricht der Herr — kann nur durch den Geist belehrt werden.“

Nach ihm erhob sich ein Dritter und verkündete: „Gott selbst redet mit uns und gibt an, was wir thun und was wir predigen sollen. Gott hat geboten, daß der ganze kirchliche Ritus, wie er bis jetzt gefeiert ist, als abgöttisch umgeworfen werde. Amen! Also geschehe des Herrn Wille!“

„Darum — erklärte ein Vierter dieser Propheten, — dürfen Kinder nicht die heilige Taufe empfahen; denn — spricht der Herr — ohne Glauben hat ein Sacrament keinen Sinn, und Unmündige können noch keinen Glauben haben.“

„Und es steht der sündigen Welt der Untergang bevor,“ stöhnte ein Fünfter; „wehe denen, die verharren im Wahne der Abgötterei; denn — spricht der Herr — die Türken sollen hereinbrechen ins Land und Alles verheeren mit Feuer und Schwert.“

„Und kein Priester soll leben bleiben,“ verkündete, im Tone des unheilvollen Unkenrufs, der von oben bis unten in einen braunen Rock eingeknöpfte bleiche Tuchmacher Claus Storch, und vom niedergeklappten Hute mit breitem Rande zog sich ein grauer, unheimlicher Schatten über sein Antlitz, „so spricht der Herr; selbst Keiner von denen, die sich jetzt verheirathen, überhaupt kein Unfrommer. Aber — spricht der Herr — nach dieser blutigen Reinigung wird das Reich Gottes eintreten. Eine Taufe wird sein und ein Glaube. So spricht der Herr, und der Name des Herrn sei gelobt!“

Nach diesen Worten setzte er sich wieder und es herrschte tiefe Stille. Jeder murmelte leise vor sich hin ein Gebet, Alles war wie mit Geisterschauern durchdrungen; Keiner jedoch mehr ergriffen, als Guideon, Keiner mehr hingerissen, als Carlstadt. Diesem war damit eine neue Welt der Ideen aufgegangen. Von einer Veränderung schritt man zur andern, Alles auf sein Verlangen und dringendes Anrathen in begeisterten Predigten. Zuerst wurde das Meßgewand abgeschafft, dann die Ohrenbeichte nicht mehr gefordert. Darauf galt es für ein Zeichen echter Christlichkeit, an Fasttagen Fleisch zu essen, und die Fleischer und Schlächter machten keine besseren Geschäfte, als an Freitagen und andern Fasttagen.

Bald ging Carlstadt noch weiter. „Diese Oelgötzen,“ rief er — auf die Bilder, Cruzifixe und Heiligenstatuen in der Kirche deutend — „diese abgöttischen Klötze, was sollen sie noch in einer christlichen Kirche? Reißt sie herab und tretet sie mit Füßen!“

Und nun begannen die Propheten aus Zwickau zuerst sich an den Gemälden und Heiligenbildern zu vergreifen. Selbst Carlstadt ergriff in seinem tollen Eifer einen Hammer, und wollte damit das lebensgroße Cruzifix auf dem Altare zerschlagen. Doch Guideon, erschüttert vom Uebermaße des Frevels, hielt ihm den Arm und schrie: „Mensch, es ist das Bild unsers Weltheilands, der für unsere Sünden am Kreuze gestorben. Es ist das große Symbol der Christenheit. Du zerschlägst allen religiösen Glauben, wenn Du dieses Bild zerschlägst.“

*

„Es ist aber Abgötterei damit getrieben," krächzte ihm Carlstadt entgegen; „nennt's nicht das Volk seinen Herrgott? Erinnert es nicht nur an die fleischlichen Leiden Christi? Was hat der Geist des Glaubens damit zu thun?"

„Du unterscheidest nicht Verehrung und Anbetung," entgegnete Guideon; „wir verehren dieses Kreuzbild als Symbol unserer Religion, als Erinnerung an den Stifter derselben; aber wir beten es nicht an."

„Alles einerlei," schrie der kleine, braune Doctor. „Abgötterei bleibt es doch, und das hat Gott geboten."

„Nun, dann zerschlagt die andern Bilder, für dieses lasse ich mein Leben," rief Guideon, und umarmte das Kreuz in der Regung eines bessern Geistes und wahrhaft frommen Sinnes, der von ihm noch nicht gewichen war.

„Ha, was sollen auch alle diese Zierrathen und Bilder in einer Kirche, die nur des Christen Andacht zerstreuen. Fort damit, Anathema sit!" und damit schlug er in ein herrliches Marienbild von Albrecht Dürer gemalt, daß die Stücken der hölzernen Tafel, worauf es gemalt war, umhersprangen, und das Herz des Kunstfreundes hätte mit zerspringen, das Auge des Frommen hätte weinen mögen.

So war denn damit jene heillose, vandalische Bilderstürmerei begonnen, die über ein halbes Jahrhundert bald hier bald dort wüthete, und die herrlichsten, unersetzlichen Kunstwerke zerstörte.

Bald war die Pfarrkirche zu Wittenberg nur mit

Trümmern bedeckt; die nackten Wände klafften gleichsam von den Wunden, die ihnen durch Zertrümmerung der Bilder geschlagen waren, und Alles, was nur einem Schmucke oder einem Zierrath ähnlich sah, wurde zerschlagen. Es war eine schaudervolle, emsige Geschäftigkeit, eine gräuliche, unheimliche Stille, die nur durch das Krachen jener Zerstörung unterbrochen wurde. Selbst die kunstreich geschnörkelten Gitter der Kirchstühle, die volltönende Orgel, der reiche Baldachin der Kanzel wurde zertrümmert, wie die trefflich geschnitzten, vergoldeten und versilberten Bildsäulen der zwölf Apostel. Nichts hing zu hoch; auf Leitern wurden die Wände erstiegen, bis zu dem Gewinde der prächtigen Säulenknäufe Alles zerschlagen. Noch bis spät in die Nacht hinein brannten Feuer von zertrümmerten Heiligenbildern unterhalten, und an den rothen Gewändern einer Kreuzabnahme des Herrn von Rubens leckte die Flamme, wie an dem glühenden Bilde von Correggio, das die Kirche als Schatz bewahrte.

So ging das wüthende, zerstörende Heer aus einer Kirche in die andere, von einem Altar zum andern, Alles schändend und zertrümmernd; kein Candelaber zur Abendmahlsfeier, kein kostbarer Taufstein war sicher. Und oft noch ganz erhitzt von dieser vandalischen Arbeit, bestieg er die Kanzel und predigte das tollste Zeug, das aber in dieser allgemeinen Aufregung immer Glauben und Anklang fand.

Jeder Unsinn steigert sich im Fortschreiten. Bald war es ihm nicht mehr genug, vermeintlich geistliche Miß-

bräuche anzugreifen; er trat auch gegen die weltliche Gewalt in Widerspruch.

„Wenn die Obrigkeit nachlässig ist,“ lehrte er, „so darf die Gemeinde die nothwendigen Aenderungen vollziehen.“ Auf seinen Betrieb wurden von der Gemeinde dem Rathe Artikel vorgelegt, in denen förmliche Abschaffung aller nicht der heiligen Schrift gemäßen Ceremonien, aller Messen, Vigilien, Begängnisse, und unbedingte Lehrfreiheit für alle Prediger gefordert wurde. Und der so hart bedrängte Rath sah sich genöthigt nachzugeben. Man forderte weiter: Der Rath solle alle Häuser der Erholung und des Vergnügens schließen, keine Bettler mehr dulden, die von den Gütern der Klöster unterhalten werden sollten u. dgl. m.

Ja, was noch das Tollste war: Ein alter Professor, wie Carlstadt, der sich auf seine Gelehrsamkeit nicht wenig zu Gute that, ließ sich durch die Zwickauer Propheten zu der Meinung hinreißen, man bedürfe keiner Gelehrten mehr, keines Studiums an den Universitäten, noch weniger ihrer Grade. Wer ihn Doctor nannte, empfing dafür eine Grobheit. In seinen Vorlesungen vom Katheder herab rieth er den Studenten, nach Hause zu gehen und Ackerbau zu treiben, denn es sei in der Schrift geboten: Im Schweiße deines Angesichts sollst du dein Brot essen.

Ihm folgten bald Andere nach in solcher Verkehrtheit. Aus einem Fenster der Knabenschule hörte man den sonst achtbaren und fleißigen Rector Georg Mohr den zusammenlaufenden Bürgern zurufen: „Nehmt Eure Kinder aus der Schule! Wozu bedarf es noch dieser elenden Ge-

lehrsamkeit, da alle die himmlischen Propheten aus Zwickau, der Storch, Thomä und Stübner, welche mit Gott reden, die Fülle der Gnade und Wissenschaft besitzen ohne alles Studium!“

So war leicht der gemeine Mann zu überreden, daß auch jeder begeisterte Laie, jeder inspirirte Handwerker zum Amte eines Priesters oder Predigers sich eigne. Und so verödeten Schulen und Hörsäle der Professoren.

Eine der rohesten Ideen von göttlichen Eingebungen, die je geherrscht haben, war damit an die Stelle der geistigen Aufklärung gesetzt, die Luther bezweckte. Wäre das durchgeführt worden, wie es Carlstadt und seine Anhänger so toll begonnen hatten, so würde jede Religion, jede Glaubensform, alle geistliche und alle weltliche Gewalt und Ordnung umgestürzt, und die wildeste Anarchie würde an die Stelle der erwachenden Civilisation getreten sein.

In Wittenberg war Niemand, der die Kraft und Ueberlegenheit hatte, dem allgemeinen Taumel Einhalt zu thun. Melanchthon, der Einzige, der die Geisteskraft wohl dazu gehabt hätte, war noch zu jung, überhaupt zu milde dazu. Und wenn er mit den Zwickauer Propheten sprach, so mußte er sich gestehen, daß sie in der Hauptsache recht hatten, wenn er auch ihre Inspiration nicht für göttliche Eingebung erkennen konnte, und in seiner gemäßigten Gesinnung einsah, daß sie viel zu weit gingen.

Auch der Churfürst war nicht fähig, dem Unwesen einen nachdrücklichen Widerstand entgegenzustellen. Er war

die friedfertigste Natur von der Welt, wie sie jemals eine so kriegerische Zeit hervorgebracht hatte. Seinem Grundsatze, zu temporisiren, seiner Abneigung, in Glaubenssachen selbst handelnd aufzutreten, der Gewohnheit, die Dinge sich selbst entwickeln zu lassen, widerstrebte jedes selbstthätige Eingreifen. Er selbst hatte ein fast kindlich frommes Gemüth, hatte viel in der Bibel gelesen und war im Herzen mit Luthers daraus gezogenen Lehren gar wohl einverstanden. Wie hätte er wagen können, in Glaubenssachen dem Manne vorzugreifen, den er als höchste Autorität darüber so still verehrte! —

Er hegte die tiefste Ehrerbietung für die heilige Schrift. „Alles Andere," sagte er, „läßt sich gar wohl widerlegen, so scharfsinnig es auch lauten mag; nur das göttliche Wort ist heilig und majestätisch, wie die Wahrheit selbst." Er fühlte wohl das Gefährliche der neuen Richtung, doch wagte er eben so wenig als Melanchthon sie zu verdammen. Als man ihm einst sagte, die Leute hätten im Grunde so Unrecht nicht, war er sehr erschüttert; doch erklärte er: „Ich verstehe nichts davon; ehe ich mich aber entschließe, gegen Gott zu handeln, wollte ich lieber mit dem weißen Stabe in der Hand mein Land verlassen."

Aber dahin hätte es kommen können, wenn es so fort ging in der Richtung, die Carlstadt und die Sectirer einmal eingeschlagen hatten.

Der einzige Mann, der hier helfen konnte in der Noth, saß auf der hohen, einsamen Wartburg, fern von allen Welthändeln, wenn auch nicht ohne Theilnahme daran.

An ihn hatten seine Freunde von Wittenberg aus geschrieben und ihn um Hilfe angesprochen, doch mit der Warnung und Bitte, sich keiner Gefahr auszusetzen; denn seine Feinde hatten nicht ermangelt, ihm die Schuld aller dieser Aergernisse und Kirchenschändung beizulegen. Das deutsche Gemüth war dadurch empört, und Viele hatten sich dem Pabstthume wieder zugewendet, weil das Lutherthum, wie sie meinten, zu Verbrechen und Schande führe. Mehrere Fürsten hatten die Söhne ihrer Unterthanen von dort zurückberufen, und viele Verständige verließen eine Universität, wo es so toll herging. Die noch vor Kurzem so blühende Hochschule, der Stolz des Sachsenlandes, verödeten immer mehr, und täglich unsinniger triebe es dort Carlstadt und die Zwickauer Sectirer.

Keiner aber war dadurch so schmerzlich betroffen, als Martin Luther. „Nie in meinem Leben," erklärte er, „hat mich Etwas tiefer verletzt; was mir sonst zu Leide gethan worden, ist nichts dagegen."

Auf ihn machte es keinen Eindruck, was die sogenannten Propheten vorgegeben hatten von himmlischer Inspiration. Auch er kannte die geheimnißvollen Tiefen der geistigen Welt; aber von Gott hatte er einen viel zu erhabenen Begriff, um sich einreden zu lassen, er erscheine dem Menschen und spreche mit ihm.

„Willst Du wissen — schrieb er an Melanchthon — Zeit, Ort und Art der göttlichen Gespräche? — Höre: Wie der Löwe hat er meine Gebeine zerschmettert, und ich bin verworfen vor Deinen Augen; meine Seele ist

erfüllt mit Vorgefühl der Hölle. Darum redet Gott durch die Menschen, weil wir es nicht ertragen könnten, wenn er selber spräche.“

Seinem Churfürsten kündigte er an, er werde sich selbst nach Wittenberg begeben.

Dieser, ängstlich besorgt um Luthers Sicherheit, bat ihn, es nicht zu thun. Es werde zur Zeit noch nicht zum Guten gereichen. Er möge lieber sich für den nächsten Reichstag vorbereiten, wo seine Sache gewiß Erledigung finden werde. Doch durch solche Vorstellungen war der kühne Reformator nicht zurückzuhalten. Nie war er fester überzeugt, daß er das Evangelium vom Himmel habe, und daß der Glaube ihn schützen werde. Was in Wittenberg vorgefallen war, schien ihm ein Schimpf, der ihn und das Evangelium treffe.

So brach er denn auf unter Gottes Obhut, ohne Furcht vor des Pabstes Bann und des Kaisers Acht. Das geschah am 31. März des Jahres 1522, nachdem er 13 Monate auf der Wartburg so segensreich für die Ausbreitung des Evangeliums zugebracht hatte.

An seinen Churfürsten schrieb er vom ersten Nachtlager auf seiner Reise, von Borna aus, einen Brief, der ein demüthiges Entschuldigungsschreiben sein sollte; aber als Zeugniß seiner erhabenen Gefühle, die ihn beseelten, einen so hohen und edlen Schwung annahm, und zwar in der originellsten, treuherzigen und bieder-derben Schreibart, die seine Briefe so eindringlich und liebenswürdig

machen, daß wir uns nicht enthalten können, einige Stellen daraus mitzutheilen.

„Mich hat der Jammer so zertrieben,“ schrieb er u. A., „daß, wo ich nicht gewiß wäre, daß lauter Evangelium bei uns ist, hätte ich verzagt an der Sache. Alles, was bisher mir zu Leide gethan ist in dieser Sache, ist Schimpf und nichts gewesen. Ich wollt's auch, wenn es hätte sein können, mit meinem Leben gern erkauft haben. Denn es ist also gehandelt, wie wir's weder vor Gott noch vor der Welt verantworten können, und liegt doch mir auf dem Halse und zuvor dem heiligen Evangelio. Das thut mir vom Herzen wehe.

„Von dieser Sache, gnädigster Herr, antworte ich also: Eure Churfürstl. Gnaden weiß, oder weiß sie es nicht, so laß sie es ihr hiemit kund sein, daß ich das Evangelium nicht von Menschen, sondern allein vom Himmel durch unsern Herrn Jesum Christum habe, daß ich mich wohl hätte mögen (wie ich denn hinfort thun will) einen Knecht und Evangelisten rühmen und schreiben. — Daß ich aber mich zum Verhör und Gericht erboten habe, ist geschehen, nicht daß ich daran zweifelte, sondern aus übriger Demuth, die Andern zu locken. Nun ich aber sehe, daß meine zu viele Demuth gelangen will zur Niedrigung des Evangelii, und der Teufel den Platz ganz einnehmen will, wo ich ihm nur eine Handbreit räume, muß ich aus Noth meines Gewissens anders dazu thun.

„Ich habe Eurer Churfürstl. Gnaden genug gethan, daß ich dieses Jahr gewichen bin, denn der Teufel weiß

faſt wohl, daß ich's aus keinem Zag gethan habe. Er ſah mein Herz wohl, da ich zu Worms einkam, daß, wenn ich hätte gewußt, daß ſo viel Teufel auf mich gehalten hatten, als Ziegel auf den Dächern ſind, wäre ich doch unter ſie geſprungen mit Freuden.

„Solches ſei Ew. Churfürſtl. Gnaden geſchrieben, in der Meinung, daß Ew. Churfürſtl. Gnaden wiſſe, ich komme gen Wittenberg in einem gar viel höhern Schutz, als dem des Churfürſten." — Ich hab's auch nicht im Sinn von Ew. Churfürſtl. Gnaden Schutz zu begehren. Ja, ich halte, ich wollte Ew. Churfürſtl. Gnaden mehr ſchützen, denn ſie mich ſchützen könnte. Dazu, wenn ich wüßte, daß mich Ew. Churfürſtl. Gnaden könnte und wollte ſchützen, ſo wollte ich nicht kommen. Dieſer Sachen ſoll noch kann kein Schwert rathen oder helfen; Gott muß allhie allein ſchaffen ohne alles menſchliche Sorgen und Zuthun. Darum wer am meiſten glaubt, der wird hier am meiſten ſchützen. Dieweile ich denn nun ſpüre, daß Ew. Churfürſtl. Gnaden noch gar ſchwach iſt im Glauben, kann ich keinerlei Wege Ew. Churfürſtl. Gnaden für den Mann anſehen, der mich ſchützen oder retten könnte. — Ew. Churfürſtl. Gnaden hat ſchon zuviel gethan und ſollte gar nichts thun!

„Dieweil ich nicht will Ew. Churfürſtl. Gnaden folgen, ſo iſt Ew. Churfürſtl. Gnaden vor der Welt entſchuldigt, ſo ich gefangen oder getödtet würde. Vor den Menſchen ſoll Ew. Churfürſtl. Gnaden ſich alſo halten: nämlich der Oberkeit als ein Churfürſt gehorſam

sein, und Kaiserl. Majestät lassen walten in Ew. Churfürstl. Gnaden Städten und Ländern, an Leib und Gut, wie sich's gebührt nach der Reichsordnung, und ja nicht wehren noch widersetzen, noch Widersatz oder irgend ein Hinderniß begehren der Gewalt, so sie mich fahen oder tödten will. Denn die Gewalt soll Niemand brechen, noch widerstehen, denn allein der, der sie eingesetzt hat: sonst ist's Empörung wider Gott. — Ich hoffe aber, sie werden Vernunft gebrauchen, daß sie Ew. Churfürstl. Gnaden erkennen werden als in einer höheren Wiege geboren, denn daß sie selbst sollte Stockmeister über mich werden.

„Ich will Ew. Churfürstl. Gnaden vor Schaden und Gefahr sicher halten an Leib, Gut und Seele, meiner Sachen halben, es glaub's Ew. Churfürstl. Gnaden oder glaub's nicht.

„Hiemit befehle ich Ew. Churfürstl. Gnaden in Gottes Gnaden.

„Wenn Ew. Churfürstl. Gnaden glaubte, so würde sie Gottes Herrlichkeit sehen. Weil sie aber nicht glaubt, so hat sie auch noch nichts gesehen. Gott sei Liebe, Lob, in Ewigkeit, Amen."

Mit diesen Gesinnungen des festen Muthes und Gottvertrauens, der schonenden Rücksicht auf die ganz eigene hohe Stellung seines Landesherrn gegen Kaiser und Reich, mit diesem höhern Rechtsgefühle und hohen Selbstbewußtsein den Feinden des Lichts gegenüber, und besonders wider seinen mächtigen und nächsten Gegner, den Herzog

Georg zu Leipzig, des Churfürsten Vetter; mit dieser Gesetzlichkeit und Pietät, Milde und Kraft ausgerüstet, setzte Doctor Martin Luther am folgenden Tage seine so wichtige und bedeutsame Reise nach Wittenberg fort, wo es galt, dem Pabstthum die letzte Waffe zu entwinden, die ihm die Anhänger der neuen Lehre durch ihren Alles übertreibenden Unsinn in die Hand gegeben hatten.

Bei allen den großen Bewegungen der Zeit und des Gemüths erhielt Luther sich eine köstliche Heiterkeit der Seele, und hatte vorzüglich auf Reisen und besonders am Tische einen herrlichen Humor, der ihn unendlich liebenswürdig machte.

Zwei junge Leute, die nach Wittenberg wandern wollten, um die dortige Hochschule zu besuchen, waren um Fastnacht desselben Jahrs bei dem schlechtesten Wetter in Jena angekommen. Von einem Gasthofe zum andern ziehend und überall abgewiesen, fanden sie endlich im Wirthshause zum schwarzen Bären vor einem der Thore der Stadt ein Unterkommen. — Da erblickten sie in der großen, dunkeln Gaststube einen Mann mit einem langen Barte in ritterlicher Kleidung, an einem Tische allein sitzend. Der hatte Wein vor sich stehen und las in einem Büchlein. Als die jungen Leute eingetreten waren und schüchtern und blöde, zumal wegen ihrer sehr verunreinigten Kleidung, an der Thüre stehen blieben, grüßte er sie freundlich, lud sie ein näher zu treten, und bot ihnen zu trinken. Das konnten sie nicht ablehnen und folgten der Einladung mit einiger Befangenheit. Indeß wollten sich

die jungen Leute revangiren, bestellten ebenfalls ein Maaß Wein und boten auch ihrerseits dem fremden Reitersmann mit Freundlichkeit einen Trunk an.

So war denn die nähere Bekanntschaft bald eingeleitet. Die jungen Studenten hielten den freundlichen Fremden für einen Ritter aus dortiger Gegend; denn nach Landesgewohnheit saß er da in einem rothen Schlepli, bloßen Hosen und Wams, ein Schwert an der Seite, die rechte Hand auf den Knauf gestützt, mit der andern das Heft umfangend, ganz in ritterlicher Kleidung und Positur.

Nach dem ersten Hin- und Herreden über das Wetter fing er an nach ihrer Heimath zu fragen, und da schon ihre Aussprache sie als Schweizer verrieth, so sagte er ihnen, daß sie in Wittenberg Landsleute treffen würden.

Der Eine dieser beiden Jünglinge nannte sich Keßler, der Andere war sein Freund; Beide waren frische, blühende junge Männer, die viel Geist und Herz verriethen und jene glückliche Bildung hatten, die auf den ersten Blick Wohlwollen erweckt. Jener Keßler war derselbe, der später als Reformator in St. Gallen sehr berühmt wurde. Er hat dieses Zusammentreffen mit Luther — denn der war jener Reitersmann — mit den kleinsten Umständen in seinen Denkwürdigkeiten erzählt.

Damals ahneten indeß Beide noch nicht, daß sie den großen Reformator vor sich sahen, um dessenwillen sie die weite Reise aus der Schweiz nach Wittenberg unternommen hatten. Sie befragten ihn daher unbefangen um Luther und seinen dermaligen Aufenthalt.

„Ich habe gewisse Kundschaft,“ entgegnete er, „daß Luther jetztmal nicht in Wittenberg ist. Er soll aber bald dahin kommen.“

Alsdann rühmte ihnen der fremde Ritter die Vorlesungen und Gelehrsamkeit Melanchthons.

„Aber wir wünschen den Doctor Martinus zu sehen,“ entgegnete der junge Keßler. „Wir werden nicht ruhen, bis wir ihn gesehen und gehört haben; denn nur deshalb haben wir die weite Reise von Basel nach Wittenberg unternommen.“

Nun erkundigte sich Junker Georg — so nannte sich der fremde Reiter — angelegentlich, wie es dort in Glaubenssachen stehe und was Erasmus mache. Sie ertheilten ihm die gewünschte Auskunft, so weit sie es vermochten; gaben jedoch ihre Verwunderung zu erkennen, daß ein Kriegsmann, wie er zu sein scheine, für solche Dinge Interesse zeige. Nun lächelte der Junker Georg und verrieth Kenntniß in der griechischen und hebräischen Sprache, deren Studium er ihnen empfahl, als sehr nothwendig zum Verständniß der Bibel, und besonders für die Auslegung des alten und neuen Testaments.

Damit stieg ihr Erstaunen noch höher und der fremde Rittersmann fragte, was man im Schweizerlande von Martin Luther halte? —

„Es sind,“ erwiderte der junge Keßler, „mancherlei Meinungen darüber; Einige können ihn nicht genugsam erheben und Gott danken, daß er seine Wahrheit durch ihn geoffenbart und die Irrthümer zu erkennen gegeben

hat, Etliche aber verdammen ihn als unleidlichen Ketzer, und vor Allen die Geistlichen."

„Ich versehe mich wohl," entgegnete Jener; „das sind die Pfaffen."

Indeß hatte Keßlers Freund einen Blick auf das Büchlein geworfen, das der Junker vor sich liegen hatte, und da er sah, daß es ein hebräischer Psalter war, äußerte er seine Verwunderung darüber und wünschte diese Sprache zu kennen. In diesen Wunsch stimmte auch der junge Keßler ein.

„Wendet nur Fleiß an," entgegnete darauf der Ritter, „so wird es schon gehen. Auch ich wünsche darin weiter zu kommen und übe mich täglich."

„Liebe Gesellen!" sprach der Wirth, an den Tisch tretend, zu den beiden jungen Leuten, als der Junker einmal aufgestanden und hinausgegangen war, „wäret Ihr vor einiger Zeit hier gewesen, so wäre es Euch gelungen, den Doctor Luther zu sehen, denn hier an dem Tisch ist er gesessen und an dem Ort."

„Ei!" rief der Eine; „wie unglücklich sind wir doch daran, daß wir solches bei den schlechten Wegen und schlimmen Wetter versäumt haben!"

„Doch," bemerkte der Andere begeistert, „können wir uns glücklich schätzen, wenigstens in dem Hause zu sein, wo er gewesen war."

Der Wirth ging lachend weg.

Doch nach einer Weile rief er den jungen Keßler hinaus und vertraute ihm: „Weil ich in Euch Einen der

Treuen erkannt habe, so will ich es Euch unter dem Siegel der Verschwiegenheit sagen, daß es Luther war, bei dem Ihr gesessen habt."

„Nicht möglich!" rief der junge Mann erstaunt; „dieser Ritter mit Bart und Schwert, der berühmte Doctor Martinus Luther?"

„Ja ja, so ist es, wie ich sage," entgegnete der Wirth lachend, und bat im Abgehen, es nur um des Himmels willen gegen Niemand zu verrathen, daß er Luther erkannt habe.

„Ihr treibet wohl Spaß mit mir, guter Freund!" fragte Keßler immer noch zweifelnd; „Ihr meint mich zu foppen, weil ich so große Begierde gezeigt habe, Luther zu sehen."

„Nein, wahrhaftig nicht," entgegnete der Wirth ernsthafter; „thut aber, als kennet Ihr ihn nicht."

Kopfschüttelnd und ungläubig kehrte der junge Student in die Gaststube zurück und raunte diese Neuigkeit seinem Freunde zu. Dieser aber meinte, er möge wohl verhört haben, statt „Luther" habe der Wirth „Hutten" gesagt, und so hätten sie die allerdings auch große Ehre gehabt, mit dem nicht weniger berühmten gelehrten Ritter Ulrich von Hutten zu reden.

Luther kam zurück in die Stube und setzte sich wieder zu ihnen. Sie betrachteten ihn mit scheuer Ehrerbietung und wagten nicht zu reden.

In diesem Augenblick traten zwei fremde Kaufleute herein, die auch da übernachten wollten. Sie grüßten

und setzten sich. Der Eine von ihnen hatte ein uneingebundenes Buch in der Hand, über welches sich beide Fremde mit großem Eifer hermachten, um es zu lesen.

„Was ist das für ein Buch, Ihr Herrn?" fragte Luther.

„Doctor Luthers Auslegung etlicher Evangelien und Episteln," antwortete der Erstere von Beiden; „erst gedruckt und ausgegangen in diesem Jahre. Habt Ihr es noch nicht gesehen?"

„Das Buch soll mir auch bald werden," entgegnete Luther.

Als der Wirth nun die Gesellschaft zu Tisch einlud, baten die beiden jungen Schweizer, theils weil es ihnen an Geld fehlen mochte, theils aus Respect, ihnen an einem andern Tische nur ein wenig Brod und Käse zum Imbiß zu geben.

„Ei so kommt doch herbei!" rief Luther ihnen freundlich zu, „und laßt Euch gefallen, meine Gäste zu sein." Das nahmen sie denn auch mit freudiger Ueberraschung an.

Während des Essens sprach nun der fremde Junker so viele freundliche und gottselige Reden, daß die jungen Studenten und die beiden Kaufleute ganz erstaunt waren, und Essen und Trinken darüber vergaßen.

Unter Anderm beklagte sich der verkappte Luther darüber, wie jetzt die Fürsten und Herrn auf dem Reichstage zu Nürnberg, von wegen Gottes Worts, dieser schwebenden Händel und Beschwerden deutscher Nation halben versammelt wären, aber nicht mehr auszurichten

geneigt, denn gute Zeit mit köstlichem Turnier, Schlitten, Unzuchten und Hoffahrt zu verzehren, da doch vor Allem Gottesfurcht und ernstliche Bitte zu Gott dazu diene.

„Aber das sind unsre christlichen Fürsten," sprach er.

„Ich bin ein einfältiger, schlichter Laie," sprach darauf der Eine der fremden Kaufleute; „verstehe mich auf die Händel nicht besonders, das spreche ich aber, wie mich die Sache ansieht: so muß der Luther entweder ein Engel vom Himmel, oder ein Teufel aus der Hölle sein. — Ich hab' auch Muth, noch 10 Gulden ihm zu Lieb zu verzehren, daß ich ihm beichte," setzte er mit einer komisch-naiven Wendung seines Ideenganges hinzu; „denn ich glaube, er möchte und könnte mein Gewissen wohl unterrichten."

Indem er so sprach, trat der dicke Wirth hinter die beiden Schweizer und flüsterte ihnen zu: „Habt nicht Sorge um die Zehrung. Martinus Luther hat das Nachtmahl für Euch ausgerichtet."

„Das freut uns sehr," entgegnete Keßler; „nicht des Geldes und Genusses wegen, sondern daß uns dieser Mann gastfrei gehalten hat."

Als die Kaufleute hinausgingen, dankten sie dem fremden Ritter und sagten ihm, daß sie ihn für Hutten hielten, was er aber ablehnte.

Am andern Morgen erzählte er lächelnd dem Wirth, daß man ihn in dieser Nacht zum Edelmann machen wolle, nämlich zum Ritter Ulrich von Hutten.

„Der seid Ihr auch nicht," entgegnete der Wirth mit

einer ehrerbietigen Verneigung; „wohl aber Doctor Martinus Luther.“

„Die halten mich für Hutten,“ wendete er sich nun lächelnd gegen die Studenten, die eben zum Abmarsch die Ränzel aufgenommen hatten, und zu danken kamen und sich bei ihm zu beurlauben; — „der Wirth aber für Luther: am Ende sollte ich bald Markolfus werden.“

Darauf trank er ihnen aus einem Bierglas zu; da er aber zu bemerken glaubte, daß sie des Biers ungewohnt seien, ließ er ihnen Wein geben und bot ihnen Trunk und Handschlag zum Abschiede. Dabei trug er ihnen Grüße nach Wittenberg auf.

„Wen aber sollen wir nennen,“ fragte Keßler, „wenn sie uns nun fragen würden, wer grüßen lasse?“

„Saget nicht mehr,“ entgegnete Luther; „denn: der kommen soll, läßt Euch grüßen; so verstehen sie die Worte bald.“

Nun zogen die beiden Studenten, ganz begeistert von dem Glück, Luther gesprochen zu haben, ihres Weges. Die Kaufleute aber, die indeß auch erfahren hatten, daß es der berühmte Doctor Luther sei, mit dem sie gegessen und getrunken hatten, entschuldigten sich darüber, daß sie sich ungeschickt über ihn geäußert hätten und baten, ihnen darüber nicht zu zürnen.

„Hat nicht Noth,“ entgegnete er; „wenn Ihr indeß einmal, wie Ihr versprochen, nach Wittenberg kommt, um Luther zu beichten, so werdet Ihr ja dann sehen, ob ich der bin oder nicht.“

Darauf grüßte er freundlich, schwang sich auf sein Roß und vom treuen Diener gefolgt, ritt er davon auf der Straße, die nach Wittenberg zuführt.

Es war Freitags am 7. März, als Luther noch unerkannt abermals in seinem geliebten Wittenberg wieder anlangte, doch dieses Mal, um dort zu bleiben.

Er nahm im Augustinerkloster seine frühere Wohnung wieder ein, ließ sich den Bart abscheren und das Haar kurz schneiden, ohne jedoch die mönchische Tonsur wieder herzustellen, und legte seinen schwarzen Chorrock des Augustiner-Ordens wieder an.

Sein Erscheinen erregte allgemeine Freude und augenblickliche Beruhigung der Gemüther. Sein Ansehen stand so hoch, daß man weder auf Carlstadt noch auf die Propheten aus Zwickau mehr hören wollte. — Mit der ihm eigenen Milde und klugen Besonnenheit trat er jedoch nicht als donnernder Strafprediger, sondern als väterlicher Seelsorger auf. Dadurch aber eben, daß aus ihm biederes Wohlwollen und kräftige Ueberzeugung sprach, erreichte er die mächtige Wirkung auf die Gemüther, deren es hier bedurfte, um die verirrten und erhitzten „Schwarmgeister" — wie sie Luther nannte — zur Besonnenheit und Ordnung zurückzuführen.

Erst suchte er in Privatgesprächen auf Carlstadt und die Zwickauer Propheten zu wirken. Er gab ihnen Vieles zu, suchte aber ihnen begreiflich zu machen, daß sie zu weit gegangen wären, daß man nicht Alles über den Haufen stürzen dürfe, um Gutes zu wirken.

Allein Carlstadt ließ sich nicht überzeugen und fuhr fort, die tollsten Lehren und Ansichten aufzustellen. Da erklärte ihm Luther, daß er wenigstens zugeben müsse, darin gefehlt zu haben, daß er den Predigerstuhl, ohne dazu amtlich berufen zu sein, betreten habe. Und er sei es daher der Welt und dem Evangelium schuldig, das Verbot, die Kanzel jemals wieder zu betreten, gegen ihn auszuwirken. Das geschah, und Carlstadt wurde dadurch wenigstens in Wittenberg zum Schweigen gebracht.

Mit den Propheten hatte er noch heftigere Auftritte. Er suchte sie in Melanchthons Beisein ganz sanftmüthig von ihrem Irrwahn, daß Gott mit ihnen rede, zu heilen. Es war vergebens. Sie behaupteten, Gott selbst spreche mit ihnen. Nun sagte er ihnen, daß der Teufel aus ihnen rede, daß Satanas sie verblende, und sie wurden ganz wüthend. Einer von ihnen schrie: „Zum Beweis, daß sie die wahren Propheten wären, wolle er ihm sagen, was er so eben denke und fühle."

„Nun, sagt an," entgegnete Luther.

„Im Herzen fühlt Ihr Euch zu uns hingezogen," erklärte der Zwickauer Weber.

„Das hat der Teufel Euch eingegeben!" rief Luther erschreckend und überrascht dadurch, daß es die Wahrheit war; denn er verdammte nicht die Grundzüge ihrer Lehre, sondern nur die angebliche Inspiration, da er nichts für gültig anerkennen wollte, als was aus der heiligen Schrift bewiesen werden konnte.

Der Churfürst hatte in seiner Aengstlichkeit den Rechts-

gelehrten Hieronymus Schurf an ihn abgesendet, um ihn auffordern zu lassen, nicht in der Schloßkirche zu predigen, damit es nicht scheine, als geschehe es mit seinem Willen, und dann in einer schriftlichen Erklärung die Gründe anzugeben, weshalb er nach Wittenberg zurückgekehrt sei. Das that denn auch Luther bereitwillig, aus Schonung der Schwachheit des Churfürsten — wie er sich ausdrückte, und schloß diese Erklärung mit den Worten: „Ich hoffe, mein Herr Christus sei unserer Feinde mächtig, und werde mich vor ihnen wohl schützen, so er will. Will er aber nicht, so geschehe sein lieber Wille; es soll doch von mir Ew. Churfürstlichen Gnaden kein Fahr und Leid geschehen, das weiß ich fürwahr."

Am Sonnabend fanden und erkannten ihn die jungen Schweizer, die er in Jena so freundlich behandelt hatte, wie er im Kreise seiner Freunde sich über Alles genau unterrichten ließ, was während seiner Abwesenheit, besonders in der letzten Zeit, in Wittenberg vorgefallen war.

Schon am nächsten Sonntage bestieg er die Kanzel und predigte acht Tage hintereinander täglich. Der Zulauf war ungeheuer; die Einwirkung seiner Kanzelvorträge auf die Gemüther tief und überzeugend. Auch in seinen öffentlichen Reden faßte er die Sache aus dem Gesichtspunkte des Seelsorgers auf. Er verwarf die Veränderungen, die man gemacht hatte, nicht an und für sich, noch weniger die Lehre, aus der sie geflossen waren, aber er urtheilte, man sei zu rasch damit verfahren, man habe dadurch nur Aergerniß bei den Schwachen verursacht und

das Gebot der Liebe nicht gehalten. Er gab zu, daß es Gebräuche gebe, die man durchaus abschaffen müsse, wie die Privat-Seelenmessen; indeß müsse man dabei Gewaltsamkeit und Aergerniß vermeiden. Von den meisten andern Ceremonien sei es aber dem Christen gleichgiltig, ob man sie beobachte oder nicht. — In Hinsicht der Form des Abendmahls, der Beichte, Fasten und Bilder in der Kirche, und ob man im Kloster bleiben wolle oder es verlasse, gestattete er viel Freiheit des Willens. Darüber Gesetze zu machen, Lärm zu veranlassen, schwächern Mitbrüdern Anstoß zu geben, widerstreite dem Gebot der Liebe.

Es war schon ein unendlicher Gewinn, zu zeigen, daß die Religion ein freies Gebiet anerkenne. Luther that es mit der Milde und Schonung eines Vaters und Führers, und mit der Ueberlegenheit eines weiter sehenden und tiefer dringenden Geistes.

Diese seine Predigten gehören zu den bedeutendsten, die er je gehalten hat. Mit einer siegenden Beredtsamkeit suchte er nicht aufzuregen, sondern zu beruhigen und Leidenschaften zu beschwichtigen. Deshalb nannte er auch keine Namen, und durch diese Schonung versöhnte er sogar die, deren überspannte Lehren er bekämpfte.

Wie hätte die Gemeinde dieser wohlbekannten Stimme und milden, versöhnlichen Gesinnung ihres aus der Verbannung zurückgekehrten geliebten Lehrers und Seelsorgers widerstehen können? Wie unter dem Bann einer Zaubermacht fügten sich die Gemüther unter dessen gemäßigte Meinung. Gesetzliche Ordnung und vernünftige Freiheit

kehrten zurück nach Wittenberg. Carlstadt und die Sectirer wanderten aus, freilich, um es in andern Städten noch toller zu treiben, als sie es in Wittenberg gethan hatten, und ein neues Kampfesfeld eröffnete sich Luther gegen die Unvernunft seiner exaltirtesten Anhänger.

Diese machten ihm noch viel zu schaffen — das Pabstthum dagegen war besiegt.

Die päbstliche Bannbulle war durch die allgemeine Achtung und Sicherheit, die man Luther überall gewährte, geschlagen; der Ablaßhandel, der den Pabst und hohen Clerus bereichert hatte, war abgeschafft; die Seelenmessen, von deren Ertrage die Mönche schwelgten, wurden nicht mehr gelesen; die so oft gemißbrauchten Beichtstühle standen verödet; Mönche und Nonnen, die keinen innern Klosterberuf mehr fühlten, verließen die Klöster und der Priesterstand war kein Ehehinderniß mehr. Statt der Messe wurde das Abendmahl als Erinnerungsfeier an Jesus Christus in einer den Einsetzungsworten geschichtlich treuern Form gefeiert und die heidnische Idee des Meßopfers verschwand zum Nachtheil der Klostersäckel immermehr.

Endlich trat auch Luthers herrliche, kräftig-deutsche Bibelübersetzung ans Licht. Nachdem Luther sie nochmals mit Melanchthon durchgegangen war, und dieser mit Hilfe seiner tiefern Sprachkenntniß manches darin verbessert hatte, erschien das göttliche Wort in einer Form und Sprache, die es jedem frommen Familienkreise zugänglich machte.

Damit war denn der Grund gelegt, daß die große

religiöse Wahrheit, die Luther so kühn und furchtlos verkündigte und vertheidigte, in dem Herzen des Volks so tiefe Wurzel schlagen konnte; denn die Lehre Luthers ist auf das reine Evangelium oder die, durch herrschsüchtige Päbste, spitzfindige Kirchenväter und schwelgerische Kirchenconcilien unverfälschte, Verkündigung des großen Stifters unserer Religion, Jesu Christi, gegründet.

Das eben ist der reiche Segen des Protestantismus, daß er der höchsten Gabe der Gottheit an das Menschengeschlecht — dem Verstande — keine Fesseln anlegt; daß er dem vernünftigen und geistreichen Menschen nicht zumuthet, Unsinn und Unmöglichkeiten zu glauben; daß er das Volk aus Dumpfheit, Dummheit und Aberglauben erlöset und zum Lichte der Aufklärung führt, daß er eine wahre, aber keine träumerische oder heuchlerische Frömmigkeit fördert und der freien Forschung des Geistes noch den weitesten Spielraum überläßt, nicht alles Selbstdenken durch gedankenlose Formeln und eiserne Dogmen unterdrückt.

Und diesen Segen eines die Menschheit veredelnden, Geist und Gemüth gleich erweckenden und durchdringenden Gottesglaubens hat Martin Luther über die Menschheit gebracht.

Und darum ist er nächst Christus der größte Reformator, den jemals die Erde getragen hat, und dessen Andenken wir feiern.

Und die Bibel, deren Verständniß im Volke, deren Licht und Wärme wir ihm verdanken, heißt mit Wahrheit das Buch der Bücher, denn es ist das göttliche Wort,

wie es der weiseste Mensch auf Erden, der hochgebenedeite, von Gott begabte Weltheiland verkündet hat — der Menschheit zum Heil, der Welt zum Frieden.

Neuntes Hauptstück.

Stillleben im Sturm.

„Bis hieher hat uns der Herr geholfen."
1. Sam. 7, 12.

Der Pabst Leo X. ist todt. — Der Sieg Luthers über das Pabstthum. — Stillleben im Sturm. — Guideon kommt zur innern Klarheit. — Entführung der Nonnen im Kloster Nimtsch. — Guideon und Hedwig vereinigt. — Luthers Meinung und Rechtfertigung darüber. — Luther legt sein Mönchsgewand ab. — Dessen Sorge für die Nonnen. — Für Katharina von Bora. — Sein bewegtes öffentliches Leben. — Tod des Churfürsten. — Luthers Verheirathung. — Sein häusliches Stillleben. — Sein Ende. — Nachruf.

Pabst Leo X. in Rom war gestorben, und obwohl der Kampf noch fortdauerte, die neue Lehre noch vieler Jahre bedurfte, um sich Festigkeit in ihren Grundlagen und gesetzliche Anerkennung im deutschen Reiche zu gewinnen, so war doch damals schon der Sieg Luthers über das Pabstthum entschieden, und es kam die Zeit heran, wo Luther selbst und mancher andere von der stürmenden Bewegung Fortgerissene an ein Stillleben im Sturm denken konnte.

Guideon, dieser in der Unklarheit des Bewußtseins von den entgegengesetzten Glaubensmeinungen hin und her

geworfene junge Mensch, der mit warmen Gefühl und excentrischer Ueberspannung bald fanatischer Katholik, bald exaltirter Protestant gewesen war, hatte in Luthers herrlich klaren Predigten nach dessen Rückkehr zu Wittenberg jene selbstbewußte Ueberzeugung, jene innere Klarheit und Seelenruhe gefunden, die ihm bis dahin gefehlt und ihn zum Spielball einer großen, bewegten Zeit gemacht hatte.

Luther hatte den edlen Kern seiner Seele erkannt und ihn seines nähern Umganges gewürdigt, Melanchthon war sein Freund und Lehrer geworden.

Seine nach so vielen Stürmen beruhigte Seele neigte sich mehr dem stillen, beschaulichen Leben eines frommen Seelsorgers zu, als den noch immer fortrollenden großen Bewegungen der so vielfach verfolgten und doch sich im Laufe der Zeit fester begründenden Reformation. Er nannte diese Bewegung das stürmende Meer, dem der aus dem Schiffbruch gerettete Mensch sich aufs Neue nicht aussetzen werde; und nachdem er noch ein Jahr in Wittenberg Philosophie und Theologie studirt hatte, verschaffte ihm Luther den Ruf nach Torgau als Prediger.

Dorthin zog sich Guideon unter dem nach Sitte damaliger Gelehrten angenommenen lateinischen Namen Silesius zurück und lebte still und erbaulich für das Seelenheil seiner kleinen Gemeinde, tief im Herzen eine Liebe bergend, die er sein ganzes Leben hindurch sich gewöhnt hatte für hoffnungslos und unerreichbar zu halten.

In dem Nonnenkloster Nimtschen unweit Grimma an der Mulde herrschte im Anfange des Jahres 1523 eine

Aufregung und Verstimmung, die sich mit Worten kaum beschreiben läßt.

Dort war, wie wir wissen, die neue Lehre Luthers, trotz aller Verbote und Aufsicht einer strengen Oberin, eingedrungen. Luthers Schriften wurden besonders von den jüngern Schwestern auf das Eifrigste heimlich gelesen. Seit Guideon dort von der Kanzel herab für die Sache der Glaubensfreiheit so begeistert und mit der überzeugenden Kraft des Evangeliums gepredigt hatte, gab es keine Hemmung mehr. Besonders Katharina von Bora war so begeistert für den großen Reformator, daß in der süßen Schwärmerei des Gemüths, welche durch klösterliche Stille so sehr befördert wird, nicht viel an einer Vergötterung und Anbetung desselben fehlte. Luther war ihr höchstes Ideal, das aber jeder weltlichen Beziehung fern und unerreichbar stand. Sie schwärmte für ihn jedoch, ohne ihn eigentlich zu lieben.

Ihre Freundin Hedwig dagegen — Leonhard Kaisers schöne, liebenswürdige Tochter — hatte, als sie Guideon wieder gesehen, gesprochen und ihn predigen gehört, die ganze Macht der die Seele beherrschenden Liebe aufs Neue empfunden. Verloren war die erkünstelte Ruhe, die sie in der Stille des klösterlichen Lebens unter den frommen Uebungen der Religion einigermaßen gefunden hatte. Ihr dem Weltleben nie ganz entfremdeter Sinn hatte durch dieses Wiedersehen neue Lebenskeime gewonnen. Die unter der Asche glimmenden Funken der Liebe waren zur hellen Flamme aufgelodert. Je mehr durch Luthers Schriften

und Guideons Predigt in ihren Augen die Satzungen der römischen Kirche an Achtung und Ansehen verloren hatten, um so ungehinderter gab sie sich einem träumerischen Liebessehnen hin, das in klösterlicher Einsamkeit immer tiefer Wurzel schlagen und die Seele mit Schwermuth erfüllen mußte.

Aehnliche Gefühle, wenigstens jenes unbewußte, namenlose Sehnen nach Liebe und Familienglück — jenes tief in der weiblichen Seele liegende Ahnen der schönen Bestimmung ihres Geschlechts — mochten sich wohl auch in manches fühlende Herz der jüngern Nonnen eingeschlichen haben; denn als endlich Luthers Schriften über die Löslichkeit der Gelübde und die Aufhebung des Priestercölibats auf heimlichen Wegen durch Katharina von Bora Eingang gefunden hatten in den engen, dunkeln Klosterzellen, da war es Allen, als sei ein neues Licht, ein Trost vom Himmel ihnen aufgegangen, und die Gleichgesinnten besprachen sich untereinander still und heimlich in nächtlicher Stunde, daß sie ihre Gelübde für gelöst betrachten wollten, da sie gegen Gottes Gebote und die Ordnung der Natur gerichtet seien, und Katharina von Bora machte den Vorschlag, es solle Jede an ihre Eltern oder sonstigen Anverwandten schreiben und ihnen die Leiden ihrer klösterlichen Gefangenschaft mit den lebhaftesten Farben schildern.

Und darauf gingen sie ein. Katharina verschaffte ihnen Feder, Dinte und Papier durch den frommen Eremiten, der täglich in die Klosterkapelle der heiligen Jungfrau Maria kam, um dort seinen Rosenkranz zu beten, und es

übernommen hatte, ihre Correspondenz mit ihren Brüdern zu besorgen und ihr die Schriften Luthers zuzustecken. Dieser übernahm dann auch, die Abgabe der Briefe an die Angehörigen der in ihrer Lage sich so unglücklich fühlenden Nonnen zu besorgen.

Leider hatten diese Schreiben nicht den gewünschten Erfolg. Die meisten dieser Nonnen waren Waisen und standen unter herzlosen Vormündern. Ihre flehentlichen Bitten, sie aus der babylonischen Gefangenschaft der erzwungenen Gelübde zu nehmen und dem geselligen Leben wieder zu geben, wurde für ein sündhafter Leichtsinn erklärt, der die härteste Züchtigung verdiene. Und nun besprachen und vereinigten sich jene Vormünder und sonstige Angehörige derselben dahin, daß die Sache der Priorin des Klosters anzuzeigen sei, damit diese ihnen — wie sie sagten — den Kopf zurechtsetzen und die weltlichen Gedanken austreiben möge.

Nun erging aber über die armen Kinder ein strenges Strafgericht. Die Priorin rief alle älteren Nonnen zum Convent zusammen, um die härtesten Strafen für die jungen Abtrünnigen zu ersinnen, die nur Hartherzigkeit und Lieblosigkeit des erbittertsten Neides und des brennendsten Fanatismus ausbrüten konnte. Statt durch milde Zurechtweisung die jungen Frevlerinnen von ihrem Unrecht zu überzeugen, riefen die alten Nonnen ihr: „Steiniget, steiniget sie!“ zu. — Kein Herr und Meister war zur Hand, der wie Jesus, auf die büßende Magdalena deutend, sprechen konnte: „Wer von Euch ist so rein, daß

er wagen könnte, den ersten Stein gegen sie aufzuheben!" — Und zu den härtesten Strafen der strengsten Klosterdisciplin kam noch der Hohn und Spott der giftigen alten Nonnen, dem die unglücklichen jungen Mädchen nichts entgegenzusetzen hatten, als Thränen oder erbleichenden Schmerz und tief nagenden Gram.

Nicht allein strenge Fasten, Einschließung in die Zellen und nächtliche Gebete, sondern auch sogar rohe Geißelungen auf ihren zarten Körpern wurden angewendet. — Bald war ihr Zustand bei aller Resignation, wozu sich eine edle weibliche Seele erheben kann, nicht mehr zu ertragen. Sie hatten keine andern Waffen dagegen, als weibliche List und Verschlagenheit, und diese schärfte sich mit der Strenge der Aufsicht, unter welche man sie stellte.

Katharina von Bora, die Entschlossenste unter Allen, kam auf den glücklichen Gedanken, sich an Luther zu wenden. Ihm vertrauend, wie einem Vater, einem Gott, schilderte sie ihm die Leiden, die sie und ihre Mitschwestern durch die Härte ihrer Angehörigen, durch die grausame Strenge ihrer Oberin und den Hohn der alten Nonnen zu erdulden hatten. Sie bat flehentlich um Rettung aus diesem klösterlichen Zwange, worin sie gegen bessere Ueberzeugung und gegen ihren freien Willen festgehalten wurden. Es gelang ihr, sich darüber mit ihren jungen Leidensgefährtinnen zu besprechen, und diese unterzeichneten jenes Schreiben mit ihrer Namensunterschrift.

Luther gerieth durch den Empfang desselben in nicht geringe Verlegenheit. Empört vom tiefsten Unwillen über

diese klösterliche Tyrannei, erkannte er doch gar bald, daß hier auf amtlichen Wegen nicht zu helfen sei. Der Churfürst würde bei seiner Scheu, gegen die Hierarchie entschieden aufzutreten, Bedenken getragen haben, einzugreifen; von den geistlichen Obern der Nonnenklöster ließ sich Abhilfe nicht erwarten und ein Ermahnungsschreiben an die Priorin würde nichts gefruchtet haben. Da entschloß er sich, mit List oder Gewalt jene Tyrannei zu vernichten, die sich auf gesetzlichen Wegen nicht bezwingen ließ. Er schrieb an Guideon, der damals schon evangelischer Prediger in Torgau war, daß er suchen möge, einen entschlossenen und klugen Bürger für die Rettung jener unglücklichen Nonnen durch das letzte Mittel einer Entführung zu gewinnen und legte ihm zugleich den beweglichen Klagebrief derselben bei.

Was Guideon empfand, als er in der Reihe der oft seltsam gekritzelten Unterschriften den zierlich geschriebenen Namen „Hedwig Kaiser" erkannte, läßt sich mit Worten nicht beschreiben. Er zitterte und glühte, und wie er die rührende Schilderung der Leiden gelesen hatte, denen auch die Geliebte seiner Seele ausgesetzt war, da gerieth er völlig außer sich. Er bedurfte des Aufwandes aller der vielgeprüften Seelenstärke, um nur mit einiger Ruhe und Besonnenheit hier zu handeln, wie es Noth that. Im ersten Augenblicke wollte er selbst nach Kloster Nimtsch eilen, um die Befreiung der Nonnen persönlich zu unternehmen; aber davon hielt ihn das Bewußtsein seiner amtlichen Stellung ab. Wollte er ferner als evangelischer Prediger und christ-

licher Seelsorger wirken, so durfte er durch Entführung junger Nonnen kein öffentliches Aergerniß geben.

Doch zum Glück kannte er einen Torgauer Bürger und Rathsmann, Leonhard Koppe, der sich durch Muth und Thatkraft, Klugheit und Menschenliebe ganz dazu eignete, ein solches Unternehmen zu leiten. Dieser Mann war sogleich bereit dazu. Er zog noch einige andere unternehmende Bürger in das Geheimniß. Durch den Eremiten wurden im Kloster Verbindungen angeknüpft und Verabredungen getroffen, und in der Nacht des Charfreitages — am 3. April 1523 — hielt hinter dem Klostergarten von Nimtsch im nahen Walde ein mit großen leeren Tonnen beladener Wagen. Mehrere Männer in Bauerntracht waren dabei, die Waffen unter ihren Kleidern verborgen trugen. Als nun von dem still und hoch in die sternhelle Nacht hineinragenden Klosterthurm die Mitternachtsglocke summte, hatten sich zwei dieser Männer an die hohe Mauer des Klostergartens geschlichen. Ein lockender Ton mit einer Wachtelpfeife wurde aus dem Garten durch ein leises aber vernehmliches Hüsteln erwiedert, und nun legten jene Männer leise und vorsichtig eine mitgebrachte Leiter an, und der biedere Leonhard Koppe stieg hinauf, warf eine gute Strickleiter hinüber, deren anderes Ende der Untenstehende mit dem ganzen Gewicht seines breiten, starkgebauten Körpers festhielt.

Da standen sie nun im Innern des Gartens, halb vom Gebüsch verdeckt, die zagenden Nönnlein, hart an einander gedrängt, wie eine Heerde Schafe im Gewitter. Jede

hatte ihre kleinen Habseligkeiten im Bündelchen am Arme hängen. Erst hatte Keine den Muth, voranzusteigen. Flüsternd wurde hin und her gefragt und geantwortet, ob auch die Strickleiter sicher sei, ob sie auch nicht verfolgt werden würden und wohin man sie bringen wolle, wer für sie sorgen würde. Zuletzt noch fragte Katharina von Bora: „Aber Ihr seid uns ganz fremde Männer, wer bürgt uns dafür, daß Ihr nicht Uebles mit uns im Sinne habt?“

„Luther und Guideon, die uns senden,“ sprach Leonhard Koppe.

„O dann, Schwestern, laßt uns vertrauen und eilen!“ riefen Katharina und Hedwig, und diese, von heißer Sehnsucht getrieben, war die Erste, welche die hohe Mauer erstieg und von den braven Torgauer Bürgern jenseits derselben in Empfang genommen wurde. Nun folgten die Andern schnell, gewandt und vorsichtig, und Katharina von Bora war die Letzte, die erst über die Mauer kletterte, als sie sich überzeugt hatte, daß Keine mehr zurückgeblieben war.

Nun aber gab es neue Verlegenheiten. Der alte Leonhard Koppe erklärte, daß die frommen Schäflein sich gefallen lassen müßten, in die auf dem Wagen liegenden Tonnen wohl verpackt zu werden, damit sie von den Verfolgern nichts zu befürchten hätten. Nach einigem Zögern und ängstlichem Hin- und Herreden wurde auch dieser Vorschlag angenommen, und nun setzte sich der seltsamste Reisezug, den es jemals gegeben, in Bewegung. Es war

das trojanische Pferd, für die friedlichste Bestimmung verwendet.

Bald sollte sich indeß zeigen, daß die Vorsicht nicht überflüssig gewesen war. Noch vor Tagesanbruch kamen berittene und bewaffnete Klosterknechte vorübergesprengt und fragten die vermeintlichen Bauern, welche jenen Wagen begleiteten, ob sie nicht die flüchtigen Nonnen gesehen hätten.

„Ei wohl," entgegnete Leonhard Koppe; „sie sind in der Richtung nach Leipzig zu gelaufen; reitet nur frisch drauf los, Ihr werdet das Ketzervolk noch einholen."

Da kehrten die Knechte nach kurzer Berathung wieder um und ritten in verkehrter Richtung rasch weiter.

So lange war es in den Tonnen mäuschenstill gewesen. Nun aber flehten einzelne Stimmchen daraus kläglich nach Erlösung.

„Noch nicht, noch nicht!" rief er ihnen zu; „im Thore zu Torgau würde man Euch anhalten und ohne Gnade zurückliefern."

Und als sie einfuhren durch das dunkle Thor, donnerte ihnen ein: „Halt!" entgegen. Der Voigt des Klosters mit andern berittenen Knechten, als ihnen früher auf der Landstraße begegnet waren, hielt schon dort.

„Was habt Ihr geladen?" fragte der Thorwirth mit barscher Stimme.

„Merseburger Bier für den Bürger Koppe," antwortete dieser selbst mit verstellter Stimme.

„Laßt sehen, wollen's untersuchen und proben," sprach

der Thorwirth, züngelnd mit dem Munde, und nahte sich schon mit dem Weinheber dem vordern größten der Fässer.

„Darf's nicht leiden — zahle die Stadtaccise für neun Tonnen," entgegnete der kluge Führer des Wagens, „und habe auch auf Meister Koppens Begehr ein Fäßlein mitgebracht, und möget proben, ob's gut ist.

Und damit reichte er ihm ein wirklich mit Bier gefülltes Tönnchen vom Wagen, denn der kluge Bürger hatte an Alles zum Voraus gedacht, und drückte ihm einen feinen Wildmannsgulden in die Hand.

„Passirt!" rief da der Thorwirth vergnügt; „hat nichts zu sagen mit der Stadtaccise; die Herren vom Rathe wollen immer mittrinken, wenn gutes Merseburger eingeht — aber Meister Clas hat's Vorkosten. Gott befohlen. Fahrt nur hin. Laßt aber nichts verlauten davon."

Darauf in abendlicher Stille öffnete sich der weite Thorweg von Leonhard Koppens Gehöfte; der Wagen fuhr auf den Hof, das Thor wurde wieder verschlossen und die fast zerschlagenen Nönnlein wurden erlöset aus ihren Tonnen.

Die armen Beängstigten empfing die Frau und Tochter des Bürgers. Jene eine runde, gutmüthige Alte, diese ein freundliches, junges Mädchen voll schüchterner Theilnahme und innigem Mitleid. Mit liebevoller Geschäftigkeit führten sie die Geretteten in eine geräumige Oberstube des großen solid gebauten Hauses. Sie brachten ihnen Wasser nebst reinen Tüchern zum Waschen und Wein zur Erquickung; und kaum hatten sie sich etwas erholt und ihre einfache, zerknitterte Kleidung geordnet, so öffnete sich die

Thür und zwei evangelische Prediger traten ein — Beide im schwarzen, weiten Priesterrock, mit dem Evangelienbuch zwischen den gefalteten Händen.

In diesem Augenblick brachte Leonhard Koppens Gattin und Tochter mehrere brennende Lichter, und Hedwig sank fast ohnmächtig zusammen. Sie hatte in dem einen Prediger ihren geliebten Guideon erkannt.

Dieser heftete seine dunkeln Augen mit tiefer Bedeutung auf die schöne Salzburgerin und sprach zu Allen mit lauter Stimme: „Eure Gelübde und das meinige sind gelöst! Der gewesenen Nonne wie dem Prediger der neuen Lehre steht es frei, die Absichten Gottes bei der Einsetzung des heiligen Ehestandes zu erfüllen. Darum in der Furcht des Herrn werbe ich hier vor allen diesen achtbaren Zeuginnen um Deine Hand, Du meine längst geliebte Hedwig!"

Und damit war er ihr näher getreten und hatte die Hand des auf den Sessel kraftlos hingesunkenen Mädchens ergriffen, und eine lebhafte Röthe flog über ihre bis dahin bleich gewordenen Wangen.

„Willst Du mein ehelich Gemahl werden, so sprich ein lautes und vernehmliches: Ja."

„Ja, mit Gott!" hauchte sie, und der volle Sonnenblick ibrer blauen, himmelreinen Augen fiel in die seinigen und bekräftigte mit der tiefsten Seelensprache ihr liebevolles Jawort.

Er zog ihre Hand an seine Lippen und sprach freundlich warm und innig, im Tone der festen Ueberzeugung: „Ja, gewiß, Gott will es, Geliebte!"

„Aber," fügte er hinzu, „die Bewegung der Zeit ist so stark, daß sie der evangelischen Wahrheit noch nicht die volle freie Sicherheit gewährt. Darum, daß päbstliche Hinterlist oder verblendete weltliche Macht nicht hindern, was wir aus voller, freier Ueberzeugung beschlossen haben, laß uns eilen, das Bündniß der Ehe zu schließen, noch ehe die Feinde des gereinigten Glaubens das Mindeste davon ahnen können. Ist es Dir genehm, meine Hedwig, so führe ich Dich noch heute Abend vor den Altar."

„Noch heute Abend?" rief Hedwig aus, von dem großen Gedanken durchbebt: du wirst das Weib dieses geliebten Mannes; und sank damit in die Arme ihrer Freundin Katharina von Bora, und sie anlächelnd durch Thränen entgegnete sie: „Siehe, so werde ich denn die erste Glückliche unter Euch, die des Weibes Bestimmung erreicht! — O Ihr Lieben, folget bald nach!" wendete sie sich gegen Alle, „und wisset, diesen Mann hat meine Seele geliebt, so lange sie zu denken und fühlen vermocht hat."

Die Sympathie mit einer glücklichen Braut ist wohl die reichste und allgemeinste unter jungen Mädchen. Es liegt in dem Glückwunsch, den sie einer geliebten Freundin, welche Braut geworden ist, zollen, gewiß die dunkle, tiefe Ahnung der eigenen glücklichen Zukunft in dieser Weise; denn nichts konnte inniger und tiefer bewegt sein, als es alle diese jungen Nonnen waren, die mit schwesterlichen Küssen, stummen Glückwünschen und Zähren in den schwimmenden Augen, Hedwig umarmten.

Erst aus ihren Armen empfing der Bräutigam die glückliche Braut in den seinigen. Und nun ging es still und feierlich zur Kirche, die nicht fern lag von Leonhard Koppe's Hause. Vier der Nonnen, unter diesen Katharina von Bora als die Glücklichste von Allen, denn ihr muthvoller Unternehmungsgeist hatte der Freundin dieses Glück bereitet, begleiteten sie in etwas mehr weltlich veränderter Kleidung als Brautjungfern. Ein Myrthenkranz war leicht gewunden und der schönen Braut auf das bei ihrer Einkleidung als Nonne kurz verschnittene Haar befestigt. Die Retter der Nonnen, wackere, vermögende Bürger von gutem Ruf, gingen mit in die Kirche als Zeugen, und der fromme Prediger Bernhardus, den Guideon sogleich mitgebracht hatte, verrichtete bei dem dämmernden Scheine von zwei Altarlichtern die weihende Handlung der Trauung.

So hatte endlich die vom Leben so hartbedrängte Hedwig den Hafen des Glücks und des Friedens gefunden; und der junge evangelische Prediger führte die vormalige Nonne als seine geliebte Gattin ein in sein stilles, von Lindenbäumen beschattetes Pfarrhaus.

Nie war eine Braut glücklicher — nie war eine Ehe mehr im Himmel geschlossen; denn Glückseligkeit und freundliches Stillleben war mit ihnen in das Asyl gegen die noch fortwüthenden Stürme der Reformation in ihre nun gemeinschaftliche Wohnung eingezogen.

Die übrigen Nonnen wurden noch einige Tage verborgen gehalten, dann fuhr sie der redliche Bürger Leonhard Koppe

in einem bedeckten Wagen nach Wittenberg, nachdem zuvor Luther von ihrer Ankunft benachrichtigt worden war.

Das geschah am 7. des Monats April im Jahre 1523.

Doctor Martin Luther zeigte sich auch hier, in dieser seltsamen und delikaten Angelegenheit, als der kräftige, klare und besonnene Mann, der immer wußte, was er wollte und nie, bei der geringsten seiner Handlungen, das Licht der Oeffentlichkeit scheute.

Da er sich wohl denken konnte, daß der Churfürst, nach seiner bedenklichen Gesinnung und vorsichtigen Handlungsweise, mit der Entführung der Nonnen nicht zufrieden sein werde, so schrieb er darüber an dessen vertrauten Rath und Hofprediger Spalatin:

„Es sind zu mir gekommen jene neun abgefallenen Nonnen; ein armes, elendes Volk; doch sind sie durch etliche ehrliche Bürger aus Torgau hierher gebracht worden, nämlich durch Leonhard Koppe und seinen Vetter, so wie durch Wolf Tonitzsch, und ist also gar kein Verdacht dabei. Sie jammern mich sehr, noch mehr aber die Andern, die überall in großer Anzahl ...... zu Grunde gehen. Jenes Geschlecht ist ohnedies sehr schwach und von Natur, ja von Gott an den Mann gekettet, und wird nun mit solcher Grausamkeit getrennt und ins Verderben gestürzt. O der Tyrannen, o der grausamen Eltern und Verwandten in Deutschland! Fragst Du, was ich nun mit ihnen thun will? Zuerst will ich ihren Verwandten bedeuten, daß sie dieselben zu sich nehmen; wollen sie es nicht, so werde ich für ihr anderweitiges Unterkommen

sorgen. Denn es ist mir von Einigen ein Versprechen geschehen, Andere will ich, wenn es sein kann, zu verheirathen suchen.“

Dann nannte er sie mit Namen. Es waren außer Hedwig Kaiser, die er nicht erwähnte: Magdalena Staupitz, Elisabeth von Canitz, Eva Grossyn, Eva Schönfeld, Margaretha Schönfeld, ihre Schwester, Lenate von Golis, Margaretha Zeschau nebst ihrer Schwester Katharina Zeschau und Katharina von Bora.

Dann fuhr er fort:

„Solche Geschöpfe sind allerdings des Mitleides bedürftig und es wird in ihnen Christo selbst gedient. Sie sind auf eine recht wunderbare Art entkommen. Dich aber bitte ich, Du wollest auch ein Werk der Liebe thun und für mich bei Deinen reichen Hofleuten etwas Geld herausbetteln, damit ich sie acht oder vierzehn Tage erhalten kann, bis ich sie mit bequemer Gelegenheit ihren Verwandten oder denen, die mir ihre Dienste angeboten haben, übergeben kann.“

Er klagte sodann, daß die Armen nichts hätten, die Reichen nichts geben wollten, das sei Lauf der Welt. Er selbst habe nur 22 Mfl. 12 gr. von der Stadt, außer diesem keinen Heller Einkommen. „Aber — fuhr er fort — ich fordere auch nichts von ihnen, auf daß ich Pauli Ruhm nachahme, auf was immer für eine Weise andere Kirchen beraube und meinen Corinthern umsonst diene?“

Auch an Leonhard Koppe richtete er in dieser Angele-

genheit ein Sendschreiben, das er drucken ließ, worin er ihn als einen Mann lobt, der ein recht schönes Werk vollbracht hat, indem er jene armen Seelen aus dem Gefängnisse menschlicher Tyrannei geführt habe, eben um die rechte Zeit auf Ostern, da Christus auch der Seinen „Gefängniß gefangen nahm."

„Ja, wollte Gott!" rief er aus, „ich könnte auf solche oder andere Weise alle gefangene Christen erretten und alle Klöster ledig machen."

Er bekannte darin frei und öffentlich, daß er Koppen zu dieser Entführung der Nonnen habe auffordern lassen, und zwar in der tröstlichen Zuversicht, Christus, der nun sein Evangelium an den Tag gebracht und des Antichrists Reich zerstört, werde hier Schutzherr sein, ob's auch das Leben kosten werde.

Er gebe dieser Sache die Oeffentlichkeit — erklärte er ferner — um der armen Kinder und ihrer Freundschaft Ehre zu erhalten: Niemand solle sagen können, sie seien durch lose Buben unredlich ausgeführt worden und haben ihre Ehre in Gefahr begeben. Zum dritten wolle er die Herren vom Adel und alle frommen Biederleute warnen, so Kinder in Klöstern haben, daß sie selbst dazu thun und sie herausnehmen, damit nichts Aergeres hernach folge.

Wegen der Sache selbst, wozu er gerathen, müsse er vor der Welt Rechenschaft geben.

Das geschieht denn auch im fernern Verlauf dieses Schreibens auf eben so kräftige als originelle Weise.

Zum ersten hätten die Kinder zuvor ihre Eltern und

Freundschaft aufs Allerdemüthigste ersucht und gebeten um Hilfe, da ein solches Leben der Seelen Seligkeit halben nicht länger zu dulden gewesen sei. Da ihnen dieses aber abgeschlagen worden, so hätten sie sich gedrungen gesehen, um ihr Gewissen und Seele zu erretten, anderswo Hilfe und Rath zu suchen, und diejenigen, so hier helfen konnten, seien aus Pflicht christlicher Liebe schuldig gewesen, ihre Seelen zu erretten.

„Zum Zweiten — fährt er fort — ist das eine hohe, wichtige Ursach und Noth, daß man leider die Kinder, sonderlich das schwache Weibervolk und junge Mägde, in die Klöster stößt, reizt und gehen läßt, da doch keine tägliche Uebung ist des göttlichen Wortes, ja selten und nimmermehr das göttliche Evangelium recht gehört wird.“

Dann legt der mit der edlern weiblichen Natur unbekannte Mann ein zu großes Gewicht auf die Leiden der Enthaltsamkeit und schließt den dritten Entschuldigungsgrund: „Weil denn Gott kein Dienst gefällt, es gehe denn willig vom Herzen und mit Lust, so folget, daß auch kein Gelübde weiter gelten, noch geschehen, noch gehalten werden soll, denn sofern die Liebe und Lust da ist. — Darum nun solch Gelübde ohne Liebe und Geist geschieht, achtet's Gott nicht und nimmt's nicht an; daß also dies auch eine genugsame Ursache ist, Gelübde und Klöster zu lassen, und Jedermann heraus zu helfen in einen andern Stand.“

Den vierten Grund nimmt er von der Bestimmung des Weibes her: „Denn ein Weibsbild ist nicht geschaffen, Jungfrau zu bleiben u. s. w.“

Es soll nach seiner Lehre das klösterliche Gelübde ein völlig freies sein.

„Der allmächtige Gott — schloß er dieses Sendschreiben an Leonhard Koppe — wolle gnädiglich erleuchten alle Freunde derjenigen, so mit Gefahr und Unlust in Klöstern sind, daß sie ihnen treulich heraushelfen; welche aber geistesverständig sind und Klosterei nützlich wissen zu brauchen und gern drinn sind, die laß man drinn im Namen Gottes.“

Dieses durch ganz Deutschland sich schnell verbreitende Sendschreiben und das Beispiel der neun adlichen Nonnen zu Kloster Nimtsch hatte die Folge, daß mehrere Klöster von ihren Mönchen und Nonnen verlassen wurden. Zunächst entwichen aus dem Kloster Widderstätten im Mansfeldschen sechzehn Nonnen, und Luther machte Vorschläge, die Klostergüter zweckmäßiger für die Jugendbildung zu verwenden.

Die entwichenen Nonnen von Nimtsch aber, die sich unter seinen Schutz begeben hatten, machten ihm noch viel Sorge und Schreiberei.

Der sonst so viel geltende Reformator, dessen Rath Fürsten und Herren befolgten, hatte sich vergebens mit ausführlichen Sendschreiben an die Eltern und Angehörigen der ausgetretenen Nonnen gewendet. Die stolzen Adelsfamilien schienen alle unversöhnlich und auf das Tiefste erbittert, diese Entführung wie einen ihnen angehängten Schandfleck zu betrachten, und so war denn Luther genöthigt, selbst für diese hilflosen Geschöpfe zu sorgen,

die ihn ehrten und ihm vertrauten, wie Kinder ihrem Vater. Vorerst brachte er sie theils bei Freunden, theils in achtbaren Bürgerfamilien gegen Kostgeld unter, wozu er sich von reichen Anhängern seiner Lehre Beisteuer erbat. Dann gelang es ihm, Einige derselben zu verheirathen. Nur eine der entflohenen Nonnen machte ihm viel Unruhe und Sorge. Es war Katharina von Bora, die schönste und achtbarste dieser Jungfrauen, die besonders Luthers Wohlwollen durch ein kluges, verständiges Wesen und eine stille, genügsame Häuslichkeit auf sich zog.

Dieses treffliche Mädchen hatte durch Luthers Verwendung der damalige Stadtschreiber zu Wittenberg, Philipp Reichenbach, ins Haus genommen. Luther ging in dieser achtbaren Familie viel aus und ein, und hatte daher wohl Gelegenheit, sie kennen zu lernen und zu beobachten. Allein Katharina von Bora fühlte täglich mehr ihre längst schon gehegte stille Bewunderung für den großen Reformator in das wärmere Gefühl der Liebe übergehen, und damit entstand in ihrem Wesen gegen Luther jene jungfräuliche Scheu und Besorgniß, das Geheimniß ihres Herzens zu verrathen, welche ihr die frühere Unbefangenheit in dem Grade nahm, daß sie wohl leicht in ihrer Zurückhaltung zu weit gegangen sein mag. Wenigstens äußerte sich Luther damals einige Mal über sie, daß er sie für stolz und hoffährig halte.

Zum Heirathen schien er selbst für seine Person damals noch keine Neigung gehabt zu haben, und wenn er ja einmal daran dachte, so war Katharina von Bora viel-

leicht die Letzte, die er sich als Gattin gewünscht haben würde.

Das war wohl ganz natürlich; denn was den edlen Mann am meisten anzieht, das reiche Innere, die Gaben des Geistes und die Tiefe des Gemüthes, das waren Eigenschaften, die Katharina von Bora allerdings besaß, die sie aber in Luthers Gegenwart nie zu entfalten gewagt hatte.

Indeß im Jahre 1524 legte Luther seine Mönchskleidung ab, obgleich er noch im Augustinerkloster wohnen blieb. Er hatte nämlich vom Churfürsten als ein damals kostbares Gnadengeschenk schwarzes Tuch zu einem Rock erhalten, wobei er ihm sagen ließ, er möge sich daraus nach Belieben einen Priesterrock oder eine Mönchskutte oder ein spanisches Habit machen lassen. Es hatten damals schon alle Augustiner, außer Luther und dem Prior, das Kloster verlassen, und diese Beiden übergaben es nun dem Churfürsten, als dem jüngsten Erben, um der lästigen Verwaltung der Zinsen und Gefälle überhoben zu sein. Das war die nächste Veranlassung zu diesem Geschenk gewesen, und nun ließ er sich daraus den bekannten faltenreichen Predigerrock machen, worin er von seinem trefflichen Freunde, dem Meister Lucas Kranach, so oft gemalt ist. In dieser Kleidung betrat er nun am 9. October 1524 zum ersten Male die Kanzel.

Nun glaubte man allgemein, da er das klösterliche Gelübde damit auch äußerlich abgestreift hatte, der eifrige Vertheidiger des Ehestandes werde sich nun auch selbst in den Stand der Ehe begeben. Doch wenn ihn seine

Freunde dazu aufforderten, antwortete er in der hypochondrischen Stimmung, die wieder über ihn gekommen war: „Ich habe dermalen keinen solchen Gedanken, sondern hoffe bald zu sterben.“

Auch an Verleumdungen fehlte es ihm nicht, wie allen ausgezeichneten Menschen, deren natürliche und unversöhnliche Feinde die kleinen und engherzigen Geister sind. Es kam ein Bote oder Kundschafter vom König Ferdinand zu Luther, um sich nach seinem Privatleben zu erkundigen. Man hatte von päbstlicher Seite, da man ihm persönlich nichts anhaben konnte, die Verleumdung verbreitet, daß er trinke und Würfel spiele, in der Stadt mit bewaffneten Haufen umherziehe und mit entführten Nonnen ein liederliches Leben führe. Als sich nun jener Kundschafter von dem stillen, frommen Wandel des fleißigen Mannes überzeugt hatte, konnte er sich nicht enthalten, darüber zu lächeln und ihm selbst zu gestehen, welchen Auftrag er gehabt habe.

Diese und andere Vorfälle reiften mit der Zeit, doch erst langsam den Entschluß, sich selbst zu verheirathen, mehr aus Vernunftgründen, als aus Leidenschaft; denn der 42jährige, enthaltsam lebende Mann war längst hinweg über die Zeit der glühenden Neigungen zum andern Geschlecht.

Zudem nahmen die stürmischen Angelegenheiten der Reformation und viele andere Geschäfte alle seine Zeit auf das Dringendste in Anspruch.

So gab es für ihn mehrere Visitationsreisen; dann

die Unruhen, welche der berüchtigte Sectirer Thomas Münzer und die aus Wittenberg vertriebenen falschen Propheten zunächst in Zwickau angestiftet hatten, zu bekämpfen, weshalb er sich selbst dorthin begab und durch kräftige Predigten gegen diese »Schwarmgeister« die Ruhe wieder herstellte; dann in Borna den Schmähungen des Bischofs von Merseburg persönlich entgegenzutreten; dann in Eilenburg einen evangelischen Prediger zu weihen; dann in Lichtenberg wichtige Predigten zu halten; darauf in Leißnig, Weimar, Erfurt und Zerbst geistliche Angelegenheiten zu ordnen. Selbst zu einer Gevatterschaft nach Schweidnitz und zu der Trauung seines alten Freundes, des Predigers Dr. Link, nach Altenburg zu reisen, verschmähte er nicht, da er jede Gelegenheit zu benutzen wußte, den Samen des Guten auszustreuen und das Licht des Glaubens zu verbreiten. Hier in Altenburg hielt er eine kräftige Rede über den Zweck und Nutzen des Ehestandes, und verrichtete dann die Trauung des evangelischen Predigers. Bewaffnete Bürger mußten ihn nach Hause begleiten, da die Domherren und Pfaffen den Pöbel gegen ihn aufgeregt hatten. Dann reiste er wieder in Kirchenangelegenheiten nach Leißnig, darauf nach Schweidnitz, auf Verlangen des vertriebenen Königs von Dänemark Christian II., womit er den Grund zu der spätern Reformation in Dänemark legte. In diese Zeit fiel auch seine wichtige Reise nach Magdeburg, auf Einladung des Rathes, wo er das ganze Kirchenwesen im Sinne der Reformation ordnete. Dann gaben ihm die neuen bilder-

stürmerischen Unruhen Carlstadts in Orlamünde und Kahla Veranlassung zu der gefährlichen Reise dorthin, wo er, nicht ohne Gefahr persönlicher Mißhandlung, die Ruhe wieder herstellte, und da Carlstadt nicht eines Bessern zu überzeugen war, so bewirkte er am Ende dessen Verweisung aus dem Lande. Selbst von einem Meuchelmörder bedroht, sah er sich im Anfange des Jahres 1525 zu einer schnellen Reise nach Torgau veranlaßt. Dazu war der Ausbruch des Bauernkrieges, den er längst vorausgesehen hatte, vor der Thür; Thomas Münzer, von Zwickau vertrieben, hatte sich an die Spitze der unzufriedenen Bauern gestellt, und es eröffnete sich damit ein neues Feld für die ungeheuere, ans Riesenhafte streifende Thätigkeit Luthers.

Und um das Maaß der geistigen Bewegung, die Luther fortwährend in Athem hielt, noch voll zu machen, war der vorsichtige und bedenkliche Freund und Gönner Luthers — der wahre Fabius Cunctator der Reformation — der treffliche Churfürst von Sachsen, Friedrich der Weise, am 5. Mai 1525 auf seinem Schlosse zu Lochau in seinem 63. Jahre, vom ganzen Lande betrauert, mit Tode abgegangen, und da er keine Leibeserben hinterließ, folgte ihm in der Regierung sein jüngerer Bruder, Herzog Johann von Sachsen, welcher der Reformation einen neuen Aufschwung gab, indem er sich offen und standhaft für Luthers neue Lehre bekannte, die papistischen Mißbräuche abschaffte und unter Luthers Beistand das Kir-

chenwesen in Sachsen im Sinne des gereinigten Evangeliums neu ordnete.

So waren es nicht allein Reisen und freundschaftliche Beziehungen, sondern auch die lebhafteste Correspondenz, eine rastlose schriftstellerische Thätigkeit, häufiges Predigen und fast tägliche Vorlesungen, was einen mindern Riesengeist, als der seinige war, bei einem noch dazu nicht selten leidenden Körper, völlig erdrückt haben würde. Und wenn auch die ihm eigene deutsche Gemüthlichkeit ihn noch immer für die kleinen Interessen seiner Freunde eine freundliche Theilnahme, für die Angelegenheiten der Nonnen eine warme Verwendung finden ließ, so begreift es sich doch leicht, daß er für die Begründung eines eigenen Hausstandes weder Zeit noch Neigung fühlen konnte.

Indeß bedrängten ihn seine Freunde immer mehr, daß es nicht allein genüge, den Ehestand in Predigten und Schriften zu empfehlen, sondern auch mit gutem Beispiele voranzugehen, damit nicht Spötter von ihm sagen möchten, bei ihm heiße es: „Handelt nach meinen Worten, aber nicht nach meinen Werken.“ — Dazu kam noch, daß sein alter, würdiger Vater, der Bergmann Hans Luther, gar sehr in ihn drang, ein so gutes christliches Werk nicht länger zu verschieben.

Den meisten Eindruck in seiner damaligen Stimmung machte aber eine seltsame Bemerkung des gelehrten Juristen Hieronymus Schurf: „Wenn dieser Mönch ein Weib nähme, so würde die ganze Welt und der Teufel darüber lachen und alle seine Sache damit verderben.“

Da regte sich in ihm der Gedanke, aller Welt und dem Teufel zu trotzen und dennoch ein Weib zu nehmen. Und er warf seine Blicke auf eine gewisse Eva Schönfeld — ein bescheidenes, liebenswürdiges Mädchen, das mit unter den entwichenen Nonnen gewesen war; allein ehe der in diesem Falle bedenkliche Mann mit sich selbst über seine Absicht ins Klare kommen konnte, hatte sie sich mit einem Doctor Blasius in Preußen verlobt, und Luther konnte und mochte sie nicht hindern, ihn zu heirathen und ihm nach seinem fernen Wohnort hin zu folgen.

An Katharina von Bora dachte er nur insofern, als ihre Verheirathung ihm Sorge machte. Er glaubte bemerkt zu haben, daß ein gewisser Hieronymus Baumgärtner, der Sohn eines Patriziers zu Nürnberg, der viel in Reichenbachs Hause aus- und einging, sie auszeichnete, und zweifelte nicht, daß sie ihn wieder liebe; denn er war ein hübscher, junger Mann von einnehmendem Wesen und gutem Rufe. Wenn er ihn wegen seiner Neigung auszuforschen suchte, so seufzte der junge Mann, und zu einer Antwort gedrängt entgegnete er: „Ach Gott, ja, ich liebe sie wohl; aber ....."

Zu etwas Weiterem war er nicht zu bringen, und ohne um sie anzuhalten, kehrte der junge Nürnberger in seine Heimath zurück.

Da schrieb ihm Luther: „Wenn Ihr Eure Käthe von Bora wollt, so thut bald zum Werke, ehe sie einem Andern gegeben wird, der bei der Hand ist. Sie hat die Liebe zu Euch noch nicht überwunden, und ich würde

mich freuen, wenn Ihr Beide mit einander verheirathet würdet.“

Allein Luther erhielt darauf keine Antwort, und bei Gelegenheit seiner Anwesenheit in Orlamünde, wo er die von den Bilderstürmern Carlstadt und den Zwickauer Propheten erregten Unruhen zu stillen hatte, warf er seine Augen auf den dortigen Prediger Kaspar Glatz, und diesem machte er den Antrag, sich mit Katharina von Bora, die er ihm sehr empfahl, ehelich zu verbinden. — Der ehrliche Prediger war auch sogleich dazu bereitwillig, und Luther ließ daher, als er nach Wittenberg zurückgekehrt war, ihr durch seinen alten Freund, den Prediger Amsdorf, den Heirathsantrag des guten Mannes zugehen.

„Ei du mein Himmel,“ erwiederte das liebenswürdige Mädchen naiv und scherzend: „Wenn Ihr es noch wäret, oder der Doctor Martinus Luther, so würde ich nicht »Nein« sagen; aber diesen Mann, den Ihr mir vorschlaget, kenne ich nicht, und Jeder ist mir auch nicht gleichviel.“

„Ich bin schon zu alt zum Heirathen, liebe Käthe,“ entgegnete der würdige Prediger; „aber unser Freund Martinus ist gerade in den rechten, gesetzten und verständigen Jahren, um eine gute Hausfrau, wie Ihr es werden würdet, glücklich zu machen. Ich werde es ihm sagen.“

„Ach Gott,“ seufzte Katharina, „wenn er mich nur halb so lieb hätte, als ich ihn, so brauchte er nicht aufmerksam darauf gemacht zu werden.“

„Ei!“ rief Martin Luther aus, als ihm Amsdorf

diese Reden hinterbracht hatte, „hätte ich doch nie geglaubt, daß eine Jungfrau mein altes, baufälliges Haus noch lieben könne. Ich habe sie immer für stolz und hoffährig gehalten; sollte ich mich aber geirrt haben, so möchte ich keine Bessere finden können, als sie."

Nach diesen Worten ging er auf der Stelle zu ihr, und fragte sie freundlich und offen: „Liebe Käthe, wollt Ihr Euch entschließen, mein ehelich Gemahl zu werden, so sprecht ein vernehmliches: Ja."

Und sie sprach das „Ja!" mit fröhlicher Zuversicht und schlug ein in seine Hand, die er ihr darreichte.

„Nun, Gott sei mit uns," sprach Luther bewegt; „ich hoffe, es soll Euch nicht gereuen: denn so Ihr mir ein fleißiges, häusliches und gehorsames Eheweib sein werdet, will ich Euch halten und hegen, wie die Ehre meines Hauses."

„Aber," fuhr er fort, „die Sache leidet keinen Aufschub, damit der Teufel nicht dazwischen komme und die Welt eher die That, als die Absicht erfahre."

„Wie Gott es will, je eher je lieber," antwortete ihm Käthe mit freundlicher Offenheit. Und nun nahm er sie bei der Hand und führte sie in die geräumige Putzstube des schönen, großen Hauses des Stadtschreibers Reichenbach, wo so eben die ganze Familie und mehrere Freunde des Hauses versammelt waren, und stellte ihnen Katharina von Bora als seine verlobte Braut vor.

Höchst originell äußerte er sich darüber in verschiedenen Einladungsschreiben zur Hochzeit.

Anfangs Mai's, als gerade der Bauernaufstand in Thüringen tobte, schrieb er an Rühl: „Kann ich's schicken, dem Teufel zum Trotz will ich meine Käthe noch zum Weibe nehmen, ehe denn ich sterbe, wo ich höre, daß sie fortfahren. Ich hoffe, sie sollen mir doch nicht meinen Muth und Freude nehmen."

Schon nach wenigen Wochen, am 13. Junius, ließ er sich in aller Stille mit ihr trauen. Alsdann aber verkündete er der Welt laut und offen den großen Schritt, den er, um jede Einrede abzuschneiden, mit so überraschender Schnelle gethan hatte, und richtete am 27. desselben Monats ein Hochzeitsmahl aus, wobei seine liebe Käthe schon als freundliche Wirthin im bescheidenen Frauengewande auftrat.

Die Einladungsschreiben an seine Freunde enthalten manche Stelle, die über seine Gesinnungen und Ansichten und die Meinung der Welt darüber in dieser Hinsicht einiges Licht verbreiten.

„Bittet für mich, mein lieber Herr," schrieb er u. A. an Michael Stiefel, „daß Gott der Herr meinen neu angefangenen Orden (den Ehestand) wolle gnädig segnen und heiligen; denn die Weltweisen, auch unter den Unsrigen, sind heftig erzürnt darüber. Sie müssen bekennen, daß der Ehestand Gottes Werk ist. Aber die Larve meiner und der Jungfrau Person macht sie thöricht, und treibt sie wider Gott zu denken und zu reden. Ist mein Ehestand Gottes Werk, was ist es Wunder, daß sich die Welt daran ärgert? —"

„Wir haben,“ fährt er seine persönlichen Verhältnisse berührend fort, „die Renten und Zinsen unsers Klostereinkommens dem Landesfürsten übergeben. Ich lebe nun fort wie ein anderer Hausvater, und bleibe im Kloster so lange Christus will. Denn ich habe nicht darum ein Weib genommen, als ich gedächte lange zu leben, sondern (nachdem ich denke, daß schier mit mir am Ende sein will, weil ich sehe, daß Jedermann, Hohe und Niedrige wider mich wüthen und toben) daß ich meine Lehre mit meinem eigenen Exempel bestätigt, den schwachen Gewissen zu Trost hinter mir ließe.“

An seine Mansfeldschen Freunde und Verwandte schrieb er u. A.: „Weil sie denn toll und thöricht sind, will ich mich auch schicken, daß ich für meinem Ende im Stande von Gott erschaffen gefunden werde und nichts meines vorigen papistischen Lebens an mir behalte, so viel ich kann, und sie noch toller und thörichter machen, und Alles zu guter Letzt und Ade. Denn es mir selbst ahnet, Gott werde mir einmal zu seiner Gnade helfen; so hab' ich auch nun, aus Begehr meines lieben Vaters, mich verehelicht, und um böser Mäuler willen, daß nicht verhindert werde, mit Eile vollzogen, ꝛc.“

An Spalatin schrieb er: „Ich habe denen das Maul gestopft,“ die mich mit meiner vertrauten Jungfrau Katharina von Bora austragen und berichtigen. Gibt Gott, daß es fortgeht, daß ich Hochzeit mache, meinen angefangenen Ehestand damit öffentlich zu bezeugen, so mußt Du nicht allein dabei sein, sondern mir auch rathen,

— Ich bin in großen Abfall und Verachtung durch diese meine Heirath, daß ich hoffe, es sollen sich die Engel darüber freuen und die Teufel weinen. Die Welt mit ihren Klüglingen kennt noch versteht dies Werk nicht, daß es göttlich und heilig sei; ja, machen's an meiner Person gottlos und teuflisch."

Auch gegen seinen gelehrten Freund Doctor Link sprach er sich darüber aus: „Gott hat mich unversehens, da ich viel andere Gedanken hatte, mit der tugendsamen Jungfrau Käthen von Bora, die vordem eine Klosterjungfrau gewesen, wunderbarlich in den Ehestand geworfen, und bin bedacht, Dienstags nach Johannis das hochzeitliche Mahl zu geben u. s. w."

Nachdem er ihn zu diesem hochzeitlichen Mahle eingeladen und jedes Geschenk verbeten, schloß er: „Allein ich bitte Dich, Du wollest mir Glück und Gottes Segen wünschen und für mich beten."

Man sieht aus diesen Briefen, daß Luther nicht mit der freudigsten Aussicht in den Stand der Ehe getreten ist, den er so oft gepredigt und empfohlen hatte. Die schwermüthige Stimmung, welche seine durch die anstrengendsten Geistesarbeiten herbeigeführten Unterleibsbeschwerden, sowie die vielen Verleumdungen und Verfolgungen seiner Feinde, Anfechtungen des Teufels — woran er glaubte — und die Unannehmlichkeit der mancherlei Streitigkeiten in Glaubenssachen, selbst der verkehrte Eifer seiner vormaligen Anhänger, seinem Gemüth zugezogen hatten, machte, daß er nur mit Schwermuth und Todes-

ahnung in die Zukunft sah und das ihm fremdartige, fast unangenehme Ehebündniß nur aus einem höhern Pflichtgefühl schloß, um seines Vaters Wünsche zu erfüllen und der Welt zu zeigen, daß er nichts mehr vom Pabstthum an sich trage.

Unter diesen Umständen sollte man meinen, es müsse eine trübselige, unzufriedene Ehe geworden sein, die er mit Katharina von Bora führte; allein schon das erwähnte Hochzeitsmahl, zu welchem er auch den ehrlichen Leonhard Koppe und den glücklichen Prediger Guideon Silesius mit seiner schönen, liebenswürdigen Gattin aus Torgau, eingeladen hatte, wurde fröhlich, doch in ehrbarer Sittsamkeit und Stille gefeiert. Zu diesem Mahle sendete ihm auch der Stadtmagistrat zu Wittenberg ein damals werthvolles Ehrengeschenk von vierzehn Maaß verschiedener guter Weine, namentlich ein Stübchen Malvasier, ein Stübchen Rheinwein und sechs Maaß Frankenweine, wodurch allerdings die Fröhlichkeit der ehrbaren Hochzeitsgäste nicht um ein Geringes erhöhet wurde.

Sinnreich waren die Trauringe — die noch gezeigt werden — aus zwei ineinandergreifenden Goldringen bestehend, mit der Inschrift, wodurch Luther sein tiefes Gefühl für die Bedeutung der Ehe aussprach: „Was Gott zusammenfügt, soll der Mensch nicht trennen.“

Nie ist eine Ehe mit weniger Poesie und Gluth der Gefühle geschlossen, und nie vielleicht glücklicher gewesen. Beide befanden sich schon im reiferem Alter der Besonnenheit und Ruhe. Luther war zweiundvierzig, Ka-

tharina von Bora sechsundzwanzig Jahre alt. Sie war von schlanker Gestalt und angenehmer Gesichtsbildung, und Luther bewährte sich in diesem neuen Verhältniß als ein ächter Deutscher, mit einem Gemüth voll Herzlichkeit, indem er das Bedürfniß eines Familienlebens empfand, und seinen starken Willen und mächtigen Geist mit Milde und Freundlichkeit darein fügte.

Unter der sorglichen Pflege seiner lieben Käthe wurde er täglich gesünder, heiterer und selbst wohlbeleibter. Die gegenseitige Achtung und Zuneigung erhöhete sich mit jedem Tage.

„Ich bin — schrieb er darüber an einen seiner Freunde — nicht von unmäßiger Liebesbrunst entflammt, sondern halte mein Weib lieb und werth;“ gewiß die Sinnesart, die unter so edlen und braven Menschen, wie Luther und seine Käthe waren, die beste Bürgschaft für wahre Begründung und Dauer des häuslichen Glücks abgibt.

Jeder Zug aus seinem Familienleben zeigt, daß er ein trefflicher Gatte und sorglicher, liebevoller Vater — denn ihre Ehe war reichlich mit Kindern gesegnet — gewesen sein muß.

Mit dem gemüthlichsten Humor schilderte er in einem vertrauten Briefe sein eheliches Verhältniß und das achtungsvolle, naive Benehmen seiner lieben Käthe gegen ihn.

„Im ersten Jahre des Ehestandes — schrieb er — hat einer seltsame Gedanken; wenn er über Tisch sitzt, so gedenkt er: vorhin warst Du allein, und bist jetzt selbander. Also saß meine Käthe im ersten Jahre bei mir, wenn ich

studirte, und da sie nicht wußte, was sie reden sollte, fing sie an und fragte mich: »Herr Doctor, ist der Hochmeister in Preußen des Markgrafen Bruder?« — es war aber eine und dieselbe Person. Ferner sprach sie zu sich selbst: »Käthe, du hast einen frommen Mann, der dich lieb hat; du bist eine Kaiserin! — Ich danke Gott, aber zu einem solchen Stande gehört eine fromme und gottesfürchtige Person.«"

Ein ander Mal äußerte er sich darüber gegen einen Freund: „Ich würde meine Ehefrau nicht gegen das Königreich Frankreich noch gegen die Schätze der Venediger vertauschen, wegen dreier Ursachen: Weil sie mir von Gott gegeben worden, da ich ihn vorher um ein gutes Eheweib herzlich angerufen; dann, weil — wenn sie gleich Fehler hat — sie doch kleiner bei ihr, als bei Andern sind, und weil sie mir treu ergeben ist."

Bei einer andern Gelegenheit, bald nach seiner Verlobung, sprach er über Tisch von der Epistel an die Galater, die ihm besonders werth war: „Die ist meine Epistel, mit der ich mich verlobt habe. Sie ist meine Katharina von Bora."

Wie freundlich er mit ihr umging, bezeugen schon die Aufschriften seiner Briefe an seine Gattin, die so lauteten: „Meiner freundlichen, lieben Käthen Lutherin in Wittenberg zu Handen."

An seinen Freund Stiefel schrieb er: „Es grüßt Dich Käthe, meine Rippe, und dankt Dir, daß Du sie in Deinem anmuthigen Briefe geehrt hast. Sie befindet sich

wohl durch Gottes Gnade, und ist mir folgsam und in Allem zu Willen und unterthänig, mehr als ich zu hoffen gewagt hätte, so daß ich meine Armuth nicht möchte mit den Schätzen Crösus vertauschen."

So gestaltete sich sein häusliches Leben immer freundlicher und friedlicher, je mehr es auch außen noch zu kämpfen und zu stürmen gab. Seine Käthe nahm den lebendigsten Antheil an allen Ereignissen und Kämpfen seines öffentlichen Lebens, und hat gewiß gar oft mit ihrer sanften Milde zur Beruhigung seiner zu heftigen Gemüthsregungen beigetragen. Er las ihr alle seine Briefe vor, und wenn sie auch nicht viel davon verstand, so war ihm doch angenehm und werthvoll, daß sie seine geduldige Zuhörerin war, und nicht selten mit ihrem reinen, weiblichen Sinne, und klaren besonnenen Verständigkeit ihm Bemerkungen darüber machte, die wohl geeignet waren, so manche schroffe Seite seines Wesens und Characters abzuschleifen.

Wie glücklich und idillisch sich oft sein häusliches Leben in seiner geräumigen Klosterwohnung, die ihm der Churfürst gelassen hatte, gestaltet haben mag, ergibt sich schon aus einer Aeußerung darüber in einem Schreiben an Lange: „Wann aber kommst Du einmal zu uns, um auch einmal die alten Maale der vertraulichen Freundschaft anzusehen? Ich hab' einen Garten gepflanzt, einen Brunnen gebaut, und Beides mit Glück. Komm, so sollst Du mit Rosen und Lilien bekrönt werden."

Und wenn zu einer glücklichen Ehe Vaterfreuden und

die gemüthliche Empfänglichkeit dafür gehören, so genoß er auch dieses Glück im vollen Maaße.

Nach der Geburt seines ersten Sohnes schrieb er mit rührender Freude an Spalatin: „Gnade und Friede! Ich sage Dir Dank im Herrn, mein Spalatin, daß Du so aus vollem Gemüth Glück wünschest (möge Gott es gedeihen lassen!) mir glücklichem Ehemann, als dem mein bestes Eheweib und vielgeliebte Hausfrau ein Söhnchen, Johannes Lutherchen, durch Gottes Segen geschenkt hat, und bin so Vater geworden durch Gottes wunderbare Gnade. — — Bitte aber Du, daß mir Christus das Kind erhält gegen den Satan, der, wie ich wohl weiß, nichts versäumen wird, mich in meinem Sohne zu verwunden, so Gott es ihm zuläßt; denn schon hat das Kind allerlei, ich weiß nicht was für Krankheitsleiden."

So gab es denn freilich auch mancherlei häusliche Leiden und Bekümmernisse, die jedoch, da sie nicht vom Unfrieden herrührten, das Band der Liebe und Eintracht zwischen ihm und seiner Gattin nur inniger und fester knüpfen konnten.

Im Jahre 1527 hatte ihm seine Frau ein Töchterlein geboren, das aber bald wieder starb. Was er dabei fühlte, schrieb er an seinen Freund Hausmann: „Es ist mir mein Töchterchen Elisabethchen gestorben, und hat mir ein gar wundes, beinahe weibisches Gemüth zurückgelassen, so gar bin ich bewegt von Wehmuth um sie. Ich hätte das nie zuvor geglaubt, daß die Herzen der Väter so gar weich werden über ihren Kindern. Bete Du für mich zum Herrn."

Wie zärtlich und gemüthlich dieser große Reformator mitten in den großartigsten Bewegungen seines geistigen Lebens war, auch das ergibt sich aus manchen seiner vertrauten Briefe. So schrieb er u. A. an Justus Jonas: „Mein kleiner Johannes kann Dich nicht grüßen, wegen Krankheit, aber er bittet um Dein Gebet für ihn; heute sind es 12 Tage, daß er nichts ißt und sich nur vom Trinken genährt hat; jetzt fängt er wieder an zu essen. Das arme Kind möchte gar gern nach seiner Art munter sein und stark, aber er kann's nicht vor Schwäche."

Ein ander Mal bedankte er sich bei seinem Freunde Hausmann für Spielsachen, die er dem Kinde geschenkt hatte; und als er Spalatin freundlich anzeigte, daß sein Kind den ersten Zahn bekommen habe, schrieb er ihm Grüße von seiner Frau, welche ihm einen kleinen Spalatin wünsche, damit er von demselben lerne, was sie von ihrem Johannes gelernt habe, nämlich: die Frucht und Freude des Ehestandes, dessen der Pabst mit seiner Welt nicht werth gewesen.

An seinen vierjährigen kleinen Sohn schrieb er auf einer Reise einen Brief, worin sich die ganze Kindlichkeit seines Gemüths aussprach: „Ich sehe gern, daß Du wohl lernst und fleißig seiest. Thu also, mein Söhnchen, und fahr fort, wenn ich heimkomme, will ich dir einen schönen Jahrmarkt mitbringen. Ich weiß einen hübschen, lustigen Garten, da gehen viel Kinder innen, haben güldene Röcklein an, und lesen schöne Aepfel unter den Bäumen, und Birnen, Kirschen, Spilling und Pflaumen, singen

und sind fröhlich; haben auch schöne, kleine Pferdlein an güldnen Zäumen und silbernen Sätteln. Da fragte ich den Mann, deß der Garten ist, weß die Kinder wären? Da sprach er: Es sind die Kinder, die gern beten lernen und fromm sind. Da sprach ich: Lieber Mann, ich habe auch einen Sohn, heißt Hänschen Luther, möcht' er nicht auch in den Garten kommen, daß er so schöne Aepfel und Birnen essen möchte, solche feine Pferdlein reiten und mit diesen Kindern spielen?" u. s. w.

Nur ein reiner Sinn kann mit solcher Gemüthlichkeit in den Ideenkreis und Mährchenton der Kinderwelt eingehen.

Eben so liebenswürdig und gemüthlich, wie er als Familienvater war, hat man ihn auch als Hausherrn und in geselliger Hinsicht gekannt.

Man würde sehr irren, wenn man sich aus seinem öffentlichen Wirken, seinen strengen Predigten, heftigen Streitschriften und freimüthigen Briefen, Luther im Privatleben als einen der Welt abgestorbenen, strengen und ascetischen Mann denken wollte; denn er war durch und durch eine gesunde, kernhafte Natur, ein Mann, der, obgleich mit ganzer Seele dem Göttlichen zugewendet, doch keinesweges den anständigen Genüssen und Freuden der Welt entsagt hatte.

Man weiß, daß er sehr gastfrei und mildthätig war. In seiner geräumigen Klosterwohnung nahm er oft viele Fremde, und selbst Kranke und Hilfsbedürftige auf. An belebten und geistreichen Tischgesprächen fand er viel Behagen, und wenn diese in den kräftigen Wahrheiten und

schlagenden Witzworten, die sie enthalten, weit über die Grenzen unserer heutigen Begriffe von Schicklichkeit hinweggingen, so möge man bedenken, daß jene thatkräftige Zeit — noch weit entfernt von unserer modernen Verfeinerung — kein Aergerniß daran nahm, wenn Luther in seinem Kraftgefühl und in der Naturwahrheit seines ganzen Wesens, ohne Scheu jedes Ding bei seinem rechten Namen nannte.

Frau Käthe gab dann gern an Speise und Trank zum Besten, was Küche und Keller vermochten, und wenn auch Luthers Wahlspruch in heitern Stunden war:

„Wer nicht liebt Wein, Weiber und Gesang,
Der bleibt ein Narr sein Lebelang" —

so war er doch in allen solchen Dingen mäßig und genügsam.

Seine Besoldung war gering, und würde wohl kaum hingereicht haben für ein solches Hauswesen und eine fast verschwenderische Wohlthätigkeit. Allein Fürsten und Herren kamen ihm mit Gnadengeschenken zu Hilfe, wie sehr er auch sich wehrte und sie ablehnte; und seine Hausehre, die liebe Käthe, war bei dem Allen eine kluge und treffliche Wirthin, die jeden Pfennig zu Rathe hegte, und diesen zum Thaler zu machen wußte.

Für sich selbst bat er nie um Etwas, wohl aber für Andere; besonders auch für seinen allzuspärlich besoldeten Freund Philipp Melanchthon. Für seine Vorlesungen und Schriften ließ er sich nie ein Honorar zahlen, und die größte Uneigennützigkeit bezeichnet sein öffentliches, wie sein Privatleben.

Zu seiner Erholung trieb er gern mit seinen Freunden und Schülern Musik, eine Kunst, worin er sehr bewandert war. Er betrachtete sie als eine gar kräftige Waffe gegen den Satan, der sie als ein Trauergeist nicht leiden könne und davor fliehe. Er ließ die Musik in ihrer Würde und Bedeutung gleich auf die Theologie folgen. — „Wer die Musicam verachtet — sagte er einst — wie denn alle Schwärmer thun, mit dem bin ich nicht zufrieden. Denn die Musica ist eine Gabe und Geschenk Gottes, nicht ein Menschengeschenk. So vertreibet sie den Teufel und macht die Leute fröhlich, und vergißt dabei alles Zornes, Unkeuschheit, Hoffahrt und anderer Laster. Ich gebe nach der Theologia der Musica den nächsten Platz und die höchste Ehre. Denn man sieht, wie David und alle Heiligen ihre gottseligen Gedanken in Vers, Reimen und Gesang gebracht haben.“

Von der Musik sagte er noch, sie vertreibt die Sorgen des Herzens und melancholische Gedanken.

Zum Vergnügen und zur heilsamen Leibesbewegung übte er auch die Drechslerkunst und trieb Gärtnerei; und so wußte er sein von Außen so stürmisch bewegtes Leben mit den lieblichsten Blumen eines glücklichen Stilllebens zu schmücken.

Gab es später auch in seinem häuslichen Leben manche Stürme und Beängstigungen, Krankheiten aller Art und selbst die Pest in Wittenberg: so blieb er doch dabei immer groß und edel, fromm und gottvertrauend, mild, menschenfreundlich, furchtlos und selbstbewußt.

Als — wie gesagt — die Pest heftig wüthete in Wittenberg, die ganze Universität auszog nach Jena, war er selbst nicht durch die Vorstellungen des Churfürsten zu bewegen, sein Haus zu verlassen. Im Gegentheil nahm er furchtlos manchen Kranken auf.

„Mein Haus — schrieb er darüber an Amsdorf — fängt an ein Spital zu werden. Hanna, des Augustinus Ehefrau, hat die Pest innerlich gehabt, aber sie ersteht wieder; Margaretha Mechinna hat uns wegen einer Beule und anderer Anzeichen Schrecken gemacht, obwohl sie auch wieder gesund wird. Ich fürchte gar sehr wegen meiner Käthe, die der Geburt nahe ist, und mein Söhnchen ist drei Tage krank und ißt nicht. So ist auswendig Streit und inwendig Furcht; Christus sucht uns hart heim. Der einzige Trost, den wir dem grimmigen Satan entgegensetzen, ist, daß wir Gottes Wort haben zur Erhaltung der Seelen; die Leiber mag er hinraffen, wie er will. Derowegen werdet Ihr für uns beten, daß wir die Hand Gottes beherzt ertragen und des Satans Gewalt überwinden, es sei durch den Tod oder durchs Leben.“

Mancherlei sonstige Heimsuchungen verbitterten noch sein Leben; indeß im Ganzen war es doch ein glückliches und segensreiches.

Seine Art zu dulden, war immer groß und fromm, vollkommen würdig seiner Art zu handeln.

Das letzte ehrenvolle Zeugniß, was er sterbend seiner Käthe gab, die ihm sechs Kinder geboren hatte, sprach er in seinem Testament aus, wodurch er sie, so lange sie unvermählt bleibe, zur alleinigen Erbin aller seiner Habe einsetzte, weil sie — wie er ihr bezeugte — „mein frommes,

treues, eheliches Gemahl ist: die mich reicher machte, als es Crösus war."

Luther lebte 21 Jahre in dieser glücklichen Ehe. Bekanntlich starb er am 18. Februar 1546 zu Eisleben, nachdem er noch im Januar desselben Jahres in seinem lebensmüden Trübsinne geschrieben hatte: „Ich bin der Welt satt und die Welt meiner, wir sind also leicht zu scheiden, wie ein Gast, der die Herberge quittirt. Darum bitte ich um ein gnädiges Stündlein und begehre des Wesens nicht mehr."

Seine treffliche Gattin folgte ihm jedoch erst, nachdem sie durch Pest, Kriegsläufte und Krankheit noch viel Drangsale und Prüfungen fromm und standhaft ertragen, und ihre vier lebengebliebene Kinder zu guten Menschen und Christen erzogen und gebildet hatte.

Ein Leichenstein in der Pfarrkirche zu Torgau, worauf ihr Bild in Lebensgröße zu sehen ist, bezeichnet noch heute die Stelle, wo ihre Asche ruhet. Die ihres berühmten Gatten aber hat in der Schloßkirche zu Wittenberg ihre ewige Ruhestätte gefunden.

Seit beinahe drei Jahrhunderten ist er todt; aber sein Geist lebt noch und ist unsterblich wie sein Ruhm.

Das Pabstthum hat er überwunden — aber . . . .

O Luther — großer Luther! Hast Du Ruhe in Deinem Grabe? Könntest Du heute wieder auferstehen und Dein starkes Wort hineindonnern in die heutige Zeit, was würdest Du sagen?

Ende.

BIBLIOTHECA REGIA MONACENSIS.

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Belani, H. E. R.,

Wittenberg und Rom historisch-romantisches Gemälde aus der Reformationsgeschichte

Bd.: 3

Leipzig (1840)

P.o.germ. 89 pu-1/3
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10310271-1